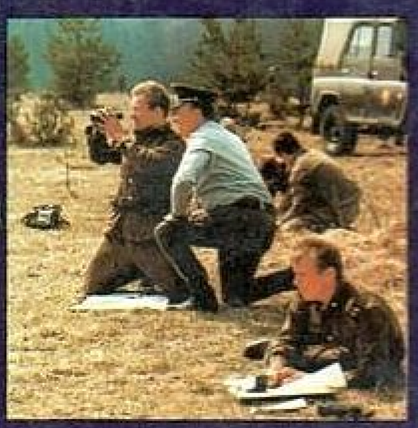
Arsenal

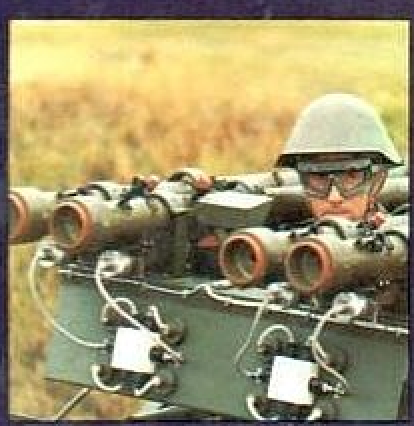








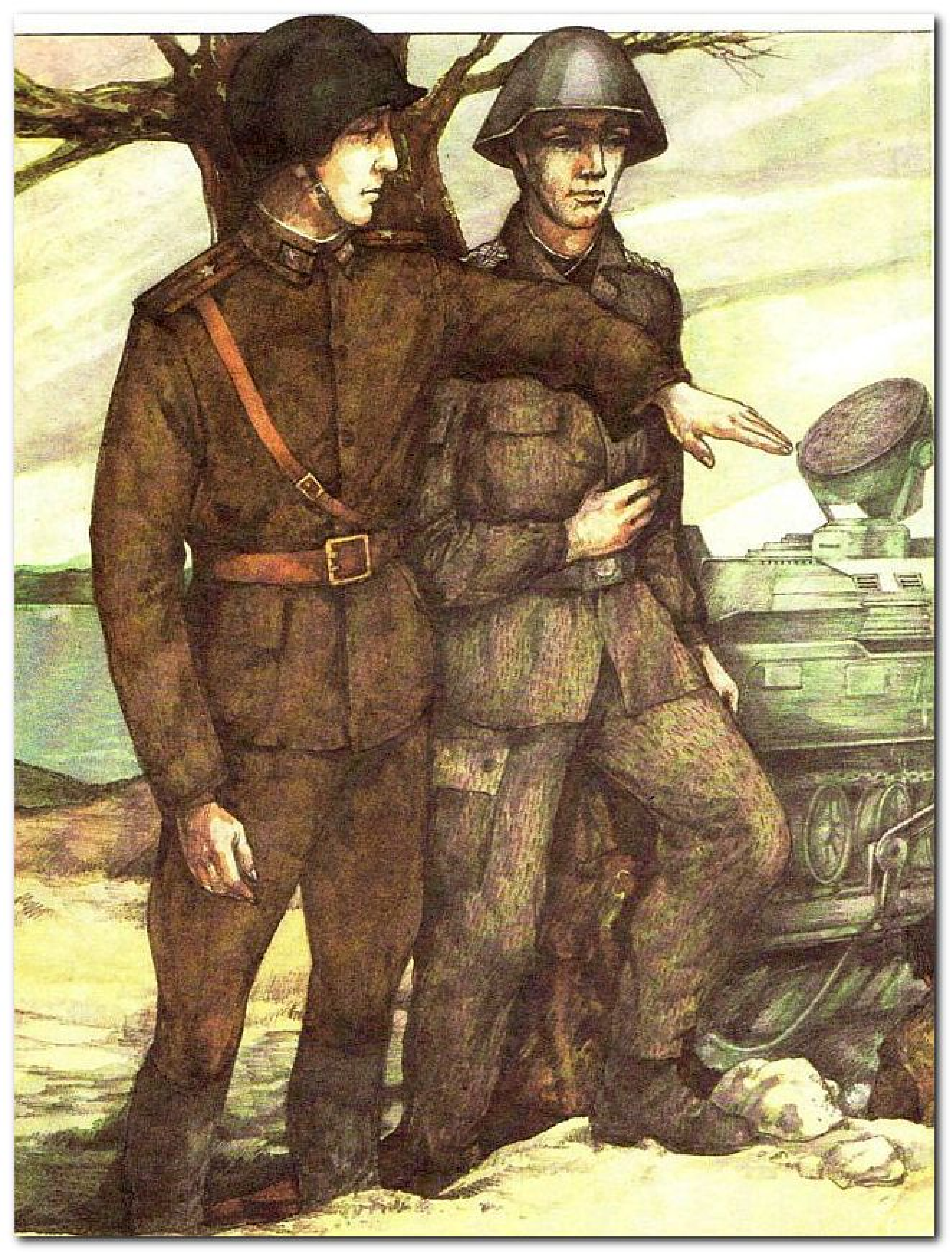




Die NVA wird dreißig.
Sibir – schlafendes Land?
FDJler erlernen das Waffenhandwerk.
Geschützrohre – gezogen oder glatt?
Erlebnisse in Spanien 1936.

Zwei Deutsche helfen sowjetischen Partisanen.
Luftlandepanzer aus Hubschraubern.
Panzer bergen – mit Seilwinde oder Flaschenzug.
Wie der antifaschistische Schutzwall entstand.

„Strela" – Pfeile gegen Tiefflieger.
Von Uniformen und Waffenfarben.
Aufklärer im Wettkampf.
Mein Leben in der Volksmarine.





Militärpolitisches Kabinett
Stadt- und Landkreis Görlitz
89 Görlitz, Promenade 2

Arsenal 6

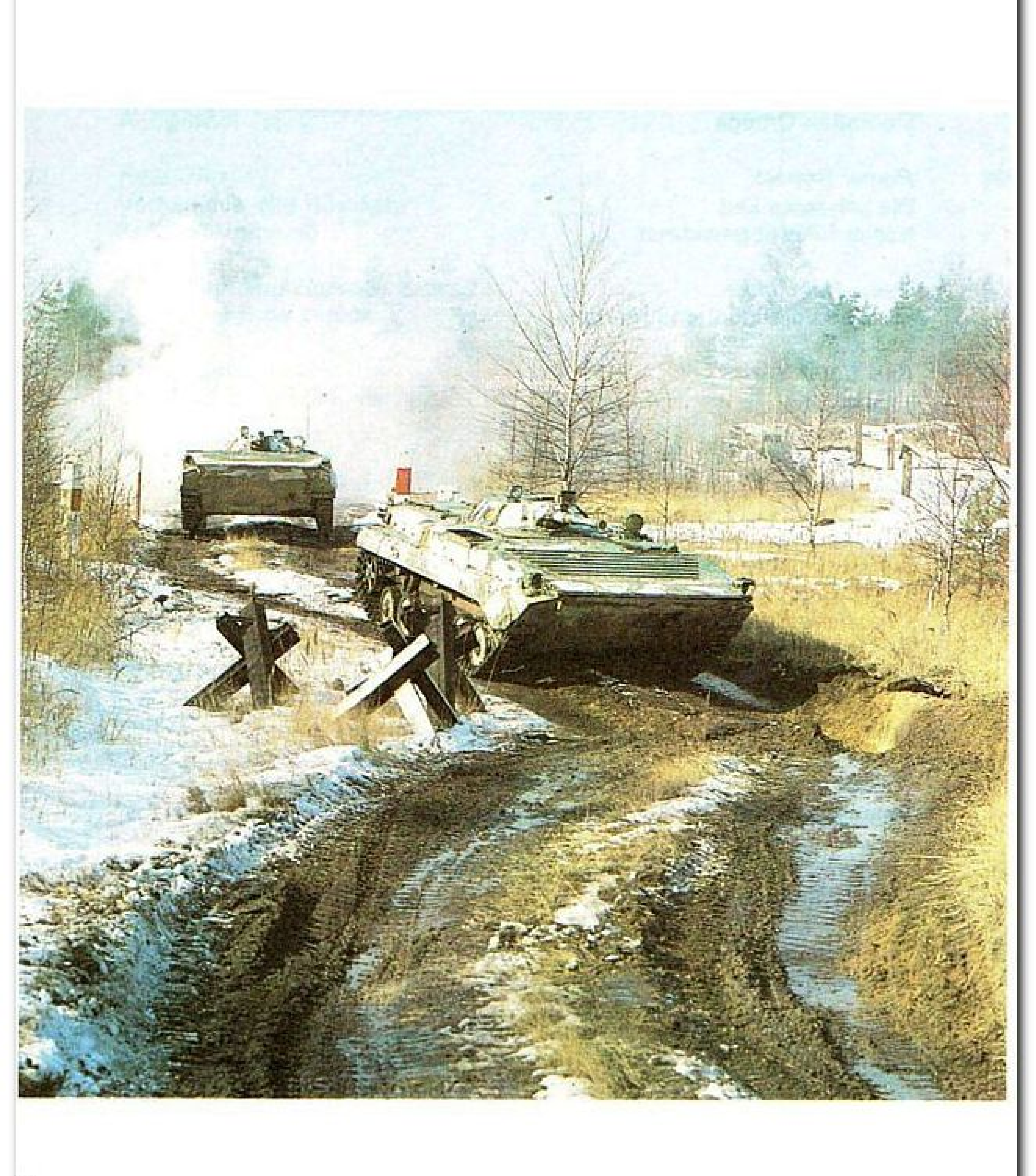
Ein Sammelband über Militärwesen und sozialistische Landesverteidigung für junge Leute



Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik

ISBN 3-327-00046-8

Inhalt



Die NVA ist dreißig Jahre alt

Oberst Dr. sc. Werner Hübner

Matthias berichtet: Nun ist es soweit! Der Zug fährt ein. Mit schweren Taschen und Schritten nimmt er die Stufen, die in den Waggon führen. Hinter dem Fenster eines Abteils taucht sein Gesicht wieder auf, der Freundin zugewandt. Hastig öffnet er das Fenster, und suchende Blicke aus feuchten Augenpaaren begegnen einander. Die einen verlangen Treue, die anderen versichern sie. Doch zum Sprechen reicht es nicht ganz, sind die Gaumen zu trocken, bleiben gar wichtige Worte im Halse stecken. Erst bei Anfahrt des Zuges bringt sie ein «Halt die Ohren steif» über die Lippen und, was viel wichtiger für ihn ist, «... ich wart' auf dich».

So oder ähnlich geht es zu beim Abschied ins «Ungewisse», beginnt der Tag der Einberufung. Für viele wird es die erste wirkliche Bewährungsprobe einer Beziehung. Hatte man bisher viele gemeinsame Erlebnisse, werden sie mit Beginn dieses Tages zu «lieben Erinnerungen». War das «Zusammenhalten» bisher unkomplizierte Selbstverständlichkeit, wird sich jetzt beweisen, ob Versprochenes nicht nur dahingesagt wurde. Dieser Tag ist nicht nur für ihn Beginn eines neues Lebensabschnitts, in dem er sich an militärische Disziplin gewöhnen, Befehlen unterordnen und exakte Bewegungsabläufe beherrschen lernen muß, sondern wird auch für sie oft Rücksichtnahme und Verständnis erfordern.

Der Zug ruckt an. Wie er solche Bahnfahrten haßt. Doch es wird nicht die letzte dieser Art sein, und eigentlich ist er froh, daß sie ihn zum Bahnhof brachte und sich seine Gedanken an Daheim stets mit ihrem Gesicht verbinden werden.

Der Schaffner kontrolliert die Fahrkarten. Er zeigt die blaue Karte, den Einberufungsbefehl. Im Gesicht des Schaffners glaubt er ein Lächeln entdeckt zu haben «Na dann, Hals- und Beinbruch», sagt der Schaffner, und er blickt noch immer – wie es scheint – respektvoll auf den Einberufungsbefehl.

Spätestens mit dem Bescheid, sich zur Musterung für den Wehrdienst einzufinden, stehen alle Fragen konkret: Bleibt es bei der Entscheidung, freiwillig für drei Jahre zu den Panzern zu gehen, obwohl die Freundin meint, 18 Monate wären genug? Doch dann bliebe die Ungewißheit des Termins, eventuell erst mit 25 Jahren einberufen zu werden, und auch fraglich wäre, ob der Wunsch, zu den Panzertruppen zu kommen, in Erfüllung ginge. Schließlich gibt es die schon geäußerte Absicht Dienst auf Zeit zu leisten, und eine darauf ausgerichtete, beendete Ausbildung bei der GST. Der Betrieb, die Kumpel, die sich auch verpflichtet haben, länger zu dienen der Offizier vom Wehrkreiskommando – alle rechnen damit, daß es bei den drei Jahren bleibt. Natürlich werden Spezialisten gebraucht, und den T-72 zu fahren – das ist ja nicht ohne. Hineinkriechen konnte man schon mal – zum 1. März in der Kaserne. Als Unteroffizier steht sich einer auch finanziell nicht schlecht. Und so naiv kann heute keiner sein, nicht zu wissen

wie wichtig unsere Armee ist. Wenn die sozialistischen Streitkräfte nicht stark genug wären, wer weiß, ob wir dann alles das erreichen könnten, was wir uns vorgenommen haben. Allen soll es besser gehen – im Frieden.

Mit dem Armeedienst sind Entscheidungen verbunden, die das Gesetz, die Pflicht zur Ableistung des Wehrdienstes, dem einzelnen nicht abnimmt. Es geht um persönliche Haltung, um die Einstellung zum militärischen Dienen, zur Verteidigung des Sozialismus und des Friedens.

Die Mehrheit der männlichen Bürger unserer Republik kennt die Nationale Volksarmee aus eigenem Erleben. Für viele ist die Dienstzeit Erinnerung, für einen Teil Gegenwart und für die Heranwachsenden noch Zukunft.

Ausschließlich Freiwillige waren es bis 1962. Seit der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht, im Januar 1962, verbindlich für alle. Die Ältesten also, denen das Gesetz diese Pflicht auferlegte, sind über 40 Jahre alt. Die Väter der heutigen und künftigen Wehrpflichtigen waren bei der Fahne, haben in der Nationalen Volksarmee gedient und – keinen Krieg erlebt! Das gab es in den vorangegangenen Generationen nicht. Die Großväter fielen im zweiten Weltkrieg, verloren ihre Gesundheit oder trugen schwer an den Folgen eines mörderischen Krieges, für den sie als Soldaten eines verbrecherischen Regimes mißbraucht wurden. Deren Väter wiederum erlebten – oder überlebten auch nicht – den ersten Weltkrieg. Die reaktionäre Klassenlinie deutscher Geschichte ist wahrlich mit Blut und Tränen, mit Kanonen und Mord gekennzeichnet.

Genosse Armeegeneral Heinz Hoffmann, der 25 Jahre Minister für Nationale Verteidigung der DDR war, faßte einmal die historischen Erfahrungen in die Worte: «Die Arbeiterklasse ist ihrer Natur nach die friedliebendste Klasse, ist sie es doch auch, die unter den imperialistischen Kriegen am meisten zu leiden und zu bluten hatte, die unter dem Joch des Imperialismus und im Kampf gegen den Imperialismus die größten Opfer brachte – im friedlichen wie im bewaffneten Kampf.»

Väter und Söhne, die in der Nationalen Volksarmee dienten und dienen, werden mit harten und recht schwerwiegenden Forderungen konfrontiert: dem militärischen Eid verpflichtet, der Deutschen Demokratischen Republik, dem sozialistischen Vaterland, allzeit treu zu dienen und sie auf Befehl der Arbeiter-und-Bauern-Regierung gegen jeden Feind zu schützen, stets bereit zu sein, den Sozialismus gegen alle Feinde zu verteidigen und das Leben zur Erringung des Sieges einzusetzen.

Dazu gehört, Einschränkungen auf sich zu nehmen, in der Kaserne zu leben, Befehlen zu gehorchen, sich zu schinden, um geforderte Normen zu erfüllen, von der Familie getrennt zu sein und nicht dann Urlaub zu bekommen, wenn man ihn möchte.

Waffen und Geräte werden moderner, ihre Bedienung zwar nicht immer komplizierter – denn modern heißt ja schneller, zweckmäßiger, wirksamer einsetzbar –, doch mehr Spezialkenntnisse werden gefordert, und immer bleiben: die Gefechtsbereitschaft, die Disziplin, die Normzeiten, das Training, die Wache, die Winterübung und der Härtetest.

Gefährliche, friedensgefährdende Situationen, provoziert durch den Imperialismus und seine Gewaltpolitik, führten zu Bewährungssituationen und nicht selten zu erhöhter Einsatzbereitschaft. Dafür steht das Datum 13. August 1961 an erster Stelle, als die für die Imperialisten überraschenden, wohlorganisierten und mit großer Präzision durchgeführten Sicherungsmaßnahmen an der Staatsgrenze der DDR dafür sorgten, daß den Aggressoren das Risiko zu groß wurde, um einen militärischen Angriff auf die DDR zu wagen. Seitens der DDR, besonders auch der Nationalen Volksarmee, eine hervorragende militärische Leistung – ohne zu schießen! Ohne Krieg! Eine Aktion der Friedenssicherung, die allerdings auf der Fähigkeit beruhte, wenn notwendig, auch kämpfen zu können. Jeder weiß, daß dabei die Nationale Volksarmee nicht allein stand. Die Gemeinsamkeit der Staaten des Warschauer Vertrages, besonders die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee, macht die Fähigkeit der Militärmacht des Sozialismus aus, Frieden zu gebieten.

Gefährdungen für den Frieden – Bewährungssituationen für die Nationale Volksarmee als Teil der verbündeten sozialistischen Armeen, Anspruch und Forderungen an hohe Einsatzbereitschaft gab es in den dreißig Jahren noch mehr. Hier haben nicht nur Ereignisse in Mitteleuropa einen Nennwert. Als die USA im Herbst 1962 drohten, das junge sozialistische Kuba zu erdrosseln, hatte das Rückwirkungen auf die Gefechtsbereitschaft der Armeen des Warschauer Vertrages. Schließlich zählt auch der Beitrag der Nationalen Volksarmee, wenn es um die friedenserhaltende Kraft des militärstrategischen Gleichgewichts geht. Immer ist dabei eingeschlossen: Bringt die Nationale Volksarmee die Pfunde auf die Waage, um ihren Anteil am Gleichgewicht zu leisten? Wie geht das, dem Gegner sein tödliches Risiko bewußt machen für den Fall seines Angriffs auf den Sozialismus?

Voraussetzung auf seiten der sozialistischen Armeen ist der Beitrag des einzelnen. Jeder muß lernen, sich aneignen, perfekt beherrschen, was nötig ist, um im entscheidenden Augenblick besser im Kampf zu sein als der Gegner. Dieser Anspruch ist hoch, wegen der Technik, wegen der möglichen Überraschung, wegen der ungeheuren Mühe, die das Training kostet, um Meisterschaft zu erreichen. Das militärstrategische Gleichgewicht, von dem wir zu Recht sagen, es sichert den Frieden, weil wir militärische Überlegenheit des Gegners nicht zulassen, wirkt mit Raketen, Flugzeugen, Divisionen, Panzern – doch immer ist eingerechnet eine Bedingung: daß die volle Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft vorhanden ist, alle Möglichkeiten ausgeschöpft werden, die mit der Waffentechnik verbunden sind. Diese Bedingung hat jeder Soldat zu erfüllen. Sie ist von keinem anderen ersetzbar. Im Kleinen nicht und im Großen nicht. Die Nationale Volksarmee trägt heute einen gewichtigen Teil der Verantwortung für die Friedenssicherung in der Verteidigungskoalition der Staaten des Warschauer Vertrages.

Das ist die «Bewährungssituation» von Armee und von Soldaten heute. Man könnte sagen, die Situation, alles für den Krieg zu lernen, zu beherrschen, um es schließlich nicht anwenden zu müssen, sei paradox. Gleichzeitig haben wir aber doch die Einsicht: Solange Rüstungskonzerne an Waffenproduktion verdienen und fremde Völker unterdrückt werden, ebensolange ist die Ursache für Kriege nicht beseitigt. Anwenden wollen sozialistische Armeen ihre militärische Stärke nicht, doch nachweisen müssen sie ihre Fähigkeit, einen Angreifer vernichtend schlagen zu können. Darum die harte Ausbildung, ununterbrochene Wachsamkeit und Manöver, ja überhaupt Armee. Wir sind darüber nicht gerade glücklich, weil wir wissen, mehr Waffen bringen nicht mehr Sicherheit, doch genauso wissen wir: weniger militärische Stärke als der Imperialismus ist eine Verlockung für Aggressionen. Unser Staatsratsvorsitzender, Genosse Erich Honecker, sagte dazu: «Zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte hat sich die Arbeiterklasse mit dem Waffenhandwerk aus Freude an den Waffen oder gar aus Lust am Töten beschäftigt. Weil ihr im Ringen mit dem Klassenfeind, den Ausbeutern und deren Gewaltapparat, keine andere Wahl bleibt, erlernte die revolutionäre Arbeiterklasse gründlich die Theorie und Praxis des bewaffneten Kampfes und wandte sie auch erfolgreich an. In einer solchen Lage befinden wir uns auch in der Gegenwart.»

Wir sprechen von Volksarmee. Aus gutem Grund. Denn niemals zuvor in der deutschen Geschichte hat die Armee Volksinteressen gewahrt. Heute ist das so. Wegen des Auftrages – den Frieden und die Errungenschaften des werktätigen Volkes zu schützen – und natürlich auch wegen der Tatsache, daß unterschiedslos alle in ihren Reihen dienen. Doch letzteres wäre nicht die Eigenart, die den Charakter als Volksarmee kennzeichnet. Dieser Charakter ist durch das gemeinsame Interesse aller, der Offiziere, Unteroffiziere, Generale und aller Soldaten, gegeben, den Auftrag zu erfüllen, den Klassenauftrag – Friedenssicherung. Gemeinsames Interesse, gemeinsamer Auftrag sind gegeben, doch gibt es Vorgesetzte und Unterstellte. Offiziere und Soldaten. Damit ist Befehlen und











Zusammenwirken der Raketenschnellboote und Seefliegerkräfte

Raketenkomplex der Truppenluftabwehr der NVA

Der BMP – das Hauptkampf- und Transportmittel der mot. Schützen

Regelmäßige Durchsicht der Flugzeuge durch die Kontroll- und Reparaturstaffel

Torpedoschnellboote: Munition wird gegurtet









Gehorchen verbunden. Der 23jährige Leutnant befiehlt dem 25jährigen Soldaten, der Unteroffizier ist erst 19 und kaum so lebenserfahren wie die Mehrheit seiner Soldaten. Er muß befehlen, Leistungen verlangen, Urlaub geben oder auch nicht, Initiative erwarten und sein Kollektiv mit hohen Forderungen zu den Ergebnissen führen, die schließlich den Normen entsprechen, die den Gewichten für das Gleichgewicht angemessen sind!

Diese Gemeinsamkeiten, mit den Schwierigkeiten, ihrer Bewältigung, ihrem Ärger und ihren Erfolgserlebnissen – das ist Volksarmee.

Dreißig Jahre – und Frieden wird bleiben. Die Nationale Volksarmee wird dabei weiter ihren gewichtigen Anteil haben.

Waffenbrüderschaft: Verschiedene Sprachen sind kein Hindernis für die Verständigung

Im Lehrkabinett an der Offiziershochschule «Ernst Thälmann»

An Schwerpunkten der Volkswirtschaft sind Genossen der NVA im Einsatz

In einer Torpedoregelstelle der Volksmarine

Soldatenwege im SCHLAFENDEN LAND

Major Volker Schubert

BAM – nur drei Buchstaben. Und doch sind sie das Sinnbild für großartige technische Leistungen und Pioniergeist, Abenteuer und Bewährung. Oft konnten wir in den letzten zwölf Jahren darüber lesen. Als Bauplatz des Jahrhunderts wurde die Tausende Kilometer umfassende Strecke der Baikal-Amur-Magistrale bezeichnet. Ein einmaliges Projekt. Vor drei Jahren begann ich mich stärker für die Bauarbeiter zu interessieren, die vom gleichen Geist beseelt waren wie einst Pawel Kortschagin. Nicht etwa, weil zu diesem Zeitpunkt abzusehen war, daß der stählerne Schienenstrang über 4300 Kilometer bald fertiggestellt sein würde. Nein! Dmitri Gawrilow war der Grund. Ich hatte ihn bei einem Zusammentreffen mit Matrosen der Baltischen Rotbannerflotte kennengelernt. Dmitri diente das letzte Jahr in der Seekriegsflotte. Er stammte aus der Hafenstadt Cherson am Schwarzen Meer. Drei Freunde Dmitris aus seiner Heimatstadt waren damals nach zwei Jahren Dienst bei den Panzertruppen bereits an der BAM. Sie hatten an Dmitri, der bei der Flotte ein Jahr länger dienen mußte, geschrieben. Darüber, daß sie einen Arbeitsplatz für ihn frei gehalten hätten und daß sie auf ihn warteten. Für den Matrosen-Funker war das bereits keine Frage mehr: Klar, er würde an dem großen Abenteuer teilnehmen. Auf meine erstaunte Frage, ob sich das noch lohne, bald wäre die Strecke doch fertiggestellt, lachte Dmitri nur und meinte: «Arbeit gibt's dort noch bis ins nächste Jahrtausend.» Und dann hatte er mir begeistert von Sibirien und von seiner Arbeit an der BAM erzählt. Inzwischen sind Jahre ins Land gegangen. Tausende ehemaliger Soldaten haben sich zur BAM gemeldet. Viele von ihnen sind mittlerweile fast echte Sibirier geworden, haben in den neuerstandenen Städten Familien gegründet, werden wohl dort bleiben, genauso wie Dmitri.



Oberleutnant Juri Wolodjagow machen strenge Fröste nichts mehr aus

Soldatensiedlung an der BAM



Baupioniere treffen per Hubschrauber ein

Eine Schneise ist vorbereitet

Moderne Technik im Einsatz: Gleisverlegegerät

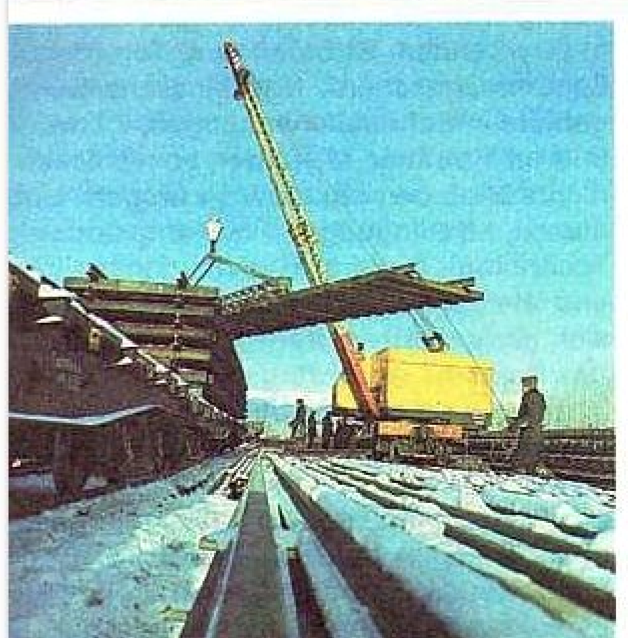
Entladen von Gleisen

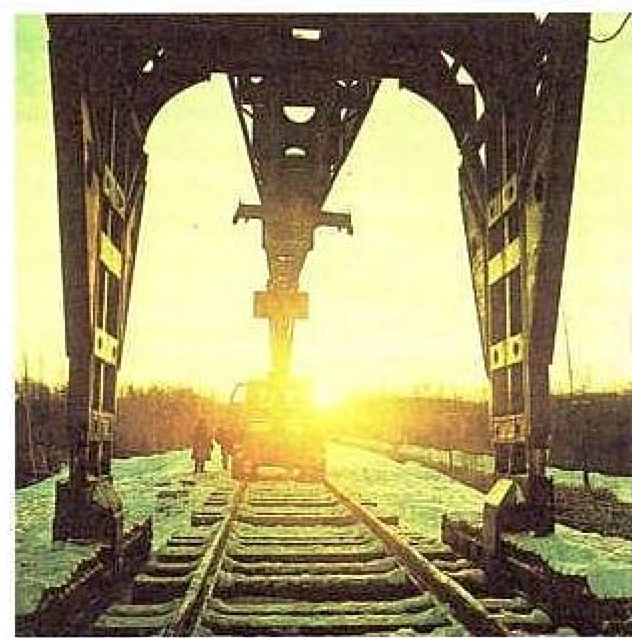
Verlegung von Gleisen unter harten klimatischen Bedingungen

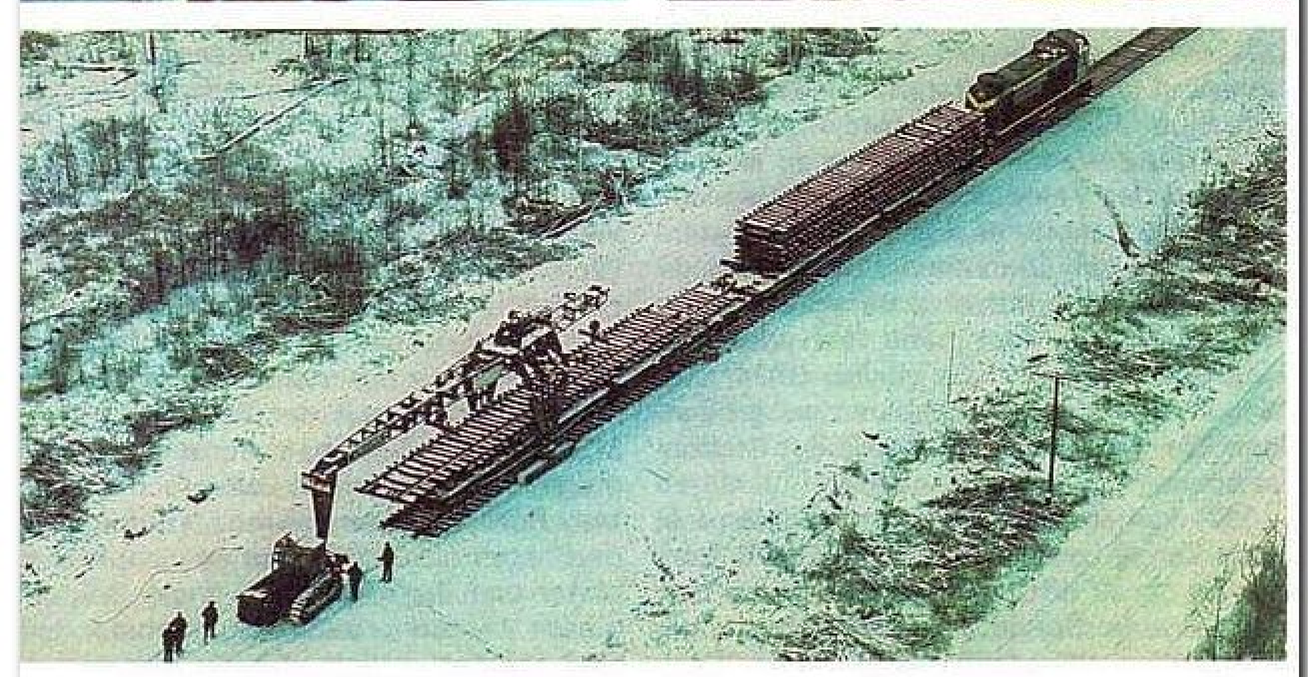


Sibir – schlafendes Land. So nannten die Tataren jene unendlichen Weiten hinter dem «steinernen Tor», dem Uralgebirge. Das Wort blieb erhalten. Über Jahrhunderte galt Sibirien als «Ende der Welt», knüpften sich an seinen Namen Vorstellungen von bitterster Kälte, von ewiger Nacht,


Даёшь БАМ!







von unüberwindlichen Sümpfen und undurchdringbaren Urwäldern, von Weg- und Pfadlosigkeit, von Verbannung, Hunger und Armut. Das Leben der sibirischen Völker war hart. Die Eingeborenen galten den zaristischen Herrschern als Menschen niederer Art, gerade gut genug, als Sklaven riesige Mengen von Pelzen abzuliefern.

Mit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution schlug für die nach Sibirien verbannten Revolutionäre die Stunde der Befreiung. Aber auch für die sibirischen Völker. Für die Nenzen, Ewenken, Chanten, Mansen, Burjaten, Jakuten, Tschuktschen, Korjaken und viele andere. Um jedoch den Subkontinent wirtschaftlich erschließen und den Menschen die moderne Zivilisation bringen zu können, bedurfte es geeigneter Verbindungswege. Im Dezember 1920 wurde unter Lenins Leitung im GOELRO-Plan der Ausbau der sibirischen Eisenbahnstrecken festgelegt, deren Kernstück die Verbindung zwischen Baikalsee und Amur sein sollte – die Baikal-Amur-Magistrale, die BAM. Das Land wurde geologisch erkundet. Weit über tausend Kilometer Schienenstrang entstand in den dreißiger Jahren. Doch danach, im Großen Vaterländischen Krieg, mußte die Sowjetunion einen Kampf auf Leben und Tod gegen die faschistischen Aggressoren führen: «Alles für die Front – alles für den Sieg!» Anlagen der BAM wurden vor Moskau und bei Kursk benötigt. Eisenbahnbaupioniere demontierten bereits verlegte Schienen und bauten damit eine Stichbahn von Saratow nach Stalingrad, halfen auf ihre Art die Wende des Krieges zu erzwingen und den Feind schließlich zu vernichten. Lange dauerte es, bis die schlimmsten Kriegsschäden überwunden waren. Jahrzehnte erinnerte nur eine Bahnstation der Transsibirischen Eisenbahn, von der aus eine Nebenstrecke, die Kleine BAM, zur Magistrale führen sollte, an den großen Plan. Der Name des Ortes und der Station ist bis heute geblieben – BAM.

1974 kamen jedoch erneut Soldaten ins «schlafende Land». Am 8. Juni 1974 faßten das ZK der KPdSU und der Ministerrat der UdSSR den Sonderbeschluß «Über den Bau der Baikal-Amur-Magistrale». Fast 1200 Kilometer Schienenverbindung waren noch aus den dreißiger Jahren verblieben. Der «Rest», der zu bewältigen war, bestand aus rund 3600 Kilometern. Immerhin entspricht dies einer Strecke von Moskau durch die Russische SFSR, durch die Belorussische SSR, durch die Volksrepublik Polen und die DDR, durch die BRD, durch Frankreich bis nach Spanien. Es ist gut, sibirische Dimensionen dann und wann zum besseren Verständnis ins Europäische zu übersetzen. In keinem anderen Land der Erde wurden bisher Bahnlinien oder Straßen dieser Größenordnung geschaffen in einem Gebiet mit Dauerfrostboden, das häufig von Erdbeben heimgesucht wird, mit reißenden Strömen und furchteinflößenden Gletschern. Geschlossene Sumpfgebiete, Schneeverwehungen, Lawinen und im Sommer Milliarden von Mücken – nichts blieb den «Bamowzy» erspart. Unter diesen Bedingungen waren neuartige Technologien gefragt, revolutionäre Ideen und Heldenmut. Hunderttausende hatten sich gemeldet, um freiwillig auf dem größten Bauplatz unseres Jahrhunderts zu arbeiten. Der Elan der Jugend triumphierte über alle Widrigkeiten. Die Leistungen der Moskauer und Leningrader Metrobauer bei der Durchtunnelung des Baikalgebirges suchen ihresgleichen. Doch auch aktiv dienende Soldaten machten sich an der BAM einen Namen. So blieben die schwierigsten Streckenabschnitte im Ost- und auch im Westabschnitt den Eisenbahnbaupionieren der Sowjetarmee vorbehalten.

Panfilow. Wer erinnert sich bei diesem Namen nicht an das Buch von Alexander Bek? Wem fallen da nicht die Kämpfer an der Wolokolamsker Chaussee ein, jene Helden, die ihr Leben für die Verteidigung der Hauptstadt gaben, als die Schlacht vor Moskau am erbittertsten tobte? Generalmajor Panfilow war der Kommandeur der 316. Schützendivision, in der die Worte geprägt wurden, die bald Leitspruch der ganzen Roten Armee waren: «Rußland ist groß, aber ein Zurück gibt es nicht mehr – hinter uns liegt Moskau!» Viele Soldaten dieser Division, auch ihr Kommandeur, sind gefallen.

Natürlich kannte Alexej Panfilow, der zwanzigjährige Traktorist aus dem Dorf Krupenino am Don, die Lebensgeschichte seines berühmten Namensvetters. Klar auch, daß er den Helden von der Wolokolamsker Chaussee etwas nacheifern wollte. Aber darüber hatte er nie ein Wort verloren.

Schon das zweite Jahr diente Aljoscha bei den Baupionieren, die das Gleisschotterbett der BAM mitten in der Taiga aufschütteten und verdichteten. Keine leichte Arbeit, zugegeben, aber der Soldat hatte sich an die schwierigen Bedingungen gewöhnt. Er erfüllte die Normen recht ordentlich, hatte sich aber nicht sonderlich hervorgetan, nicht positiv und nicht negativ. Auch sein Name war nichts Bemerkenswertes. Panfilow – so heißen viele Menschen in der Sowjetunion. Und einem richtigen General war er bisher persönlich nicht begegnet. Wozu auch, mag er gedacht haben, ich erfülle doch nur meine Pflicht. Man kann sich vorstellen, wie erschrocken der Planierraupenfahrer war, als er neben seinem Bett eine Generalsuniform erblickte. Und außerdem, wieso lag er in einem Krankenbett? Bruchstückhaft tauchten in Aljoschas Bewußtsein Erinnerungsfetzen auf: Brennende Bäume stürzten auf ihn herab ... dann das Brummen eines Hubschraubers ... Feuer und Qualm ... er konnte nichts mehr sehen, bekam keine Luft mehr. Jetzt aber sah er ganz deutlich direkt neben sich einen General. Soldat Panfilow stellte sich schlafend, schloß die Augen. Doch der General war ein Arzt, der Aljoschas List sofort durchschaute. Er erteilte dem Soldaten den Befehl zu essen. Mit Schrecken bemerkte Aljoscha, daß der General sich anschickte, ihn, den einfachen Soldaten Panfilow, zu füttern; so wie man das mit einem kleinen Kind macht. Alexej protestierte verzweifelt. Es half nichts. Bis auf den letzten Löffel mußte er alles aufessen. Dann unterhielt sich der General mit dem Soldaten über dessen Krankheit. «Sicher, die Verbrennungen sind schmerzhaft», sagte der Generalmajor, «die Kohlenmonoxidvergiftung ist jedoch gefährlicher.» Eine Kohlengasvergiftung? Er? Zu Hause in Krupenino waren manchmal Frauen, weil sie zu zeitig die Lüftungsklappen des Ofens geschlossen hatten, mit Kopfschmerzen zum Arzt gekommen. Die hier mußte er sich mitten in der Taiga geholt haben. Da war die Erinnerung wieder: Die Taiga brannte.

Morgens stand etwa zehn Kilometer von der Zeltstadt der Soldaten entfernt der Wald in Flammen. Die Waldbrand-Feuerwehr des Forstbetriebes war per Hubschrauber eingeflogen worden. Es war klar, daß auch die Pioniereinheit helfen würde. Panfilows starke 500-PS-Planierraupe wurde auf einem Tieflader zur Brandstelle gebracht. Zu zehnt leisteten sie nun dem Feuer Widerstand. Die Forstarbeiter zeigten Aljoscha, wo er eine Schneise anlegen sollte. Geschickt lenkte er sein Spezialfahrzeug. Kilometer um Kilometer wuchs die Spur.

Am nächsten Morgen, nachdem er mehr als 20 Stunden an den Steuerknüppeln gesessen hatte, fiel der Soldat vor Müdigkeit regelrecht aus der Kabine. Die Augen brannten. Aljoscha wußte nicht, wie er noch sitzen sollte, so schmerzte ihm der Rücken. Aber es war ja alles gut gegangen. Die Gefahr schien gebannt. Jetzt zehn Stunden ohne Unterbrechung schlafen! Aber er kam nicht dazu, auch nur ein wenig einzunicken. Der Wind hatte immer mehr aufgefrischt. Gontschar, der Leiter der Brandschutzgruppe, kam angerannt. Das, was er Alexej zurief, machte diesen auf einen Schlag hellwach, ließ ihn die Schmerzen vergessen. Das Feuer hatte sie von allen Seiten eingekreist. Wie große Zungen kamen die Flammen auf die Männer zu. Nur ein Hubschrauber konnte sie hier herausholen. Gontschar hatte über Funk Hilfe angefordert. Aber würde diese noch rechtzeitig kommen? Und vor allem, wo sollte hier ein Hubschrauber landen? Das Wichtigste war jetzt – nicht aufzugeben, nicht zu kapitulieren. In dem Buch «Die Wolokolamsker Chaussee» wird es deutlich: In einer Schlacht fallen zuerst jene, die in Panik verfallen. Bisher war Alexej Panfilow nie besonders aufgefallen. Hier mußte er sich bewähren. Es ging nicht nur um sein eigenes Leben, sondern auch um das von neun anderen Menschen. Nur



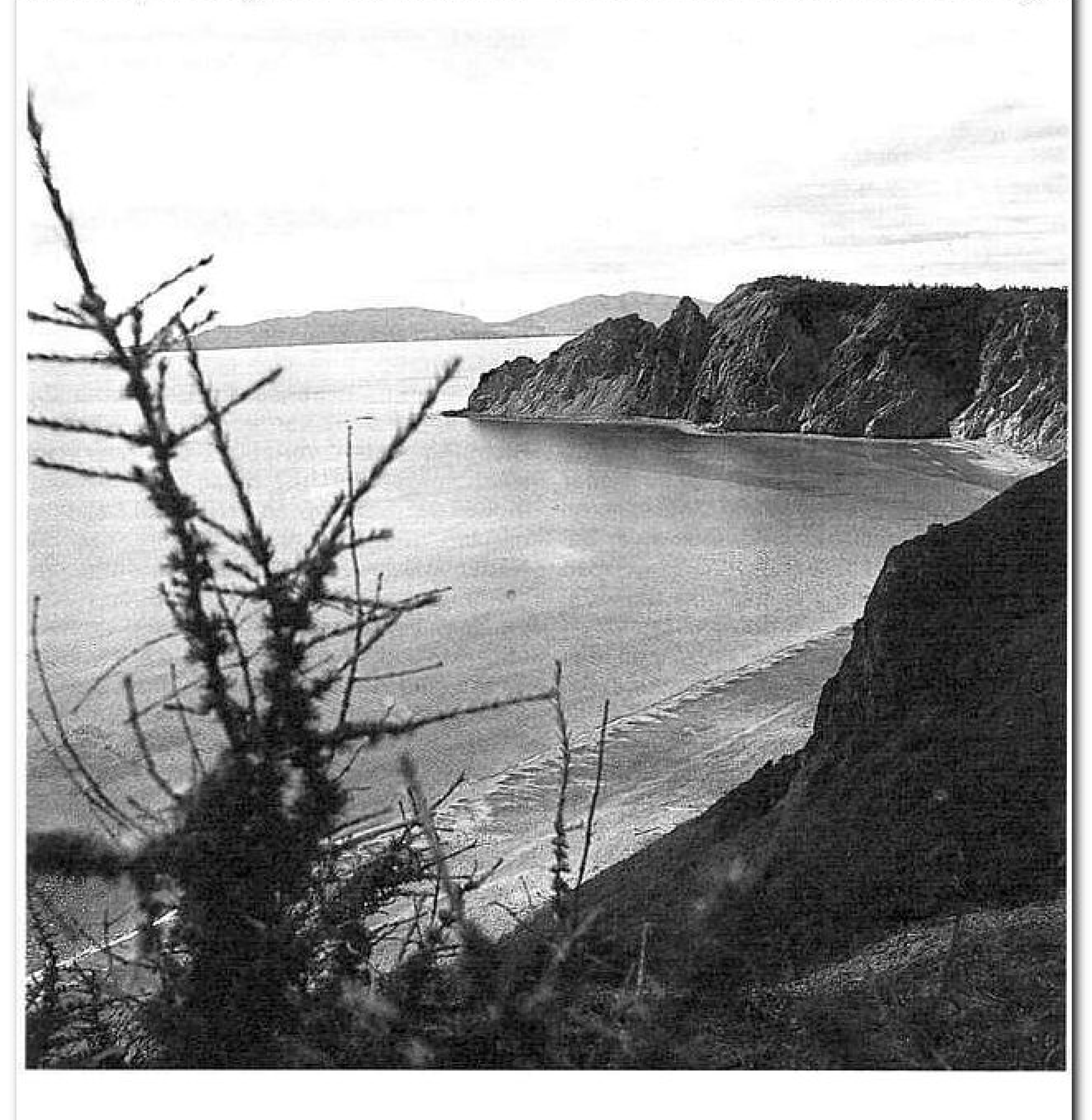


Ein Ständchen für die Soldaten

Hunderte von Flüssen muß die BAM überqueren

Der Baikal – einst das «heilige Meer» der Verbannten

er allein konnte im Moment helfen. Er sprang wieder in die Fahrerkabine. Die Planierraupe drehte sich auf der Stelle, zermalmte mit ihrer schweren Kette Grasbatzen, Sträucher und kleine Bäume. Dann schob er das alles dem Feuer entgegen. Immer und immer wieder nahm er erneut Anlauf. Im Halbkreis entstand ein schwarzer Fleck, wurde größer. Die Feuerwehrleute hatten ihn verstanden. Nur hier konnte ein Hubschrauber landen. Hier fand das Feuer keine Nahrung mehr. Ein paar Minuten würden sie es jetzt auch länger aushalten in dem Inferno. Die Forstarbeiter wollten dem Soldaten zu Hilfe kommen, versengten sich, bevor sie die Raupe erreicht hatten, die Barthaare. Sie warfen dem Raupenfahrer eine Rucksack-Wasserspritze zu. Aljoscha ließ das Wasser über Gesicht, Hände und Arbeitsuniform laufen. Jetzt erst bemerkte er die Brandlöcher in der Uniform. Auf die Brandblasen an den Händen achtete er nicht weiter. Erneut steuerte er die Maschine in die Höllenglut.



Ein umstürzender Baum zerschmetterte die Kabinenfenster. Glassplitter klirrten gegen Metall. Jetzt bestand überhaupt kein Schutz mehr gegen die hereinlohenden Flammen und den beißenden Qualm. Dumpf dröhnte es in seinen Ohren. Stoßweise und immer schneller ging sein Atem. Stechen im Hals, in der Brust. Vor seinen Augen drehten sich dunkle Kreise. Irgendwo weit über Alexej Panfilow prasselte das Feuer, platzten riesige Baumstämme mit lautem Knall auseinander. Die Planierraupe stand still. Mechanisch trat Alexej weiter auf das Gaspedal. Seine Hände umkrampften die Lenkhebel. Dann war da noch ein anderes Geräusch, kam näher, entfernte sich wieder. Wie ein schwarzes Ungeheuer stand die Planierraupe in den Flammen. Im letzten Moment gelang es den Forstarbeitern, den bewußtlosen Soldaten in das Flugzeug zu tragen. Erst im Krankenhaus kam Aljoscha wieder zu sich. Und nun saß Generalmajor Viktor Frolow am Krankenbett. Der General war gerade auf einer Inspektionsreise, um die medizinische Betreuung der BAM-Soldaten zu überprüfen. Unterwegs hatte er von Aljoschas Kampf mit dem Feuer gehört und war sofort in das Krankenhaus gefahren, wollte sich persönlich vom Gesundheitszustand des Patienten überzeugen.

Inzwischen ist Alexej Panfilow zu seiner Einheit zurückgekehrt. Wenn Journalisten die Soldaten besuchen und nach einer bemerkenswerten Tat fragen, so zeigt man auf ihn: «Sprechen Sie mal mit dem da, mit dem Gefreiten Panfilow.» Der aber brummt dann bestenfalls: «Was soll das Theater. Ich mache doch nur meine Arbeit!»

Die meisten und die größten Tunnel der BAM befinden sich im Westabschnitt. Das Baikalgebirge und die Höhenzüge von Kadarask und von Muisk versperrten den Gleisbaupionieren dort den Weg. Aber auch die Gebirge im Osten hatten ihre Tükken. Ein Beispiel dafür sind die Schwierigkeiten am Dusse-Alinjaer Tunnel. Eigentlich wurde er schon vor Jahrzehnten gebaut. Hier sollten einst Züge die Kohle aus dem Urgaler Gebiet nach Osten, nach Komsomolsk am Amur bringen. Doch es dauerte seine Zeit, bis erstmals 1977 ein Zug die 1810 Meter unter dem Fels zurücklegen konnte. Dabei gab es hier sogar schon einmal «Bahnpersonal». Ein Alter und eine Alte hatten in der Nähe ihr Häuschen, beobachteten den Tunnel, warteten auf die Gleisverleger. Im Winter heizten die beiden den Tunnel. Der provisorische Ofen war eine riesige Eisentonne. Die erzeugte Wärme reichte gerade aus, damit das ewige Eis nicht wieder in die Durchfahrt eindrang. Jahre ging das so. Doch die Gleise wurden anderweitig viel dringender benötigt. Auch Kohle wurde knapp. Als die beiden Alten inzwischen gestorben waren, hatte man ihre Planstellen kurzerhand gestrichen.

Inzwischen wuchs der Tunnel auf natürlichem Wege zu. Aus der Osteinfahrt quoll das Eis wie eine weiße Pelzmütze heraus und taute selbst im Sommer nicht mehr auf. Von der Westseite gähnte noch ein reifbedeckter Schlund. Nach nicht einmal hundert Metern endete aber auch hier jeglicher Weg.

Im Dezember 1974 wurde auf dem Bergrücken, durch den der Tunnel führt, ein Soldatentrupp unter dem Kommando eines Zugführers abgesetzt. Das kleine Kollektiv sollte Schienen von Dusse-Alinja in Richtung Osten verlegen. Das war ihre Hauptaufgabe. Um diese zu erfüllen, mußte der Eispfropfen im Tunnel beseitigt werden. Niemand ahnte damals, daß die Nebenaufgabe die Soldaten Monate beschäftigen würde, daß selbst Spezialisten an dem vorgefundenen Problem verzweifeln würden. Auch die Soldaten hatten noch keine Ahnung, wie findig sie auf die Schwierigkeiten reagieren mußten. Anfangs versuchten sie, das Eis mit den gewöhnlichen Methoden, durch Bohrungen und kleine Sprengladungen, zu beseitigen, kamen aber nicht vorwärts. Dann reisten Militäringenieure an, schlugen vor, den Tunnel mit Heißluft aufzutauen. Ein kleines Loch konnten sie in den Berg «brennen». Dann stand wieder alles still. Es ging und ging nicht weiter. Mit einem großen Hubschrauber wurde eine Kohlekombine eingeflogen. Sie sollte den Pfropfen aufschneiden. Verwaist steht sie wohl noch

heute am Bergrand. Ihre Messer waren wirkungslos auf dem Eis abgeglitscht.

Schwierigkeiten bereitete das Wasser. An vielen Stellen war es aus der Tunnelwand getropft – langsam zwar, doch stetig. Dieses Wasser, das unaufhörlich von den Wänden rinnt, plätschert heute in einer kleinen Rinne zum Tunnelausgang. Damals war es die Ursache, daß das Eis nachwuchs. Und noch etwas anderes bewirkte das Wasser: Bereiche festesten Eises mit der Härte von Granit wechselten zur Wand hin, vor allem an höheren Stellen mit Abschnitten einer breiartigen Eismasse. Hier übte das angestaute Wasser einen hohen Druck aus.

Leutnant Grigori Gurski setzte die tägliche Arbeitszeit seiner Soldaten auf fünf Stunden herab. Stück für Stück mußten sie das Eis herausbrechen. Allen Beteiligten ist ein Tag besonders in Erinnerung geblieben. Kolja Marintschenko, der Stellvertreter des Zugführers, stürzte plötzlich aus einer Höhe von fünf Metern ab. Er hing nur noch an den Sicherungsseilen. Kolja hatte Eis unter der Tunnelwölbung abgehackt und war unvermutet auf eine «Wasserstelle» gestoßen. Alle Soldaten sahen, wie im Moment des Sturzes die Eishülle des Tunnels auf einmal zu schwanken anfing und sich merklich zur Seite neigte. Niemand wußte, was die nächsten Minuten bringen mochten. In solchen Situationen können Sekunden zu Ewigkeiten werden. Da zeigt sich, wie sehr sich einer auf den anderen verlassen kann, was in jedem einzelnen steckt. Blaß sind damals wohl etliche geworden, niemand aber nahm Reißaus. Obwohl, verübeln hätte man das keinem können.

Gemeinsam bahnten sie sich einen Weg zu ihrem Genossen, befreiten diesen aus seiner mißlichen Lage. Erst eine halbe Stunde später, als alle in Sicherheit waren, brach der Eispanzer auseinander. Noch einmal war alles gut gegangen.

Die überstandene Gefahr brachte Leutnant Gurski auf eine Idee. Tagsüber prüfte er oft die Eishülle. Er horcht in das Eis hinein, witzelten ein paar Spaßvögel. Abends fertigte der Zugführer Zeichnungen an, rechnete ...

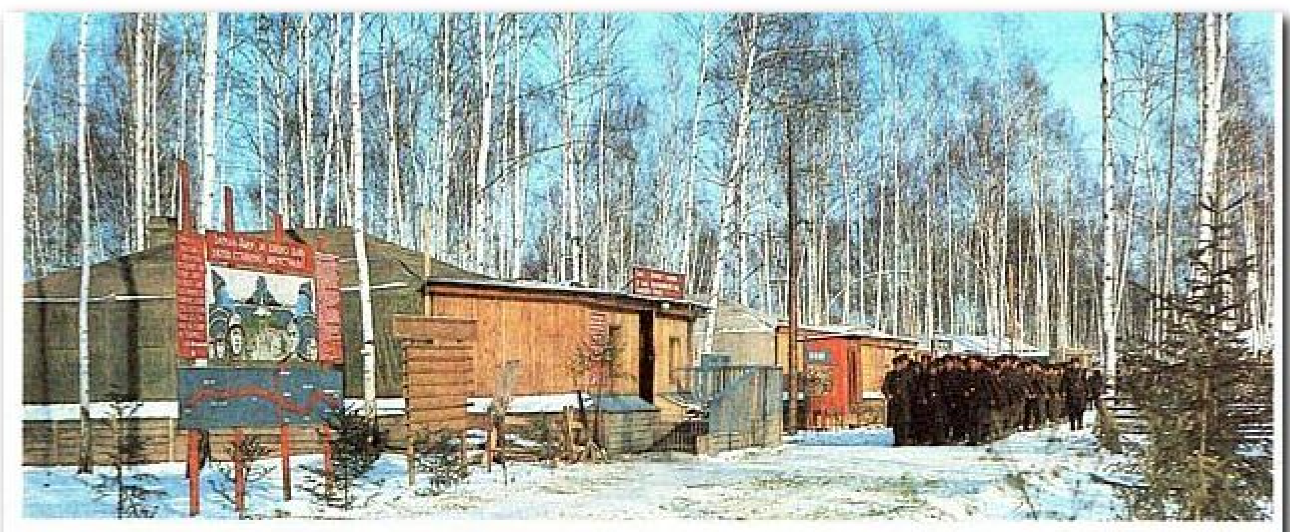
Schließlich fand er heraus, wo die weichen Eismassen mit einiger Sicherheit zu vermuten waren. Von nun an beseitigten die Soldaten das Eis unter den errechneten Stellen. Leutnant Gurski führte seine Männer aus der Höhle. Inzwischen verrichtet das Wasser die Arbeit, für die die Baupioniere sich tagelang hätten quälen müssen.

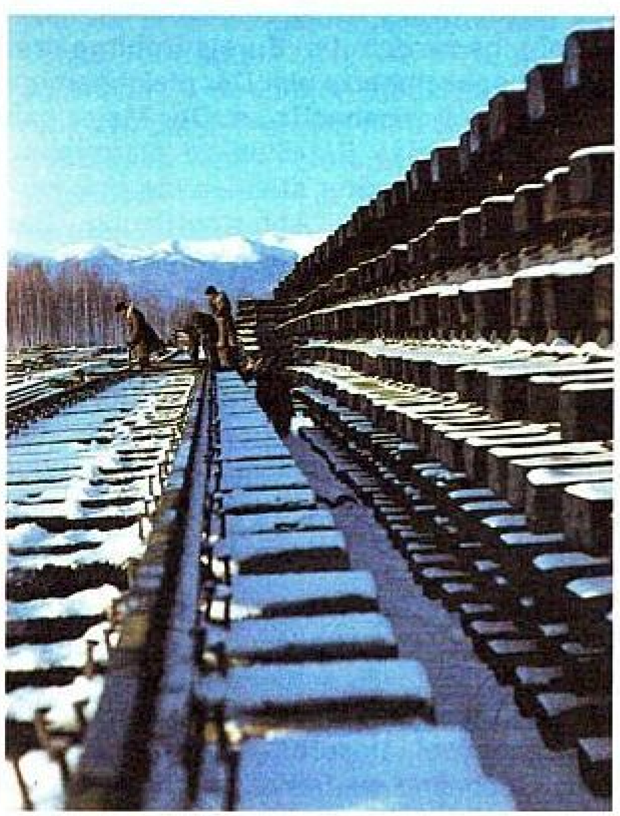
Ein warmer Platzregen ging hernieder. Es war, als würde die Erde aufatmen. Die Zeit der bitteren Kälte mit Frösten unter 60 Grad Celsius war vorüber. Noch waren die Mückenschwärme nicht über das Land gezogen. Major Swetlow wußte jedoch bereits, daß ihn kein idyllischer Abend erwarten würde. Der Wasserstandsposten hatte Gefahr gemeldet. Im Bureja-Gebirge trat die Schneeschmelze ein. Der gleichnamige Fluß schwoll zusehends an. Der Major gab den Befehl, das Bataillon zu alarmieren. Zehn Minuten später standen die Brückenbaupioniere in der Antreteordnung. Der Kommandeur ließ den Blick über die ausgerichteten Reihen schweifen. Solch eine Truppe werde ich so bald nicht wieder haben. Freud und Leid haben wir hier im Fernen Osten geteilt, Erfolge erlebt und auch Mißerfolge. Und wir haben hier über den Bureja eine 622 Meter lange Brücke in nur zwei Monaten gebaut. Das soll uns mal einer nachmachen. Teufelskerle, diese Jungs.

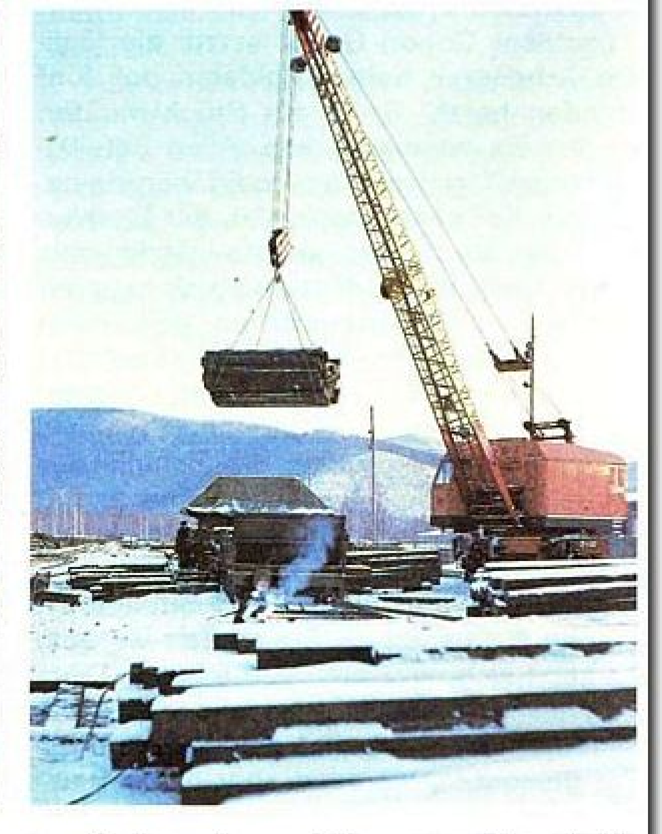
Der Major riß sich aus seinen Grübeleien. Dafür war jetzt keine Zeit. Er suchte nach Worten. Alle schienen ihm nicht gewichtig genug für diesen Augenblick.

«Genossen! Unserer Arbeit droht Gefahr. Noch sind die Schutzbauten nicht fertig. Das Hochwasser kommt zu früh. Wir brauchen Freiwillige, um die Brücke zu retten.» Das Bataillon trat geschlossen einen Schritt vor. «Kompanieführer, lassen Sie die Nichtschwimmer raustreten!» Zögernd folgten einige diesem Befehl.

Das Wasser war inzwischen buchstäblich Minute um Minute angestiegen. Baumstämme mit weit ausladendem Wurzelwerk trug es heran. Sogar ein kleines Holzhaus wurde in den Wellen hin- und hergeschleudert. Auch einen «Lada» hatte das Wasser unterwegs mitgerissen. All diese Beute schleuderte nun der Bureja ge-





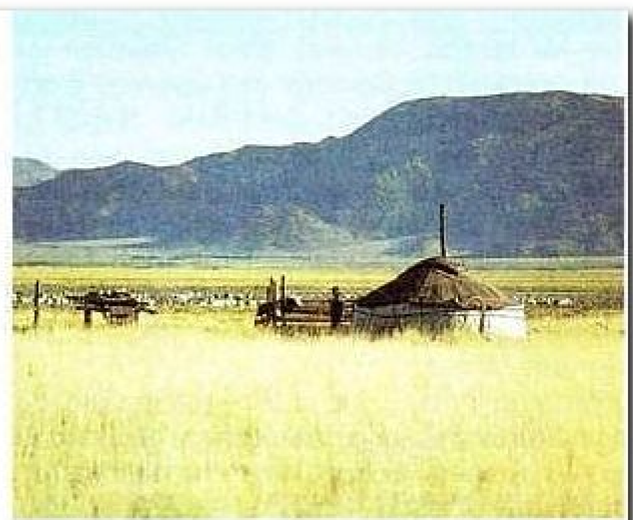


gen die Pfeiler der Brücke. Besonders wurde der zwölfte, der Stromstichpfeiler, in Mitleidenschaft gezogen.

Unterdessen hatte das Hochwasser die Brücke von der Straße abgeschnitten. Die Soldaten wurden mit Hubschraubern hinübergebracht. An Sicherungsseilen ließen sich die Männer zum Wasser herab. Mit langen Enterstangen versuchten sie, das Treibgut von den Pfeilern fernzuhalten. Vor allem die Staus, die sich vor der Brücke bildeten, machten ihnen zu schaffen. Der Bataillonskommandeur erkannte den Soldaten Koslow, der noch im ersten Diensthalbjahr war und über den wegen seiner mitunter übertriebenen Vorsicht ab und zu gespöttelt wurde. Anscheinend hatte Igor jegliche Angst verlassen. Wie mit einem Bajonett stach er mit seiner Stange auf einen Baumriesen ein: Pack dich, du räudiger Hund von einem Stück Holz ... Verschwinde, habe ich dir befohlen ... Na siehst du, jetzt wirst du friedlich!

Neben dem jungen Soldaten mühten sich Starschina Sergej Schurygin, Oberleutnant Kowal, der Politstellvertreter einer





Auch an der BAM militärische Ausbildung

Bald wird hier eine Siedlung entstehen

Durch die Taiga müssen Schneisen geschlagen werden

Jurten sind im Ostabschnitt der BAM keine Seltenheit

Tynda – die Hauptstadt der BAM entsteht

Sibirische Dimensionen



Kompanie, und auch Hauptmann Suprun, der Militärarzt. In solch einer Situation ist das persönliche Beispiel das überzeugendste Argument. Auch der Major hatte zu einer Stange gegriffen. Plötzlich sah er, wie sich der Teil eines Staus, auf dem sich der Arzt abmühte, vom restlichen Holzknäuel löste. Das kleine Floß trieb rasch ab, «Paß auf, Shenka, paß auf!» schrie der Kommandeur. Seine Stimme ging im Tosen des Wassers unter.

Suprun gelang es, durch einen Sprung eine Verstrebung zu erwischen. Nun noch ein Klimmzug. Schon kletterte der Hauptmann über das Brückengeländer. «Ein Glück, daß gerade Hochwasser ist», witzelte er später, «sonst hätte ich die Brücke nie erreicht.»

Immer seltender flogen Scherzworte hin und her. Verbissen kämpften die Brückenbauer mit den reißenden Wassermassen. Die Sonne ging unter. Mächtige Scheinwerfer flammten auf. Noch dunkler und wilder erschien jetzt der Fluß. Der Wald am Flußufer war ein schwarzer Fleck. Eine gespenstische Szene. Blitze tanzten auf der Wasseroberfläche. Erneut ging ein Platzregen nieder. Der Abstand zwischen Wasser und Brückenbelag verkürzte sich. Schon konnte man mit den Stakstangen bequem von der Brücke aus hantieren. Es war, als würde das Bauwerk unter dem Ansturm der Gewalten beben und vibrieren. 80 Zentimeter noch. Nun nur noch 40. Schließlich gar nur 20 Zentimeter. Einen Moment überlegte der Major, ob er die Soldaten nicht von der Brücke abziehen müßte. Doch der Fluß hatte sich endlich beruhigt. Der Amur nahm die Wassermassen seines Nebenflusses an, regulierte diesen. Die Gefahr war gebannt.

Zehn Jahre hatte es gedauert von der Wiederaufnahme der Arbeiten an der BAM bis zum Verlegen der letzten vier Gleise, die von den Hüttenwerkern aus Nowokusnezk mit einer Schicht Goldbronze überzogen worden waren. Am 30. September 1984 wurden diese «goldenen» Gleise im Gebiet Tschita, unweit des Haltepunktes Balbuchta, verlegt. Seit dem 1. Oktober 1974 stehen die Signale der Baikal-Amur-Magistrale auf «Grün». Vorerst für schienengebundene Baufahrzeuge. 1986 wird die BAM für den Eisenbahnverkehr freigegeben. Pro Millimeter Schienenstrecke wird sie drei Rubel gekostet haben. Kein Wunder bei den Schwierigkeiten, die es zu bewältigen galt. Die sowjetischen Soldaten haben 1 470 Kilometer verlegt. Wenn Tynda, anfangs ein Zeltdorf der Soldaten, der Pioniere im doppelten Sinne, sich heute zu einer modernen Großstadt in Sibirien entwickelt hat und als Hauptstadt der BAM bezeichnet wird, so ist das nur einer der Erfolge jener ungezählten und ungenannten Helden mit und ohne Uniform. Das Gebiet, das sie erschlossen haben, nehmen wir links und rechts der Trasse einmal 200 Kilometer an, würde fünfzehnmal die DDR umfassen. Städte sind dort entstanden, riesige Industriekomplexe. Und nach der BAM wurde inzwischen die AJAM in Angriff genommen, die AMUR-Jakutsk-Magistrale, die später Tynda mit dem Nordmeer verbinden wird. Wie hatte doch Dmitri Gawrilow gesagt? «Arbeit gibt's dort noch bis ins nächste Jahrtausend!»

Sicher werden schon in wenigen Jahrzehnten die Kinder Sibiriens fragen: Unwegsames Land, ist das nicht ein Märchen aus uralten Zeiten?

Doch daß der «Landozean» Sibirien geweckt wurde, verdanken sie auch jenen Soldaten im «schlafenden Land».

Heimat, dich werden wir hüten!

Oberstleutnant Roland Fischer



Junge Angehörige der Volkspolizei–See begrüßen das V. Parlament der FDJ

Aus der Geschichte der FDJ-Initiativen zum Schutz der sozialistischen Revolution

Erfurt, am Nachmittag des 27. Mai 1955. Es tagte das V. Parlament der FDJ. In der weiten Thüringenhalle bestimmten die blauen Hemden und Blusen der Delegierten das buntbewegte Bild. Plötzlich war Marschmusik zu hören. Die Türen der Halle wurden geöffnet. Mit klingendem Spiel marschierten FDJ-Mitglieder der Kasernierten Volkspolizei, der Volkspolizei See und der Deutschen Grenzpolizei mit fest gefaßten Waffen ein. Sie waren dem Ruf des Jugendverbandes zum Dienst in den bewaffneten Kräften der DDR gefolgt und begrüßten nun das V. Parlament der FDJ. Ein unbeschreiblicher Jubel brauste auf und umfing die jungen Volkspolizisten.

Nach der Meldung des Kommandierenden an den Tagungsleiter stimmten alle in das seit der Übernahme der Patenschaft der FDJ über die Deutsche Volkspolizei bekannte Jugendlied ein:

«Heimat, im sonnigen Kleide, droht dir verrufene Hand,
hüll dich in stählerne Seide, webe aus Erz dein Gewand!
Jugend, voll Kühnheit geladen, stark ist dein Herzschlag und warm.
Greift zum Gewehr, Kameraden!
Herz, trommle zornig Alarm!»

Dieser Text war aktuell wie nie zuvor. Alle vereinte die Sorge um den Frieden, aber auch die Entschlossenheit, die Heimat mutig und kühn zu verteidigen.

Der Imperialismus drängte zum Krieg

Im Herbst 1954 war eine bedrohliche Situation für den Frieden und die Sicherheit in Europa entstanden. Gegen den Willen des Volkes hatte der Bundeskanzler der BRD Konrad Adenauer auf einer Tagung des NATO-Rates in Paris die Verträge, die der Einbeziehung der BRD in die NATO dienten und den Aufbau einer 500 000 Mann starken Aggressionsarmee vorsahen, unterzeichnet. Unverhohlen frohlockte er: «Wir sind auf dem Wege, die Sowjetzone zurückzuholen, wenn die westliche Welt eine entsprechende Stärke erreicht haben wird.» Obgleich die demokratischen Kräfte in der BRD, darunter die Kommunisten und FDJler Westdeutschlands, ihren Kampf gegen die Kriegsgefahr verstärkten, gelang es ihnen nicht, den NATO-Beitritt zu verhindern.

Am 27. Februar 1955 ratifizierte eine reaktionäre Mehrheit des Bundestages in der BRD die Pariser Kriegsverträge. Damit war der Weg zu einem einheitlichen demokratischen Staat versperrt, die Spaltung Deutschlands zementiert und eine unmittelbare Gefahr für den Frieden heraufbeschworen.

Die Aufnahme der BRD in den Nordatlantikpakt erfolgte dann ganz im revanchistischen Geist an dem Tag, an dem die UdSSR den zehnten Jahrestag des Sieges über das faschistische Deutschland beging. Die BRD wurde nun zu einer gefährlichen Aggressionsbasis der NATO an den Grenzen zur DDR und zur ČSR und zum Vertreter der USA-Politik des «Balancierens am Rande des Krieges» in Europa. Getreu dieser Rolle begannen die Imperialisten der BRD offen und in beschleunigtem Tempo ihre Revanchearmee aufzubauen.

Eine Koalition für den Frieden

Der gefährlichen Lage Einhalt zu gebieten, dazu war die unmißverständliche Entschlossenheit der sozialistischen Länder erforderlich, sowohl durch koordinierte außenpolitische Schritte als auch durch die Vereinigung der militärischen Anstrengungen zum Schutz der sozialistischen Ordnung und des Friedens.

Darum unterzeichneten die Vertreter von acht sozialistischen Staaten, der VR Albanien, der VR Bulgarien, der ČSR, der DDR, der VR Polen, der Rumänischen VR, der UdSSR und der Ungarischen VR, am 14. Mai 1955 den «Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand», den Warschauer Vertrag. (Seit 1962 nimmt Albanien nicht mehr an der Arbeit des WV teil.) Mit ihm stellten die sozialistischen Staaten Europas dem aggressivsten und stärksten imperialistischen Militärblock eine mächtige, politisch



Junge Pioniere danken Erich Honecker für sein langjähriges Wirken als Vorsitzender des Zentralrates der FDJ und sein unermüdliches Eintreten für den Schutz des Friedens

fest geschlossene sozialistische Verteidigungskoalition entgegen. Sie trat als ein Bündnis für den Frieden auf die Bühne der Geschichte, und sie sollte fortan entscheidend den Lauf der Dinge in Europa und in der Welt beeinflussen. Für die DDR bot der Warschauer Vertrag wirksamen Schutz gegen alle imperialistischen Aggressionspläne und gab ihr zugleich aufgrund der inneren Entwicklung und der fortschreitenden Zusammenarbeit der Bruderländer die Möglichkeit, zur gemeinsamen Verteidigung des Sozialismus und des Friedens beizutragen.

Bereit zum Schutz der Heimat

Von den Erfordernissen des Klassenkampfes ausgehend, begründete der damalige Vorsitzende der FDJ, Erich Honecker, in seiner Rede auf dem V. Parlament die Stellung der FDJ zur bewaffneten Verteidigung gegen alle Anschläge des Imperialismus. Unter dem Beifall der Delegierten erklärte er, «daß ein Arbeiter-und-Bauern-Staat zu keiner Stunde wehrlos sein darf. Deshalb ist es durchaus normal, daß ein Jugendlicher, der unter der Arbeiter-und-Bauern-Macht lebt, das Waffenhandwerk erlernt.»

Für den Jugendverband formulierte er die Aufgabe, beim Aufbau kampfstarker und einsatzbereiter Einheiten der Kasernierten Volkspolizei (KVP) zielstrebig zu helfen und die besten Mitglieder zum Ehrendienst zu delegieren.

Im Namen der Mitglieder der FDJ in der KVP versicherte Heinz Keßler, damals Mitglied des Zentralrates der FDJ und Generalmajor der KVP, «daß sie in unerschütterlicher Treue zur Heimat keine Anstrengungen und auch ihr Leben nicht schonen werden, um die Sache des Volkes, die Sache des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus zum Siege zu führen».

Mit stürmischem Beifall unterstützten die Delegierten die Forderung, daß es angesichts der Wiedererrichtung des Militarismus in der BRD jetzt notwendig sei, in der DDR nationale Streitkräfte zu schaffen.

Für Klarheit in den Köpfen

Unter Führung der Partei der Arbeiterklasse setzte die FDJ 1955 gemeinsam mit den anderen gesellschaftlichen Kräften eine bedeutende patriotische und internationalistische Erziehungsarbeit unter der Jugend fort. Das erfolgte unter komplizierten ideologischen Bedingungen. Trotz vieler Erfolge in der wehrpolitischen Arbeit und der Förderung der Verteidigungsbereitschaft der Jugend wirkten ein Jahrzehnt nach dem zweiten Weltkrieg in breiten Schichten der Bevölkerung pazifistische Auffassungen noch stark nach.



Das Mitglied des Zentralrates der FDJ, Generalmajor Heinz Keßler, versichert, daß die Angehörigen der Kasernierten Volkspolizei bereit sind, an der Seite der ruhmreichen Sowjetarmee die Heimat zu verteidigen

Ein großer Teil der Jugendlichen unterschätzte die Kriegsgefahr, die von der NATO und ihrer Strategie des «roll back» ausging. Manchem fiel es auch schwer, den grundsätzlichen Unterschied zwischen den Anstrengungen zur Schaffung nationaler Streitkräfte in der DDR und dem Aufbau der aggressiven Bundeswehr in der BRD zu verstehen. Der imperialistische Klassengegner versuchte falsche Anschauungen zu konservieren und Vorbehalte sowie Ablehnung besonders unter der Jugend gegen die Militärpolitik der SED und die massenpolitische Arbeit der FDJ zu erzeugen.



Mitglieder der GST und der FDJ fordern während der Kampfdemonstration zu Ehren Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs am 15. Januar 1956 in Berlin die Schaffung einer Volksarmee

Junge FDJ-Funktionäre stellten sich an der Seite bewährter Kommunisten mutig den Fragen der Jugend. In oftmals mühevoller politischer Arbeit und unter komplizierten Bedingungen konnten bei vielen Jugendlichen Unklarheiten und Vorbehalte ausgeräumt und der Erkenntnisprozeß gefördert werden, daß Armee nicht gleich Armee und Waffe nicht gleich Waffe sei, daß es immer darauf ankomme, ob es sich um die Armee der kapitalistischen Ausbeuterordnung oder ob es sich um die Armee des sozialistischen Arbeiter-und-Bauern-Staates handle.

Wilhelm Busch formulierte einst die Volksweisheit: «Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.» Doch der Imperialismus ist nicht schlechthin ein böser Nachbar. Lenin wies nach, daß die Herrschaft des Monopols gesetzmäßig zum Krieg drängt, weil die Erringung von Maximalprofit das Grundgesetz des Kapitalismus in seinem imperialistischen Stadium ist.

Bekannte Partei- und Jugendfunktionäre, Schriftsteller, Journalisten und Künstler gaben dazu in der Tageszeitung des Zentralrates der FDJ «Junge Welt» wertvolle Argumente.

Gewehre in Arbeiterhand!

Unter Berücksichtigung der Erfahrungen der vergangenen Jahre orientierte die SED den Jugendverband konsequent darauf, die ideologische Arbeit stets mit der zielgerichteten organisatorischen Tätigkeit zur Entwicklung der Verteidigungsfähigkeit der jungen Bürger zu verbinden. Deshalb realisierten die Leitungen der FDJ die Patenschaft des Jugendverbandes über die bewaffneten Kräfte nach dem Vorbild des Komsomol und gewannen die besten Mitglieder für den Dienst in der KVP. Sie mobilisierten die Jungen und Mädchen für die aktive wehrpolitische und wehrsportliche Arbeit in der GST und stärkten in den Betrieben die Kampfgruppen mit jungen Arbeitern. Die FDJ-Organisationen in der KVP und in der Deutschen Grenzpolizei unterstützten die Bewegung, sowjetische Er-

fahrungen in der politischen und militärischen Ausbildung zu nutzen, und schmiedeten das Waffenbündnis mit den Komsomolzen der Sowjetarmee.

Bonn rüstete weiter auf. Am 7. Juli 1955 wurde das Bundesministerium für Verteidigung gebildet, und Wehrgesetze traten in Kraft. Anfang 1956 bestanden die ersten Lehrkompanien der Bundeswehr, und im selben Jahr führte man die allgemeine Wehrpflicht ein. Um die konsequenteste Kraft gegen Militarismus und Kriegsvorbereitung unwirksam zu machen, wurde am 17. August 1956 die Kommunistische Partei Deutschlands verboten. Revanchistische, neofaschistische und militaristische Verbände schossen wie Pilze aus dem Boden. Jupp Angenforth, Vorsitzender der FDJ Westdeutschlands, und Hunderte andere fortschrittliche Funktionäre wurden eingekerkert. Die Werktätigen der DDR erkannten, daß es nunmehr unbedingt notwendig war, den revanchistischen Absichten des Monopolkapitals der BRD entschieden entgegenzutreten. «Gewehre in Arbeiterhand!» – «Wir fordern die Schaffung einer Volksarmee zum Schutz unserer Heimat!» – Mit diesen Losungen bekundeten im Januar 1956 Tausende FDJ- und GST-Mitglieder als Teilnehmer an der traditionellen Kampfdemonstration zu Ehren Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs in Berlin ihren Verteidigungswillen. Der Regierung der DDR gingen Briefe, Telegramme und Resolutionen zu, in denen Arbeiter, Angestellte und Angehörige der Intelligenz die gleichen Forderungen erhoben. Die Jugendbrigade «Roter Oktober» aus dem VEB Kupferbergbau schrieb: «Wir erklären uns geschlossen bereit, mit der Waffe in der Hand die Errungenschaften unserer Republik zu verteidigen.»

Die NVA wird geschaffen

Am 18. Januar 1956 beschloß die Volkskammer der DDR das Gesetz über die Schaffung der Nationalen Volksarmee und des Ministeriums für Nationale Verteidigung. Werner Felfe, Sekretär des Zentralrates der FDJ, versicherte im Namen der FDJ-Fraktion: «So, wie es der Drang der Jugend ist, die moderne Technik in unserer sozialistischen Wirtschaft zu meistern, Schwierigkeiten zu überwinden, so wird sich auch die Jugend die fortgeschrittene Militärwissenschaft und Waffentechnik ... aneignen.»

Über 2200 junge Angehörige der KVP verpflichteten sich trotz Ablauf ihrer dreijährigen Dienstzeit, in den Reihen der NVA weiter freiwillig Ehrendienst zu leisten. Ihr Beispiel löste eine breite Verpflichtungsbewegung aus.

Im Februar 1956 rief der Zentralrat der FDJ die Jugend der DDR unter der Kampf-



Der damalige Minister für Nationale Verteidigung, Generaloberst Willi Stoph, übergibt am 30. April 1956 die erste Truppenfahne in der NVA an das 1. mechanisierte Regiment

losung «Auch auf dich kommt es an, auf uns alle!» zum freiwilligen Ehrendienst der NVA auf. Tausende der besten Mitglieder und Funktionäre der FDJ folgten diesem Ruf.

Am 1. März 1956 begann die Aufstellung der ersten Einheiten der NVA, und am Vorabend des 1. Mai konnte der damalige Minister für Nationale Verteidigung, Generaloberst Willi Stoph, die erste Truppenfahne feierlich überreichen.

Die NVA war im gewissen Sinne die größte «Jugendinitiative» der FDJ. Etwa 9 von 10 Armeeangehörigen waren Jugendliche und 84 Prozent der ersten Freiwilligen Mitglieder der FDJ. Kaum 27 Jahre betrug das Durchschnittsalter der Offiziere. Von den 26 Generalen und Admiralen, die mit dem Aufbau und der Führung der NVA beauftragt waren, gehörten 18 bereits vor 1933 der Arbeiterbewegung an, 17 hatten am national-revolutionären Krieg des spanischen Volkes und an der Tätigkeit des Nationalkomitees «Freies Deutschland» teilgenommen, und 8 waren in faschistischen Gefängnissen und KZ eingekerkert gewesen. Mitte 1956 stammten 81,5 Prozent der Offiziere ihrer sozialen Herkunft nach aus der Arbeiterklasse, rund 86 Prozent waren Mitglieder und Kandidaten der SED.

Die NVA erhielt den Auftrag, sich schnell zu einem schlagkräftigen und einsatzbereiten Instrument der Arbeiter-und-Bauern-Macht zu entwickeln. Es kam darauf an, dem Kommando der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrages in kürzester Frist kampffähige Verbände der NVA zu unterstellen. Darum griffen die FDJ-Organisationen in der NVA die Losung «Von der Sowjetarmee lernen heißt siegen lernen!» auf und erläuterten jedem jungen Armeeangehörigen, daß die Sowjetarmee die Hauptkraft in der sozialistischen Militärkoalition sei und daß es gelte, die Kampferfahrungen der sowjetischen Waffenbrüder in der eigenen politischen und militärischen Ausbildung anzuwenden.

Gegen Spionage, Sabotage und ideologische Diversion

Die Wühltätigkeit der imperialistischen Spionage- und Subversionszentralen vom Boden der BRD und Westberlins nahm sprunghaft zu. Von Januar bis November 1956 registrierten die Sicherheitsorgane der DDR Tausende Flugblattraketen sowie 8648 Ballons mit mehr als 12 Millionen Flugblättern und Hetzschriften, die vom Gebiet Westberlins und der BRD kamen. Die Ballons mit explosiver Gasfüllung und mit Durchmessern von manchmal mehr als 4 m gefährdeten die Flugsicherheit ebenso wie Menschenleben und Sachwerte auf der Erde.

Am 18. Januar 1956 stürzte eine tschechoslowakische Verkehrsmaschine vor Košice in der ČSR ab, weil sie mit einem amerikanischen Flugblattballon zusammengeprallt war. Das Unglück forderte 22 Menschenleben.

Die Errichtung einer unterirdischen Abhörzentrale mit modernsten elektronischen Mitteln durch den amerikanischen Geheimdienst war ein ungeheuerlicher Vorgang, der die wahre Bestimmung der Frontstadt Westberlin zeigte. Von hier aus hatte die CIA einen 350 m langen Stollen aus Stahlrohr von 2 m Durchmesser in das Hoheitsgebiet der DDR vorgetrieben und bei Berlin-Altglienicke Telefonkabel der Deutschen Post und der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland angezapft. Der gesamte Tunnel war für eine lange Nutzungsdauer eingerichtet. Die CIA betrachtete damals dieses Unternehmen unter der Bezeichnung «Operation Gold» als ihr erfolgreichstes und erhoffte sich wichtige politische und militärische Informationen. Daß sie mit diesem Tunnel eine doppelte Pleite erlitt, wurde Jahre später offenbar. Die sowjetischen Sicherheitsorgane kannten nämlich den Plan bereits vor dem Bau, da einer ihrer Kundschafter bei der Erörterung des Projekts zugegen war.

Die Methoden des Klassenfeindes waren sehr vielfältig, um den Aufbau des Sozialismus in der DDR zu stören.

Da war zum Beispiel der Fall eines Mannes namens Kaiser, der als Chemiker und

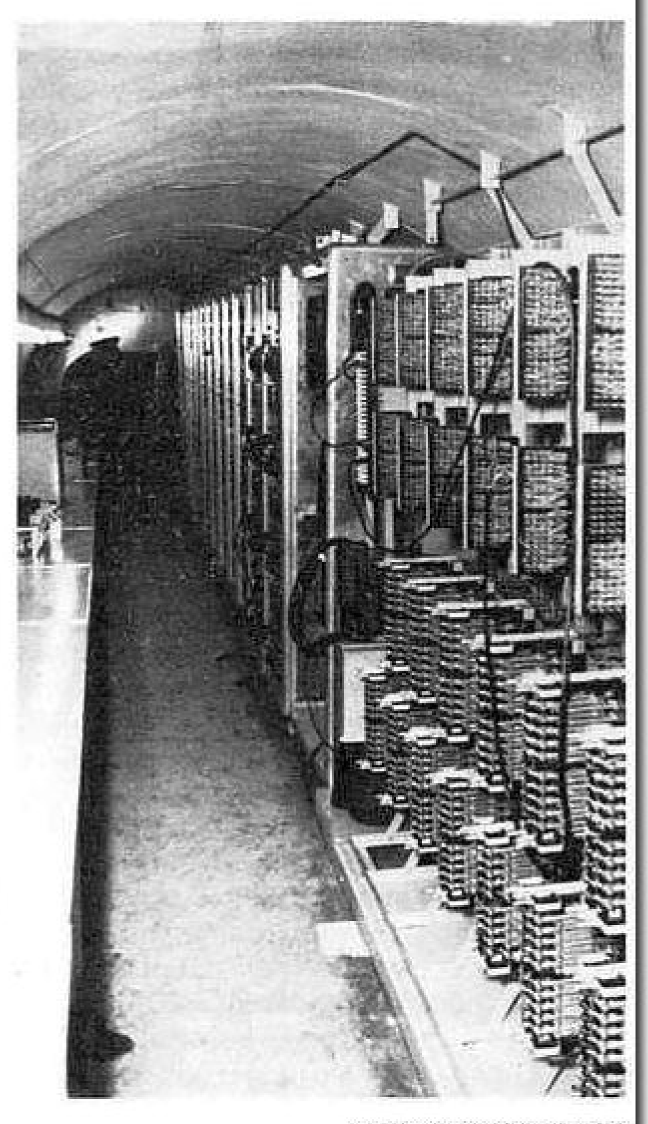
Mitglied der in Westberlin etablierten Terror- und Agentenorganisation «Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit» den Auftrag hatte, Betriebsküchenessen zu vergiften und die Gummierung von Briefumschlägen mit einem tödlichen Spezialgift zu präparieren.

Da war der Fall eines gewissen Lemke, der einen Mast der Starkstromleitung sprengen wollte, die das Kraftwerk Zschornewitz mit dem Stickstoffwerk Piesteritz verbindet. Die Sprengsätze hatten seine Auftraggeber geschickt – in Konservendosen mit dem Etikett «Tomatenmark». Lemke sollte auch den größten Schornstein der Filmfabrik Wolfen in die Luft jagen.

Da waren auch jener Großbauer, der sein Feld, den Schein wahrend, statt mit Saatgut mit Sägespänen bestellte, und der Dessauer Ingenieur, der das Innere von Schiffsmotoren mit Säuren oder Metallspänen so präparierte, daß sie schon beim Probelauf unbrauchbar wurden. Zur Kette der Anschläge gehörten Sabotageakte jener Art, wie sie eine Hamburger Agentengruppe im dortigen Hafen ausführte. Die über diesen Hafen in Halle angekommenen Schlachtschweine aus der VR China waren vergiftet.



Eine der Flugblattraketen mit gefährlicher Splitter- und Brandwirkung. Sie wurden vom Territorium der BRD und Westberlins aus in die DDR geschossen. Länge 33 cm; Durchmesser 4 cm



Der USA-Spionagetunnel auf dem Territorium der DDR 1956

Gemeinsam mit der Bevölkerung verstanden es die Schutz- und Sicherheitsorgane der DDR immer besser, Agenten und Saboteure unschädlich zu machen. Es gelang ihnen, mehrere westliche Geheimdienstringe zu zerschlagen. Im Mai 1956 übergab ein Kundschafter, der lange Zeit bei einem amerikanischen Geheimdienst gearbeitet hatte, wichtige Unterlagen. Es konnten schlagartig 137 Agenten in der DDR dingfest gemacht werden. Die Bosse merkten bald, daß der ökonomisch erstarkenden und sicher geschützten DDR mit Spreng- und Giftkapseln allein nicht mehr beizukommen war. Zunehmend bediente man sich deshalb auch der Wirtschaftssabotage.

Typisch dafür war das Vorgehen des Hamburger Firmeninhabers Latinsky. Seine Firma «ÖLMESS» hatte dem VEB Gaselan Smith-Zähler geliefert, verplombt. Sie wurden im ungarischen Werk «Donau-Zement» auf einer DDR-Baustelle montiert. Als man nach Abschluß der Bauarbeiten die Zähler in Betrieb nehmen wollte, liefen die Zahlenscheiben rückwärts.

Im Rostocker Überseehafen wurden von Latinskys Firma gelieferte Füllarme montiert, die sich als eine absichtliche Fehlkonstruktion erwiesen. Der durch die Verminderung der Ölumschlagkapazitäten im Rostocker Hafen entstandene Schaden betrug 10,4 Millionen Mark.

Teil des Wirtschaftskrieges war auch die gezielte Abwerbung von Fachkadern aus Forschung und Entwicklung und aus anderen wichtigen Bereichen der Gesellschaft oder die Täuschung von Handelspartnern der DDR mit gefälschten Schreiben.

Mord an Waldemar Estel

Bei Buttlar in der Rhön versah der Gefreite Waldemar Estel, Mitglied der FDJ, seinen Dienst an der Grenze zur imperialistischen BRD. Er hatte sich als junger Arbeiter nach dem IV. Parlament der FDJ 1952 freiwillig zur Grenzpolizei gemeldet. Im Jahre 1954 gelang es ihm durch entschlossenes Handeln, einen Agenten des amerikanischen Geheimdienstes festzunehmen.

Am 3. September 1956 wurde Waldemar Estel Opfer einer Grenzprovokation. Ein Grenzverletzer, der unter Umgehung einer Drahtsperre in das Territorium der DDR eingedrungen war, schoß ihn kaltblütig nieder. Der Täter konnte entfliehen. Die genaue Untersuchung des Mordes ergab zweifelsfrei, daß es sich um eine zielgerichtete, planmäßig organisierte Grenzprovokation handelte. Die BRD-Behörden erklärten sich auch in diesem Mordfall nicht für zuständig, sie lieferten den Mörder nicht aus.

Die Konterrevolution kam nicht durch!

Im Herbst 1956 spitzte sich die internationale Lage durch die aggressiven Machenschaften des Imperialismus rasch zu. Großbritannien und Frankreich überfielen gemeinsam mit Israel Ägypten, das den Suezkanal verstaatlicht hatte.

Am 23. Oktober entfesselten antisozialistische Kräfte, von der NATO aktiv unterstützt, einen blutigen konterrevolutionären Putsch in Ungarn. Gleichzeitig versuchten Agenten in einigen Städten der DDR konterrevolutionäre Gruppen zu bilden, Jugendliche irrezuführen und zu Ausschreitungen anzustiften. An der Staatsgrenze zu Westberlin und zur BRD wurden Zwischenfälle organisiert. Genosse Erich Honecker schrieb dazu: «Die Nachrichten von den Greueln der Reaktion, den bestialischen Morden an ungarischen Genossen und Klassenbrüdern erfüllten mich, da ich die Grausamkeiten des Faschismus am eigenen Leibe erfahren hatte, mit Erbitterung und Abscheu. Um so mehr begrüßten wir die Bildung der revolutionären Arbeiter-und-Bauern-Regierung unter János Kádár. Sie scharte alle fortschrittlichen Kräfte um sich, verteidigte mit Unterstützung sowjetischer Truppen die sozialistischen Errungenschaften in Ungarn und führte das ungarische Volk wieder auf den Weg des sozialistischen Aufbaus.

Wir arbeiten in dieser Zeit mit großer Energie daran, die DDR zu stärken.»

Tausende Jugendliche erklärten ihre Be-

reitschaft, am bewaffneten Kampf gegen die Konterrevolution in Ungarn teilzunehmen. Das «Hilfskomitee für das sozialistische Ungarn» unter Leitung der bekannten Arbeiterpersönlichkeit Adolf Hennecke übergab von Werktätigen der DDR eine Sach- und Geldspende im Werte von elf Millionen Mark.

Aufgeputschte Elemente erhielten von den Feinden der DDR den Auftrag, in der Berliner Humboldt-Universität und in anderen Institutionen konterrevolutionäre Demonstrationen und Provokationen gegen die Arbeiter-und-Bauern-Macht auszulösen, die dann als Vorwand für das bewaffnete Eingreifen des BRD-Imperialismus dienen sollten. Die Partei- und Staatsführung traf jedoch rechtzeitig und konsequent notwendige Sicherheitsmaßnahmen. Der Aufmarsch der Kampfgruppen der Arbeiterklasse am 3. November 1956 in Berlin Unter den Linden ernüchterte die Klassenfeinde und machte ihre Absichten zunichte.



Gefreiter Waldemar Estel
geboren: 5.2.1932
ermordet: 3.9.1956

Nach einer Hetzkundgebung vor dem Schöneberger Rathaus in Westberlin rotteten sich am 5. November, gegen 20.00 Uhr, bezahlte Provokateure und aufgeputschte Jugendliche zusammen, um zu feindseligen Handlungen gegen die DDR und die Sowjetunion überzugehen. Sie sollten gegen ein Handgeld von 50 Westmark das sowjetische Ehrenmal im Westberliner Bezirk Tiergarten zerstören, die rote Fahne vom Brandenburger Tor herunterreißen, Zwischenfälle mit der Volkspolizei herbeiführen und schließlich bis zur sowjetischen Botschaft vordringen. Einheiten der Volkspolizei drängten die verhetzte Meute zurück. Es gelang ihnen, gegen 22 Uhr dem konterrevolutionären Treiben ein Ende zu bereiten. Die jungen Volkspolizisten wurden ihrer Verantwortung für die Sicherung des Friedens durch mutiges und entschlossenes Handeln gerecht.

Auch die FDJ-Mitglieder in der NVA bewiesen ihre Haltung entschieden und besonnen auf Soldatenart. Sie erfüllten bedingungslos alle Befehle zur Herstellung der Einsatzbereitschaft. Die junge NVA konnte an der Seite der Sowjetarmee ihre Schutzfunktion gegen die Konterrevolution erfolgreich wahrnehmen.

Die Absichten des Feindes, Volk und Partei zu entzweien und insbesondere die Jugend gegen die Arbeiter-und-Bauern-Macht aufzuwiegeln, scheiterten. Der Jugendverband schloß sich noch enger an die Partei der Arbeiterklasse an und erneuerte sein Versprechen: «Heimat, dich werden wir hüten!»

Geschützrohre

Werner Kießhauer

Militärtechnik im Detail

Im Rohr des Geschützes erhalten die Granaten die für das Schießen erforderliche Fluggeschwindigkeit und -richtung.

Damit ist scheinbar alles Notwendige über dieses wichtigste Teil eines Geschützes oder, allgemeiner gesprochen, einer Feuerwaffe gesagt. Diese Aufgabe wurde bereits von den ersten primitiven Geschützrohren des 14. Jahrhunderts erfüllt, und daran hat sich im Prinzip bis heute nichts geändert. Die Konstruktion der Geschütze hat jedoch eine gewaltige Entwicklung durchlaufen. Auch die Rohre sind ihren Urvätern nicht mehr ähnlich.

Gezogene Rohre revolutionieren die Artillerie

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Artilleriegeschütze von der Rohrmündung her geladen; ihre Rohre waren innen glatt. Aber die Glattrohrgeschütze wiesen nur eine geringe Treffgenauigkeit und unbefriedigende Schußentfernungen auf. Außerdem war mit den Vorderladern nur ein geringes Feuertempo möglich. Die rasche Entwicklung von Wissenschaft und Technik brachte hier grundlegende Veränderungen. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts setzten sich in allen Armeen die mit Zügen und Feldern versehenen Geschützrohre durch, aus denen längliche Granaten mit kupfernen Führungsringen verschossen wurden. Dadurch erhöhte sich die Treffgenauigkeit der Granaten wesentlich. Mit der Verwendung der weitaus energiereicheren rauchschwachen Pulver anstelle von Schwarzpulver konnten gleichzeitig die Schußentfernungen der Geschütze erheblich gesteigert werden. Die durchgängige Umstellung der Geschütze auf das Laden von hinten erlaubte außerdem ein größeres Feuertempo.

Vorderlader und glatte Rohre nicht zu verdrängen

Bereits im ersten Weltkrieg (1914–1918) erlebten die Vorderlader in Gestalt der Granatwerfer ihre Wiedergeburt. Die Granatwerfer haben ein glattes Rohr; trotzdem zeichnen sie sich durch eine gute Treffgenauigkeit aus.

Seit einigen Jahren werden Geschütze entwickelt und gebaut, von denen eine besonders hohe Anfangsgeschwindigkeit ihrer Granaten und eine ganz präzise Treffgenauigkeit gefordert und auch erreicht werden: Panzer- und Panzerabwehrkanonen mit glatten Rohren. Als Beispiele sollen hier nur die Panzerabwehrkanone MT-12 und die Kanone des Panzers T-72, beide in der Ausrüstung der NVA, genannt werden.

Schauen wir uns die Rohre moderner Artilleriewaffen etwas näher an, so entdekken wir eine Reihe von verschiedenen Teilen und Besonderheiten, die uns nicht

Die 100-mm-Pak MT-12 hat das typische lange Kanonenrohr

Prinzipieller Aufbau eines (einschichtigen) Geschützrohres

1 – Bodenstück mit Verschluß
2 – Ladungsraum
3 – Rohr
4 – Führungsteil
5 – Rohrmündung

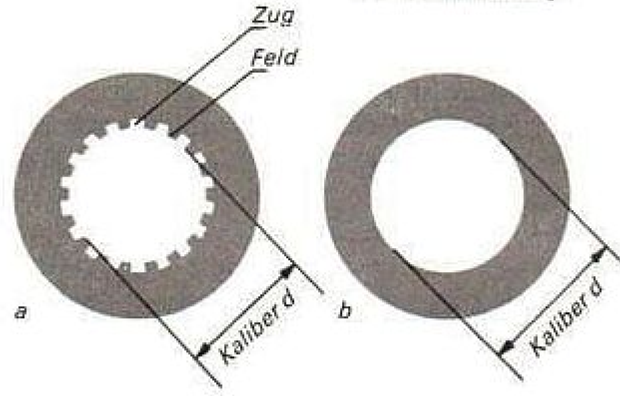
bekannt oder zumindestens bisher nicht aufgefallen sind. Alles in allem Grund genug, sich einmal etwas ausführlicher mit Geschützrohren zu befassen.

Verschiedene Geschütze – unterschiedliche Rohre

Zu den Geschützen gehören erstens alle Arten von Kanonen und Haubitzen, zweitens die Granatwerfer und drittens die rückstoßfreien Geschütze.

Diese drei Kategorien der Geschütze unterscheiden sich vor allem durch die Bauweise ihrer Rohre und die mit ihnen zu verschießende Munition. Über die Besonderheiten des Schießens mit Kanonen, Haubitzen und Werfern wurde bereits im Arsenal 3 (siehe S. 181) berichtet.

Die Rohre von Kanonen und Haubitzen haben den gleichen Grundaufbau (Abbildung). Das Bodenstück nimmt verschiedene Mechanismen, so die Verschlußeinrichtung und einen Teil der Abfeuerungseinrichtung, auf und ermöglicht das Laden der Geschütze von hinten. Der Verschluß sorgt zusammen mit der Kartuschhülse dafür, daß beim Abschuß keine Pulvergase nach hinten entweichen können.



Rohrquerschnitte
a – gezogenes Rohr (die Tiefe der Züge ist der Anschaulichkeit wegen übertrieben dargestellt);
b – glattes Rohr

Gasdruckverlauf und Geschwindigkeit der Granate bei deren Bewegung im Rohr
p – Gasdruck;
v – Geschwindigkeit

Das Rohrinnere, auch als Rohrseele bezeichnet, unterteilt sich in den Ladungsraum und in den Führungsteil.

Der Ladungsraum hat die Form der Kartuschhülse. Er ist wie diese leicht konisch gehalten, um das Auswerfen der Hülse nach dem Schuß zu erleichtern.

Der Führungsteil des Rohres ist in Abhängigkeit von der Art der Stabilisierung des Geschoßfluges entweder *gezogen* oder *glatt*. Sein Durchmesser bestimmt außerdem das Kaliber des Geschützes (Abbildung).

Geschütze sind Wärmekraftmaschinen

Bei der Verbrennung der Pulverladung entstehen im Rohr, genauer gesagt, im Raum zwischen Geschoßboden und Hülsenboden, heiße Gase, die einen Druck bis zu 300...400 MPa (3000...4000 kp/cm²) bei Temperaturen bis zu 3000 °C erreichen können. Unter diesem Druck wird die Granate durch den Führungsteil des Rohres getrieben. Dabei nimmt der Gasdruck p einen charakteristischen Verlauf; er fällt nach Erreichen seines Maximums (p_{max}) stark ab. Die Geschoßgeschwindigkeit nimmt ständig zu, und die Granate verläßt die Rohrmündung mit hoher Geschwindigkeit, die von den Artilleristen als Anfangsgeschwindigkeit v_0 bezeichnet wird (Abbildung).

Die Kanonen unterscheiden sich von den Haubitzen hauptsächlich durch eine höhere v_0, die man vor allem durch längere Rohre und damit durch eine längere Beschleunigungsphase der Granaten erzielt. Dabei müssen wir die Rohrlänge stets im Verhältnis zum Geschützkaliber sehen. Man gibt sie deshalb auch als das Vielfa-

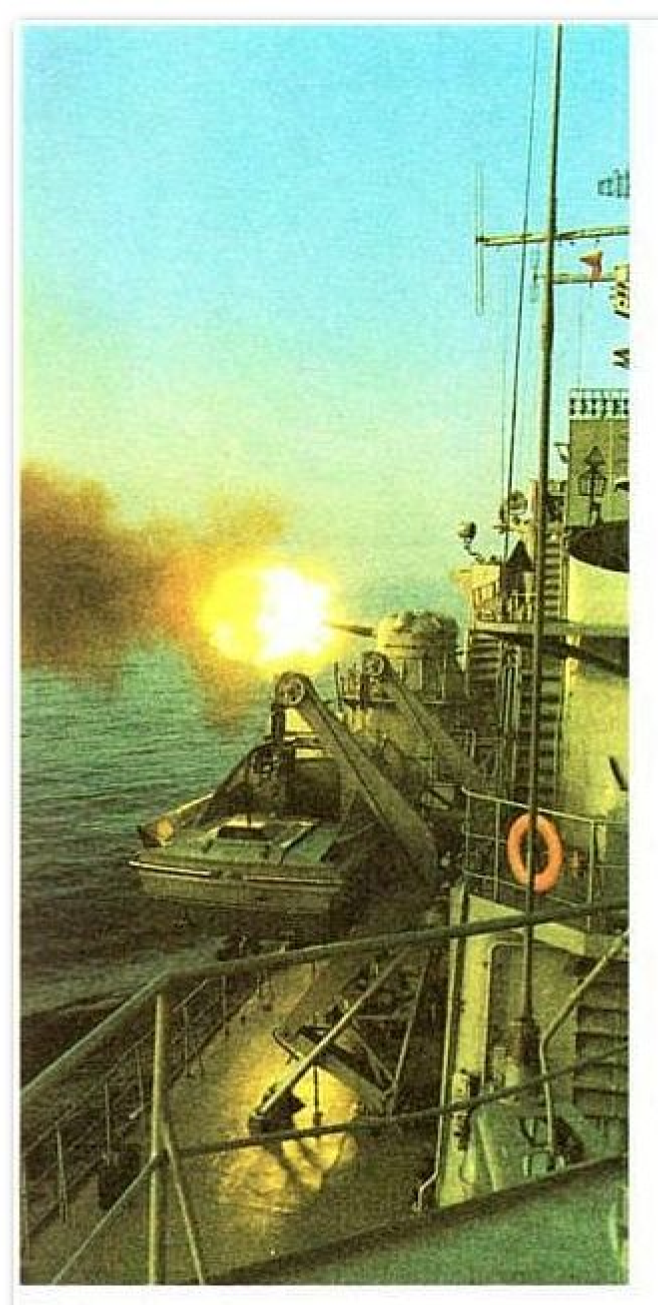


122-mm-Haubitze D-30

che des Kalibers an: Haubitzrohre haben Längen von 22 bis 40 Kalibern; die v_0 ihrer Granaten liegt zwischen 300 und 700 m/s. Die Länge der Kanonenrohre ist mit 40 bis 80 Kalibern fast doppelt so groß; die v_0 der Granaten moderner Kanonen erreicht 1500 m/s und mehr.

Die aus dem Rohr ausströmenden Pulvergase erzeugen den Mündungsknall und rufen maßgeblich den Rückstoß des Geschützrohres hervor, der durch die Rohrrücklaufbremse aufgefangen werden muß. Das Nachbrennen der Pulvergase mit Luftsauerstoff wird als Mündungsfeuer bezeichnet. Es demaskiert die Feuerstellungen der Geschütze besonders bei Nacht.

Der Wirkungsgrad der Geschütze als Wärmekraftmaschine, d. h. der Anteil der Bewegungsenergie der Granate an der Gesamtenergie des beim Abschuß verbrannten Pulvers, erreicht 35 % und damit den Wirkungsgrad von Verbrennungsmotoren.



Mündungsfeuer eines Schiffsgeschützes

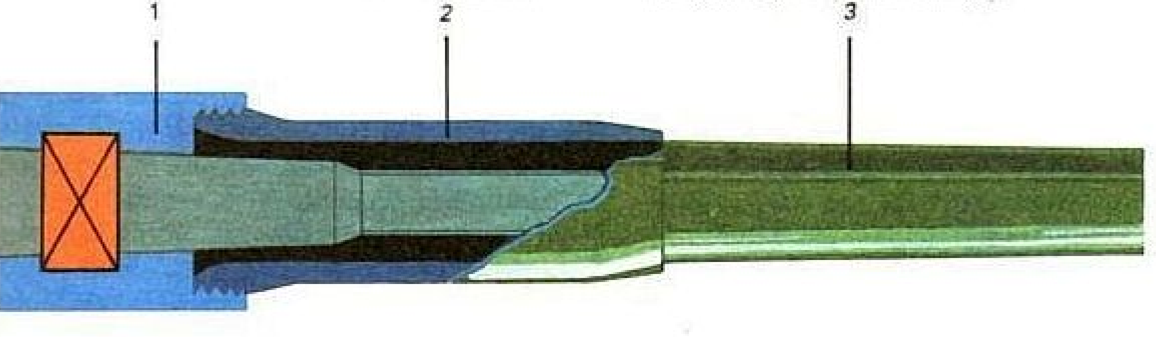
Über die Herstellung der Rohre

Die starke Beanspruchung der Rohre durch Druck und Temperatur der Verbrennungsgase erfordert die Verwendung hochfester Stähle und eine ausreichende Stärke der Rohrwandung, was allerdings zu einem erheblichen Gewicht vor allem der großkalibrigen Geschützrohre führt.

Die Geschützrohre kleiner und mittlerer Kaliber bestehen meistens aus einem Stück. Man sagt auch, sie sind einschichtig. Rohre größerer Kaliber bestehen vielfach aus mehreren Teilen, sie sind mehrschichtig. Bei ihnen werden, um die notwendige Festigkeit zu erreichen, auf das innere oder Seelenrohr weitere Rohre, die als Mantelrohre bezeichnet werden, aufgezogen (Abbildung).

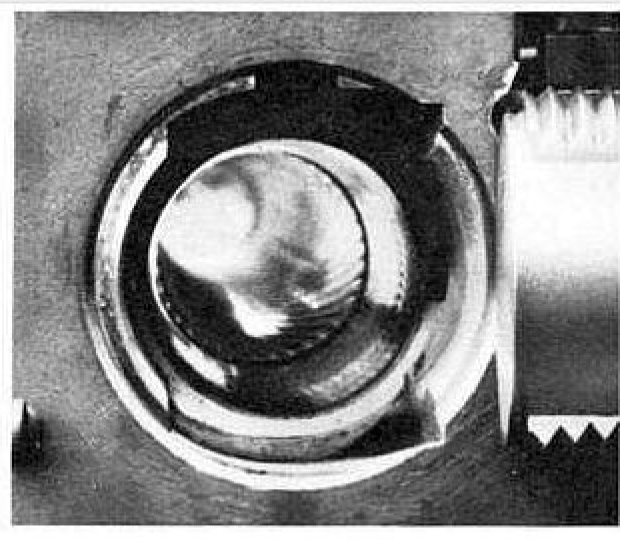
Prinzipieller Aufbau eines zweischichtigen Geschützrohres

1 – Bodenstück mit Verschluß
2 – Mantelrohr
3 – Seelenrohr



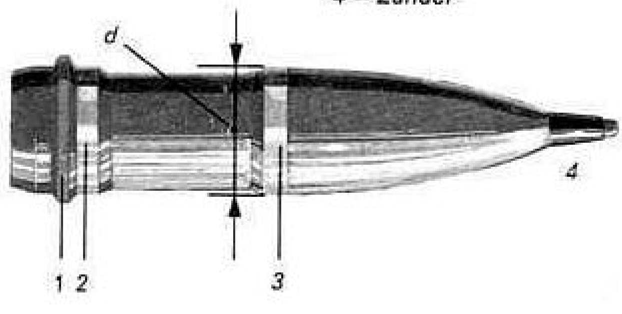
Die Rohre werden aus geschmiedeten Rohlingen hergestellt, die außen auf das notwendige Maß abgedreht und innen auf ihr entsprechendes Kaliber aufgebohrt werden.

Besondere Präzision erfordert das Einschneiden der Züge bei Rohren mit gezogenem Führungsteil. Die Züge sind Längsnuten in der inneren Rohrwandung, die sich spiralförmig durch den gesamten Führungsteil erstrecken. Die Anzahl der Züge hängt vom Kaliber ab. Für die 122-mm-Haubitzen z. B. beträgt sie 36. Die Tiefe der Züge bewegt sich zwischen 1 und 2 % des Kalibers, liegt also im Millimeterbereich. Der Drehungswinkel der Züge ist gewöhnlich nach rechts gerichtet.



Blick in das Rohr einer 122-mm-Haubitze H 38. Deutlich sind die sich nach rechts drehenden Züge und Felder zu erkennen

Äußere Gestalt einer drallstabilisierten Granate
d – Kaliber
1 – Führungsring
2 – hintere Zentrierwulst
3 – vordere Zentrierwulst
4 – Zünder



Noch einmal zurück zum Schußvorgang

Die meisten Kanonen haben wie die Haubitzen gezogene Rohre und verschießen längliche Granaten mit Führungsringen aus Kupfer oder aus einem besonders weichen Eisen. Die Zentrierwülste der Granaten entsprechen in ihrem Durchmesser dem Kaliber des Rohres und sind besonders sorgfältig gearbeitet. Der Durchmesser des Führungsringes (manche Granaten haben auch zwei) ist stets größer als das Kaliber (Abbildung).

Erreicht der Pulvergasdruck beim Abschuß eine bestimmte Größe (den «Einpreßdruck»), so beginnt die Granate ihre Bewegung im Rohr. Dabei wird sie von den beiden Zentrierwülsten, die über die Felder des Rohres gleiten, geführt. Das weiche Material des Führungsringes wird dabei in die Züge des Rohres hineingepreßt und verhindert so, daß Pulvergase zwischen Granate und Rohrwandung durchbrechen können, was zu einem Druckverlust und v_0-Abfall führen würde.

Weiter folgt der Führungsring der Spiralform der Züge und versetzt damit die Granate bei ihrer Vorwärtsbewegung im Rohr gleichzeitig in eine schnelle Umdrehung um ihre Längsachse. Diese als Drall bezeichnete Umdrehung [sie liegt je nach Kaliber zwischen 40000 U/min (45-mm-Granaten) und 8400 U/min (203-mm-Granaten)] zwingt die Granate aufgrund physikalischer Gesetze zum stabilen Flug mit der Spitze nach vorn. Dabei ist ihr Luftwiderstand am geringsten, und sie erreicht die unter den gegebenen Bedingungen (v_0, Rohrerhöhungswinkel) mögliche maximale Schußentfernung. Außerdem haben die drallstabilisierten Granaten eine weitaus bessere Treffgenauigkeit als Granaten gleicher Bauart, die ohne Drall verschossen werden.

Glatte Rohre erfordern andere Granaten

Die Granatwerfer wurden in erster Linie als Steilfeuergeschütze für das Schießen aus Grabenstellungen heraus entwickelt. Ihre Konstruktion ist verhältnismäßig einfach:

Das für das Schießen mit großem Erhöhungswinkel steil aufgerichtete Rohr steht mit seinem Bodenstück auf einer Bodenplatte, die die gesamte Rückstoßenergie einfach auf den Erdboden überträgt.

Beim Laden wird die Wurfgranate (so heißt die Munition bei Granatwerfern und rückstoßfreien Geschützen) mit ihrem Flügelschaft zuerst in das Rohr hinabgelassen. Sie gleitet durch ihr Eigengewicht schnell nach unten und schlägt mit der Zündkapsel der im Flügelschaft befindlichen Grundladung auf den Schlagbolzen des Granatwerfers auf. Die sich daraufhin

Ein 120-mm-Granatwerfer wird geladen

Äußere Gestalt einer flügelstabilisierten Wurfgranate. Der vergrößerte Bildausschnitt A zeigt, daß die Zentrierwulst mit ringförmigen Nuten versehen ist, die das Durchbrechen der Pulvergase dämpfen

d – Kaliber
1 – Nasen der Stabilisierungsflügel, die der hinteren Führung der Wurfgranate im Rohr dienen
2 – Stabilisierungsflügel
3 – Grundladung mit Zündhütchen
4 – ringförmige Pulverbeutel der Treibladung
5 – Zentrierwulst
6 – Zünder

entzündende Pulverladung treibt die Wurfgranate aus dem Rohr. Auf ihrem Flug wird sie durch die Flügelbleche so geführt, daß ihre Spitze ständig in Flugrichtung zeigt.

Granatwerfer haben verhältnismäßig kurze Rohre (etwa 20 Kaliber), die v_0 der Wurfgranaten liegt in der Regel unter 330 m/s, also unter der Schallgeschwindigkeit. Da hierzu nur ein geringerer Gasdruck als bei den Kanonen bzw. Haubitzen erforderlich ist, sind die Granatwerferrohre dünnwandiger und damit auch erheblich leichter.

Die Treffgenauigkeit der flügelstabilisierten Wurfgranaten steht der drallstabilisierter Granaten nicht nach, sondern übertrifft sie zum Teil noch.

Das Feuertempo liegt bei gut trainierten Werferbedienungen bei 30 Schuß/min für 82-mm-Granatwerfer und bei 15 Schuß/min für 120-mm-Granatwerfer.

Damit haben die Granatwerfer unter Beweis gestellt, daß glattrohrige Vorderlader sich in bestimmten Leistungen durchaus mit denen der Haubitzen messen können.

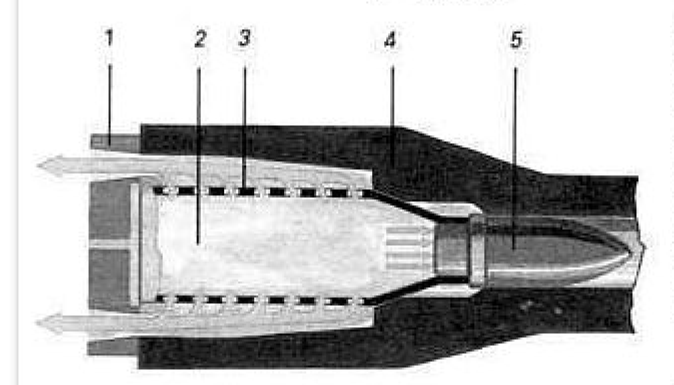
Geschütze in Leichtbauweise

Die gute Treffgenauigkeit flügelstabilisierter Granaten und der Umstand, daß die



Rückstoßfreies Geschütz mit Bedienung in Feuerstellung

Wirkungsprinzip eines rückstoßfreien Geschützes. Die Pfeile zeigen die Wirkungsrichtungen der Pulvergase
1 – Verschluß mit Düsen
2 – Treibladungsraum
3 – Hülse mit seitlichen Öffnungen
4 – Rohr
5 – Granate



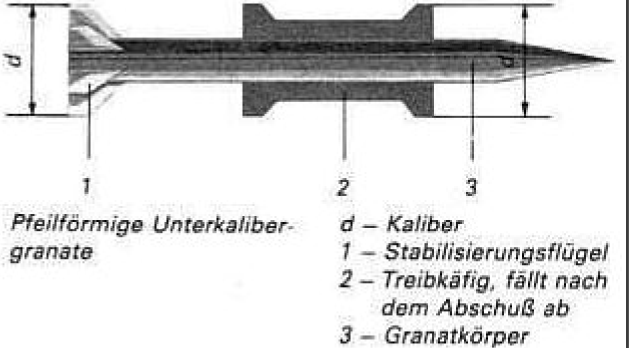
Panzerdurchschlagskraft der Hohlladungen bei nichtrotierenden Granaten am größten ist, führte zur Konstruktion einer neuen Geschützgattung für das Flachfeuerschießen, der rückstoßfreien Geschütze. Ihr Rohr erinnert an das der Granatwerfer. Es ist dünnwandig und innen glatt. Das bemerkenswerteste an ihnen ist jedoch, daß diese Geschütze auf einer äußerst leichten Lafette ohne Rohrrücklaufbremse aufgebaut sind. Dafür hat ihr Verschluß große düsenförmige Öffnungen (Abbildung).

Beim Abschuß treiben die Pulvergase einer leistungsstarken Pulverladung die Wurfgranate nach vorn aus dem Rohr. Gleichzeitig strömt ein Teil der Gase aus den Düsen nach hinten aus. Die dabei entstehende reaktive Kraft hebt den Rückstoß des Abschusses auf.

Dieses Wirkungsprinzip der rückstoßfreien Geschütze erlaubt keine hohen Anfangsgeschwindigkeiten der Granaten. Außerdem ist der Einsatz dieser Waffe wegen der nach hinten ausströmenden Pulvergase etwas eingeschränkt. Aber dafür sind die «Rückstoßfreien» sehr manövrierfähig und auch im Mannschaftszug zu transportieren.

Kanonen erhalten wieder glatte Rohre

Die Notwendigkeit, die Auftreffwucht der panzerbrechenden Unterkalibergranaten zu erhöhen, führte zur Entwicklung neuer Geschütze und neuartiger Munition. Dabei griff man auf die Erfahrungen im Schießen mit flügelstabilisierten Granaten zurück und verband Granaten solcher Bauart mit (innen) glatten Rohren von Kanonen und sehr leistungsstarken Pulverladungen. Dabei erreichen die relativ leichten pfeilartig aufgebauten Unterkalibergranaten eine v_0 von 1500 m/s und mehr. Die Unterkalibergranate der sowjetischen Panzerabwehrkanone MT-12 erzielt dabei solche langgestreckte Flugbahnen, die erst bei einer Schußentfernung über 1880 m die Höhe von 2 m übersteigen.



Pfeilförmige Unterkalibergranate

d – Kaliber
1 – Stabilisierungsflügel
2 – Treibkäfig, fällt nach dem Abschuß ab
3 – Granatkörper

Kühlung oder Wärmeschutz – die Rohre verlangen beides

Geschützrohre werden beim Schießen sehr heiß. Deshalb werden sie außer von

An diesem 57-mm-Geschützturm eines Schiffes der Volksmarine sind die Kühlwasserzuleitungen für beide Rohre zu sehen



Das Kanonenrohr des Panzers T-72 trägt neben dem Ejektor eine Wärmeschutzhülle

der umgebenden Luft nach Möglichkeit auch zusätzlich gekühlt. Das ist z. B. bei der Schiffsartillerie der Fall, deren Geschütze stationär aufgestellt sind und daher mit Kühlwasserleitungen verbunden werden können. Die Kühlung sichert eine längere Schießdauer der Rohre, ohne daß sie thermisch überbelastet werden. Damit erreichen sie auch eine größere Lebensdauer.

Die einseitige Abkühlung besonders langer und schlanker Rohre durch Seitenwind kann zu einer Krümmung der Rohrmündung zur Seite führen. Das ruft jedoch schon bei einem für das Auge noch nicht wahrnehmbaren Krümmungswinkel von 0-02 artilleristischen Strich (= 0,12 Grad) bei einer Schußentfernung von 1 km eine Seitenabweichung der Granate von rund 2 m hervor. Beim Schießen auf Panzer bedeutet eine solche Abweichung jedoch Fehlschuß! Deshalb kann man z. B. bei modernen Panzerkanonen beobachten, daß ihre Rohre eine Wärmeschutzhülle tragen, die sie vor einseitiger Abkühlung schützt.

Die Pulvergase helfen die Rohre zu bremsen

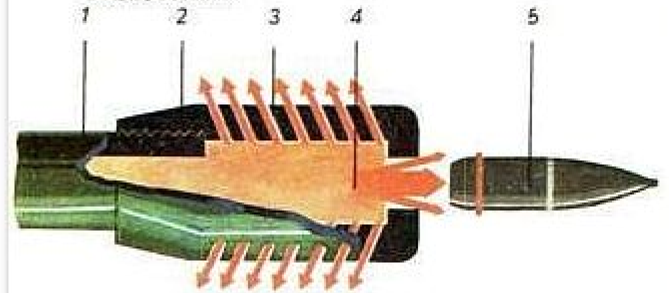
An den meisten Geschützrohren sind sie vorhanden: Rohrmündungsbremsen. Sie lenken die aus dem Rohr ausströmenden Pulvergase so um, daß in ihrem Bereich starke Kräfte entstehen, die dem Rohrrücklauf entgegenwirken. Dabei unterstützen



Beim Abschuß dieser 152-mm-Kanonenhaubitze D-20 ist sehr gut der seitliche Gasstrom aus der Rohrmündungsbremse zu erkennen

Wirkungsprinzip einer Rohrmündungsbremse. Die durch die Düsen der Bremse (hier der sogenannten reaktiven Bauart) nach schräg hinten strömenden Pulvergase erzeugen eine Kraft, die dem Rückstoß des Rohres entgegenwirkt

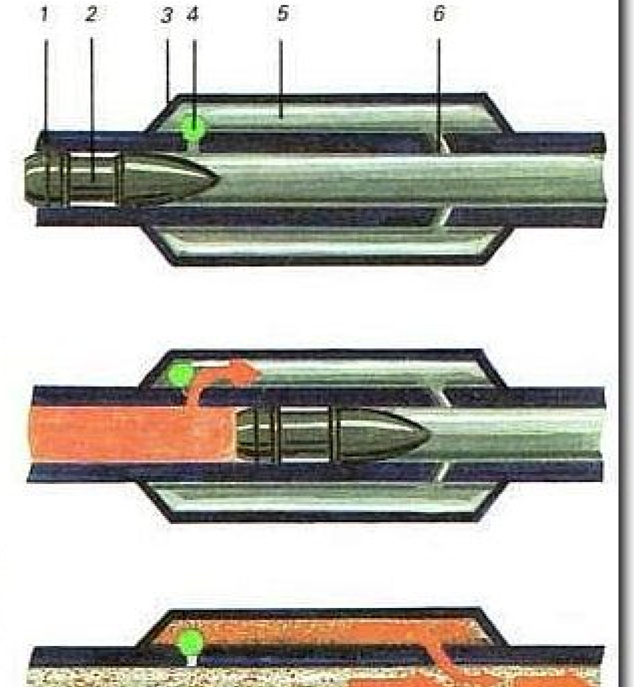
1 – Rohr
2 – Rohrmündungsbremse
3 – Düsen
4 – Kammer der Rohrmündungsbremse
5 – Granate



sie nicht nur die Rohrrücklaufbremsen, sondern ermöglichen auch, daß diese und andere Teile der Geschütze wie Unterlafette und Holme leichter gebaut werden können. Das bringt neben einer höheren Beweglichkeit der Geschütze auch Einsparungen von wertvollem Stahl und andere Vorteile.

Die Pulvergase blasen die Rohre frei

Abschließend soll noch darauf hingewiesen werden, daß sich an den Rohren der Panzerkanonen und Selbstfahrlafetten im vorderen Drittel eine Verstärkung befindet – der Ejektor. Diese vom Aufbau her einfache Vorrichtung sorgt dafür, daß die beim Abschuß im Rohr verbliebenen und für die Atmung schädlichen Pulvergase nach vorn ausströmen und nicht durch den zum erneuten Laden geöffneten Verschluß nach hinten in den Kampfraum gelangen. Dazu wird die Bewegung der der Gase nachströmenden Pulvergase ausgenutzt (Abbildung). Zusammen mit dem Lüftungssystem der Gefechtsfahrzeuge ist damit gesichert, daß die Kampffähigkeit der Besatzungen/Bedienungen nicht durch schädliche Gase herabgesetzt wird.



Gasstromverlauf in einem Ejektor

1 – Rohr
2 – Granate
3 – Ejektorgehäuse
4 – Kugelventil
5 – Ejektorkammer
6 – Düsen



Fliegerfrauen

Gerd Eggers

Fliegerfrauen schlafen nur leicht,
nur leis, nur sacht,
so schliefen auch, so sagt man,
Soldaten vor der Schlacht.

Die Fliegerfrauen haben
zum Himmel hör'n gelernt,
wenn sich ein Flugzeug nähert
und wenn es sich entfernt.

Ich glaube, daß Gefahren
wohl keiner früher spürt
als Fliegerfrau'n, sie werden
als erste alarmiert.

Wenn ihre Männer fortgehn,
schlafen sie nicht mehr ein,
dann hoffen sie, es möge
nur eine Übung sein.

Die Fliegerfrauen schlafen
nur leicht, nur leis, nur sacht,
so schliefen auch, so sagt man,
Soldaten vor der Schlacht.

Ein Leben für die Solidarität

In memoriam Trijn Hulleman

Ursula Wiebach

Die Geschichte kennt viele Namen mutiger Antifaschisten aus aller Welt, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1936 dem spanischen Volk in seinem Kampf gegen den faschistischen Militärputsch zu Hilfe eilten. Zu ihnen gehörte eine Krankenschwester aus den Niederlanden. Sie folgte einem Aufruf des in Paris gegründeten Internationalen Komitees «Hilfe für Spanien» und ging mit der ersten ausländischen Gruppe medizinischen Personals nach Spanien: Trijn Hulleman; die meisten Interbrigadisten aber kannten sie unter dem Namen Marguerite. Es waren nicht nur Trijns Beruf und ihre Mitgliedschaft in der SDAP, der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei der Niederlande, die sie zu diesem Entschluß veranlaßt hatten, es waren vor allem ihre Liebe zu den Menschen und ihr unbändiger Wille, dort zu helfen, wo Hilfe am dringendsten nötig war.

Für Trijn Hulleman war Faschismus kein abstrakter Begriff. Sie kannte viele Emigranten aus Deutschland, die seit 1933 in den Niederlanden Zuflucht gefunden hatten. Sie waren nicht selten in Familien aufgenommen worden, die selbst nur das Nötigste zum Leben hatten; denn sehr viele Arbeiter und Angestellte in den Niederlanden waren arbeitslos. Die Solidarität für die Emigranten erschöpfte sich nicht in der Gewährung von Unterkunft und einer finanziellen Unterstützung von der Internationalen Roten Hilfe und den Matteotti-Fonds (benannt nach dem italienischen Politiker, Sozialisten und Antifaschisten Giacomo Matteotti, der auf Veranlassung Mussolinis ermordet wurde), für die breiteste Kreise der Bevölkerung spendeten. Die niederländischen Antifaschisten halfen bei der Vorbereitung und der Herstellung von Aufklärungsschriften, Zeitungen wie der «Roten Fahne» und anderer Literatur und schufen Möglichkeiten, sie nach Deutschland zu transportieren. Der Aufruf des Internationalen Komitees «Hilfe für Spanien» verlangte jedoch noch mehr: Er verlangte den Einsatz des ganzen Menschen, seiner Kraft und unter Umständen seines Lebens. Als Trijn Hulleman sich entschloß, nach Spanien zu gehen, tat sie es in dem Bewußtsein, daß sie, Sozialistin und erfahren in der Krankenpflege, nirgendwo mehr gebraucht würde als dort, wo ein Volk um seine Freiheit kämpfte.

Trijn Hulleman wurde am 3. Februar 1895 in Andijk, einem Dorf in der Provinz Noord-Holland, geboren. Ihr Vater entstammte einer wohlhabenden Bauernfamilie, und er hatte das Mädchen geheiratet, das er liebte. Doch dieses Mädchen gehörte nicht zu den Besitzenden; sie war die Tochter armer Landarbeiter. Darum erkannten seine Eltern die Ehe nicht an und verweigerten dem Paar jegliche Unterstützung. Das änderte sich auch nicht nach der Geburt der beiden Töchter Neel und Trijn. Schließlich wanderte der Vater nach Amerika aus, in der Hoffnung, dort ein neues, ein menschenwürdiges Leben aufbauen zu können und seine Familie nachkommen zu lassen. Aber auch diese Hoffnung erfüllte sich

nicht. Als die Mädchen Neel und Trijn heranwuchsen, «erbarmten» sich die Großeltern und ermöglichten den Kindern, etwas «Anständiges» zu lernen.

Armut war ihr ständiger Begleiter seit frühester Kindheit, und sie erkannten, daß es zwischen Besitzenden und Habenichtsen keine Gemeinsamkeit gab. Auf das Warum wußten sie jedoch keine Antwort. Später, als sie im Berufsleben standen, Freunde fanden, die wie sie von der Hände Arbeit lebten, hörten sie von Klassen und vom Klassenkampf, und erst da begriffen sie, weshalb ihren Eltern trotz der Liebe zueinander ein glückliches Leben versagt geblieben war. Vielleicht war diese Erkenntnis für beide mitbestimmend, daß sie in die Sozialdemokratische Arbeiterpartei eintraten und aktiv in der Gewerkschaft arbeiteten. Sie wollten keine Almosen; sie forderten gleiches Recht für alle und gleiche Bildungsmöglichkeiten. Den Menschen zu helfen, physisch und psychisch, wurde Trijns Lebensinhalt.

Mitte Oktober 1936 traf die Gruppe, vier Krankenschwestern, ein Krankenpfleger und der Arzt G. W. Kastein, der sich einige Jahre später während eines Verhörs den Folterungen der faschistischen Besatzer durch Freitod entzog, in Barcelona ein. Sie wurde von Vertretern des Ministeriums für Gesundheitswesen herzlich empfangen und an die Aragón-Front geschickt. Die Wegeverhältnisse waren schlecht; noch gab es keine befestigten Straßen. So mußte die Gruppe viele Stunden über schmale Bergpfade durch das Gebirge marschieren und die Ausrüstung – chirurgische Geräte, Verbandzeug, Medikamente – auf Mauleseln transportieren. Trotz Verständigungsschwierigkeiten, Trijn und ihre Kameraden hatten gerade erst begonnen, Spanisch zu lernen, war das Verhältnis zu der Bevölkerung gut. Die Bereitschaft ihres persönlichen Einsatzes für die Sache des spanischen Volkes stärkten den Kampfesmut und die Siegeszuversicht der Bewohner. Viele halfen der Gruppe beim Einrichten von Notlazaretten. Anfangs arbeitete sie in einer Art fliegender Ambulanz; sie richtete Lazarette ein, leistete den Verwundeten Erste Hilfe und bemühte sich um eine schnelle Ausbildung von Krankenschwestern und Pflegepersonal.

Die Tage waren angefüllt mit schwerer körperlicher Arbeit und dehnten sich bis in die Nächte hinein aus. Dennoch fand Trijn immer Zeit, Briefe an die Familie ihrer Schwester, an ihre Mutter, an Freunde und Bekannte zu schreiben, in denen sie über ihre Arbeit und ihre Eindrücke berichtete. Und immer bat sie in Briefen um materielle Hilfe für die Verwundeten, für spanische Frauen und Kinder:

22. November 1936

Gestern sprach ich mit durchziehenden Soldaten. Sie meinten, Butter und Büchsenmilch würden jetzt sehr willkommen sein. Kann man denn von dem Geld, das in



Trijn im Kreise ihrer Kolleginnen und Genossen der Interbrigaden

Holland gesammelt wird, nicht Lebensmittel kaufen und nach Spanien schicken?

November 1936

Und ich kann nur immer dasselbe wiederholen: warme Kleidung, Pullover, Socken, Zucker, Kaffee, Schokolade. Bittet darum alle, die zu spenden bereit sind.

Dezember 1936

In «Het Volk» (Organ der SDAP, der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei der Niederlande, d. Ü.) habe ich gelesen, daß 25000 Gulden für Spanien gesammelt wurden. Hoffentlich kommt nun bald etwas. Könntet Ihr nicht über die Gewerkschaft die Sache beschleunigen? Alles wird benötigt, worum ich in meinen Briefen gebeten habe. Aber sie sollen sich beeilen und nicht warten, bis der Winter vorbei ist. Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe!

Trijn bat nicht nur andere um Hilfe; erhielt sie ein Päckchen, dessen Inhalt für sie bestimmt war, nahm sie für sich nur eine Kleinigkeit; das übrige verteilte sie. Um anderen Freude zu bereiten, um zu helfen, verzichtete sie auch auf ihre persönlichen Dinge.

14. Oktober 1936

Meine Weste habe ich einem Jungen gegeben, der Tuberkulose hat. Ich habe doch warmes Unterzeug und werde mir eine neue Weste stricken, wenn ich Wolle bekomme.

Viele Leidende, viele Gebrechliche hatte Trijn während ihrer Tätigkeit als Krankenschwester in den Niederlanden gesehen, sie gepflegt, sie aufgemuntert und sich mit ihnen gefreut, wenn sie gesund aus dem Krankenhaus entlassen wurden. In Spanien erlebte sie, welch grausame Wunden der Krieg geschlagen hatte, und es trieb ihr die Tränen in die Augen, wenn Männer wenige Tage nach ihrer Entlassung aus dem Lazarett verstümmelt zurückgebracht wurden. Sah Trijn das Elend der Flüchtlinge, dann dachte sie an die Familie ihrer Schwester, und sie stellte sich vor, daß ebensolches Schicksal ihren Neffen und ihre Nichte, die sie wie eigene Kinder liebte, treffen könnte, und davor wollte sie alle Kinder, alle Menschen bewahren.

24. Januar 1937

Diese Woche bin ich aus dem Saal gelaufen, ich konnte meine Tränen nicht mehr zurückhalten. Da ist ein junger Mann, dreißig Jahre, der wahrscheinlich beide Beine verlieren wird. Als die Internationale angestimmt wurde, sang er trotz seiner Schmerzen mit.

14. März 1937

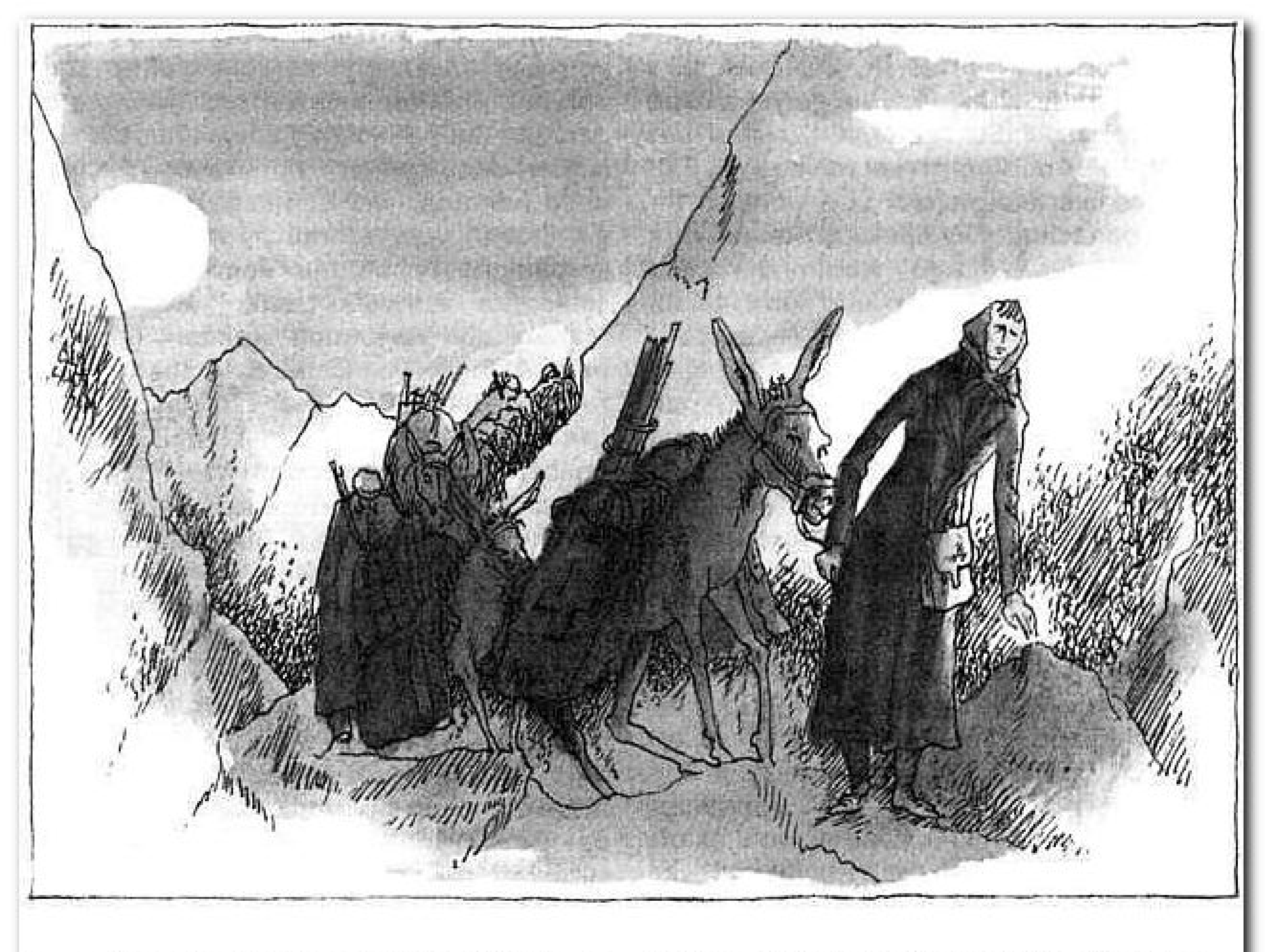
Vor zwei Tagen verstarb bei uns der erste Verwundete. Er wurde mit militärischen Ehren beigesetzt ... Die Ehre galt nicht nur dem Toten, nein, allen, die hinter dem Sarg gingen ... Einige hundert Kameraden in ihren schweren Soldatenstiefeln, Schritt für Schritt auf dem harten Weg. Mir war, als sagte dieser Rhythmus: Heute du, morgen wir, heute du, morgen wir ... Auf dem Dorfplatz defilierten alle vor dem Sarg. Als letzten Gruß die geballte Faust, die Spanier sagten «Salut» und die anderen «Freiheit für Spanien». Als letzte kamen die, die mit Krücken gehen müssen; sie strengten sich an, um mitzukommen und ihren Gruß zu bringen.

12. Juni 1937

Das Leben hier ist sehr schwer, ich glaube, ich bin zur Zeit in einer Krise und kämpfe mit aller Kraft dagegen. Aber wißt Ihr, man kommt hier nicht heraus, und immer der Anblick der schrecklich verstümmelten Menschen ... Ich kann es im Augenblick einfach nicht ertragen: die amputierten Beine, Arme, Füße, Hände. Ich finde keinen Schlaf. Zertrümmerte Kiefer, Augen, die nie mehr das Licht sehen werden, Köpfe voller Granitsplitter ... Über die Briefe der Kinder freue ich mich immer besonders. Ich hoffe, daß sie nie mitmachen müssen, was hier geschieht.

26. Februar 1938

Dann ging es zu den Flüchtlingen ... Ein großes altes Kloster, in jeder Zelle wohnen ein bis zwei Familien. Viele haben dem Raum, so gut wie möglich, ein freundliches Aussehen gegeben. In jeder Ecke steht ein Bett, drei oder vier an der Zahl, in den kleineren Räumen zwei. Aber wenn wir fragen: «Wie viele schlafen hier?» dann ist die Antwort: «Fünf bis zwölf in jedem Raum.» In einer Kammer stand ein zehn- bis elfjähriges Mädchen mit einem zweijährigen Kind auf dem Arm. Wir unterhielten uns mit ihm, fragten, wer noch dort wohne. «Mut-



ter und noch vier Geschwister; Vater ...» Sie schwieg, weinte. Ich streichelte das Köpfchen und mußte, ehrlich gesagt, auch mein Taschentuch nehmen. Die Frau, die uns führte, erzählte, der Vater sei in Madrid gefallen ... Nächste Tür, wieder eine Familie, Mutter, fünf Kinder und die Großeltern. Die Großmutter erzählt, daß ihre Söhne an der Front sind, zwei sind gefallen; sie mußten fliehen, ihr Häuschen verlassen. Nun sind sie hier, in dem dunklen, großen Haus, inmitten des Lärmens von Hunderten Kindern. «Wie lange noch?» fragt sie. Darauf müssen wir die Antwort schuldig bleiben. Wir sagen, daß wir im Namen vieler Frauen Hollands kommen, die dort auf andere Art gegen den Faschismus kämpfen, daß wir sie unterstützen, daß wir mitleben möchten mit den spanischen Kameraden; wie sehr wir die Männer und Frauen in ihrem heldenhaften Kampf bewundern. Und als wir La Pasionaria nennen, kommt Leben in das verrunzelte Gesicht. «Ja, die kennen wir.» Alle wissen, daß sie in die vordersten Schützengräben geht, für jeden ein gutes Wort hat und für alt und jung ein wahrer Kamerad ist ... Viele stehen und gucken uns nach, die Faust geballt: «Salut!» Ich fragte mich in dem Augenblick, was sie wohl über uns denken, und habe mir, wie schon so oft, die Pflicht auferlegt, zu kämpfen für unsere Freiheit, für eine Welt des Glücks, des Rechtes, in der alle genug Nahrung haben. Ich weiß, daß ich allein es nicht schaffe, sondern zusammen mit Euch, zusammen mit den Frauen und Müttern der ganzen Welt, zusammen mit unseren Männern.

Trijn hatte die Absicht, ihre Briefe an die Schwester zu numerieren und als eine Art Tagebuch zu schreiben. Es blieb bei der Absicht; dennoch spiegeln die Briefe, die zugleich an die Mutter und alle Freunde gerichtet waren, nicht nur die Schwere der Arbeit, die Sorge um die Verwundeten und um die Daheimgebliebenen wider, sondern einen steten Entwicklungsprozeß, den Trijn Hulleman in Spanien durchlaufen hat. Fern

der Heimat, herausgelöst aus der gewohnten Umgebung, weitete sich ihr Blick, ihre Fragen wurden konkreter, sie gewann neue Erkenntnisse, faßte neue, ihr selbst vor Jahren als unmöglich erschienene Entschlüsse, verteidigte sie und richtete ihr Leben danach ein. Wiederholt stellten ihre Verwandten die Frage, warum sie nach Spanien gegangen war und dort blieb, während einige andere in die Heimat zurückkehrten, nachdem sich die Hoffnung auf einen schnellen Sieg der demokratischen Kräfte nicht erfüllt hatte. Obwohl auch Trijn anfangs gemeint hatte, daß die spanische Volksfront in fünf bis sechs Monaten ihre Gegner besiegen würde, blieb sie ihrem einmal gefaßten Entschluß und der selbstgewählten Aufgabe treu.

6. Februar 1937

Meine Arbeit hier dient nur dem großen Ziel, für das wir kämpfen: dem Sozialismus. Ich glaube nicht, daß ich ihn noch erleben werde. Aber ich hoffe, daß die Kinder, Ada und Boy, durch unseren Kampf besser leben werden ... Und obwohl es oft sehr schwer ist, mache ich es mit viel, viel Liebe und Freude und hoffe, auch zur Freude meiner Kameraden, die hier ihr Leben einsetzen für die Freiheit der Arbeiterklasse.

Ende 1936 wurde die Gruppe den Internationalen Brigaden zugeteilt. Neue Genossen, neue Einsatzorte, Albacete, Murcia, und neue, verantwortungsvollere Aufgaben. Trijns Berufserfahrung, ihre stete Einsatzbereitschaft, ihr energisches, kraftvolles Handeln waren Vorbild für viele und mußten dort eingesetzt werden, wo sie am wirkungsvollsten waren. Trijn wurde Oberin. Leicht fiel es ihr nicht, diese Funktion zu übernehmen, fehlte ihr doch die unmittelbare Nähe zu ihren Patienten, die direkte Betreuung der Verwundeten, die gegenseitig aufmunternden, Kraft gebenden Gespräche mit ihnen. Und sie verzichtete nicht darauf, fand trotz ihrer leitenden Tätigkeit Zeit dazu. Eine andere niederländische Krankenschwester, J. Maas-Bovenkerk, arbeitete im Hospital S'Agaro unter Trijns Leitung und schrieb in Erinnerung an sie:

Damals war sie eine kräftige, gesunde, resolute Frau, zweiundvierzig Jahre alt, die von sich und, wenn es sein mußte, auch von den anderen viel forderte. Marguerite nannten die Patienten sie, weil nur die Holländer den Namen Trijn richtig aussprechen konnten. Nie überließ Trijn, obwohl sie Oberin war, schmutzige und schwere körperliche Arbeit nur den anderen. Sie schleppte schwere Lasten, wenn keine Männer zur Verfügung standen, und half beim Anlegen von Schützengräben in dem felsigen Boden wie jeder ... Trijn hatte nie gestöhnt und gejammert über Dinge, die unabänderlich waren, und wenn es noch so schlimm war. Den ganzen Tag war sie beschäftigt, und nachts überlegte sie, wie sie die Arbeit verbessern könnte ... Ihre scharfen Augen sahen vieles, und während sie alles tat, um das Leiden zu lindern, sprach sie allen Mut zu.

Je länger der Krieg dauerte, um so größer wurde die Not und das Elend, dem sich Trijn Tag und Nacht gegenübersah, und immer kritischer beurteilte sie die Haltung der Genossen in ihrer Heimat, wobei sie sehr wohl zwischen den zum Kampf bereiten Mitgliedern und der Führung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei unterschied. Ihre anfängliche Freude über die regelmäßige Zusendung der Tageszeitung «Het Volk» und anderer Zeitungen wandelte sich bald in Unverständnis für die Art der Berichterstattung über den Kampf in Spanien und die Interbrigadisten.

1. Januar 1937

Viele hier waren im KZ, und von den Ältesten haben manche den ersten Weltkrieg mitgemacht und jetzt in Madrid gekämpft. Was haben diese Menschen in ihrem Leben alles mitgemacht! Was ist übrig von ihrer Familie? Alles, was ich hier höre, macht mich mehr und mehr kampfbereit.

21. August 1937

Und dann bekommst du die Zeitung unserer Partei in die Hand, und auf der ersten Seite wird nur von den Feierlichkeiten für Juliana und Bernhard berichtet. Da habe ich die Zeitung in eine Ecke gefeuert und bin zu meinen Patienten gegangen.

4. Oktober 1937

Nun erst mal zu dem, was die Zeitungen geschrieben haben. Eine Schande, daß

man es wagt, so etwas zu berichten. Sie sollten hierherkommen und mit den Menschen sprechen, die als Antifaschisten einen oder beide Arme, Beine oder Augen verloren haben, sollten sie fragen, wie und warum sie hergekommen sind, nicht mit einem Mann wie Teunisse, der sich an den «Telegraaf» oder an ein anderes halbfaschistisches Blättchen verkauft ... Von diesem Teunisse weiß ich, weil er einige Wochen hier in Murcia war, daß es ihm gelang, sich jeder Arbeit zu entziehen. Das ist ein Fall, den ich kenne; die anderen sind sicherlich ebenfalls unwahr.

12. Dezember 1937
Gestern unterhielt ich mich mit einem Italiener. Er ist schwer verwundet, hofft aber in einigen Wochen wieder an die Front zu gehen. Er erzählte mir, daß zwei seiner Brüder in Spanien gefallen sind, der dritte ist seit Beginn an der Front. Er hat in seinem Land Unterdrückung und Kampf miterlebt, und er sagt, das sei noch schlimmer als der bewaffnete Kampf hier. Ich werde Euch immer wieder darüber schreiben; denkt darüber nach, kämpft ... wir wollen in einer Welt leben, die Recht für alle hat und in der unsere Kinder satt werden. Das alles ist für mich wichtiger als die Mitteilung, wie Prinz Bernhard sich um 14.30 Uhr fühlte und wie es seiner Frau geht, die in guter Hoffnung ist. Dieses Kind wird auf jeden Fall Milch und ein Bett haben.

Ihrer Empörung machte Trijn nicht nur in Briefen an die Schwester Luft. Sie schrieb an ihre Partei, an die Gewerkschaft, an die Zeitung «Het Volk», bezog Stellung, kritisierte, berichtigte und wies immer wieder auf die Gefahr hin, die auch den Niederlanden drohte, wenn die Arbeiterklasse nicht einmütig und geschlossen gegen den Faschismus kämpfte.

27. Januar 1938
Ich möchte bemerken, daß gerade unsere Presse so viel tun könnte, um die Ursachen dieses Krieges aufzudecken und aufzuzeigen, daß wir den Faschismus bekämpfen müssen.

14. Februar 1938
Vor kurzem sprach ich mit einem holländischen Genossen, der hier ist. Er sagte: «Ja, hier in Spanien bin ich für die Einheit, sonst verlieren wir, und der Faschismus gewinnt. Im Interesse der ganzen Welt sind wir also hier für die Einheit ... In Holland will ich nicht zusammengehen, da ist es noch nicht nötig.» Aus zwei Gründen bin ich mit ihm nicht einverstanden. Erstens, man ist für die Zusammenarbeit, oder man ist dagegen; denn die Politik ist hier und dort die gleiche. Zweitens finde ich diese Haltung unwürdig ... Ich bin überzeugt, daß bei uns und bei ihm noch viel wachsen muß, bis wir wahrhafte Sozialisten sind.

Hier, im Brennpunkt des Weltgeschehens, erkannte Trijn die Notwendigkeit der Einheit der Arbeiterklasse, hier wurde sie sich der tiefen Bedeutung der Worte von Marx «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» bewußt. Überall dort, wo die Arbeiterklasse nicht vereint handelt, zersplittert sie ihre Kraft und bietet dem Klassengegner Möglichkeiten zur weiteren Unterdrückung und Ausbeutung. Diese neue Überzeugung, die in Trijn heranreifte, übertrug sich nicht sofort auf ihre Freunde in der Heimat. Im Gegenteil, manche äußerten sich besorgt über die sich in den Briefen deutlich abzeichnende Veränderung ihrer Haltung gegenüber den Kommunisten. Das war nicht mehr Trijn, die sie kannten, als sie nach Spanien ging. Nie hatte sie sich mit solcher Offenheit, solcher Beharrlichkeit und solcher inneren Verbundenheit für eine Zusammenarbeit der Sozialdemokraten mit den Kommunisten eingesetzt. Diese Besorgnis kam auch in Briefen an Trijn zum Ausdruck; in Form von Fragen und Ermahnungen. Trijn bekannte sich ehrlichen Herzens zu dieser Veränderung, die sich nicht plötzlich vollzogen hatte, und versuchte, den Freunden zu erklären, daß alles, was sie in Spanien sah, hörte und miterlebte, zur Festigung und Vertiefung ihrer sozialistischen Weltanschauung beitrug. Viele Fragen hatte sie sich selbst gestellt, und fast immer waren es die kommunistischen Genossen, die eine Antwort wußten, die ihr halfen.

22. Februar 1937
Ich muß auf einen Brief von H. antworten. Er schreibt, ich solle nicht diskutieren, weil dadurch mein Verhältnis zu den anderen erschwert würde. Aber das Gegenteil ist



wahr: Es sind gerade die Besten, mit denen ich rede, und sie sollen meine Überzeugung und meine Arbeit schätzen. Hinzu kommt, daß es gut ist, wenn sie wissen, daß auch Genossen unserer Partei Spanien unterstützen, obwohl ich oft das Empfinden habe, daß wir viel zu wenig tun ... Dann seine Frage zu den Bildern am 1. Mai. Ja, im Saal des Lazaretts hingen Bilder von Kommunisten. Der größte Teil meiner Kameraden hier sind Kommunisten ... Ihr seid sicherlich befremdet, daß ich Kommunisten meine Freunde nenne. Ja, sogar Freunde, die mir sehr liebgeworden sind und deren Abschied mir den Schlaf raubt ...

Geändert habe ich mich sicherlich; so wie ich jetzt die Dinge sehe, weiß ich viel besser als früher, was noch alles zu tun ist. Ich hoffe, die Kraft zu finden, alles durchzustehen und das Meine dafür zu tun. Dann weiß ich, wofür ich leben und, wenn es sein muß, sterben will. Diese Zeit hier hat mich bewußter gemacht und, wie ich hoffe, auch besser.

6. September 1937

Ich freue mich, wenn ich höre, daß einer der vielen teuren Kameraden, die ich hier habe, unserer Partei angehört. Ich war glücklich, als ich las, daß Kupers (damals Vorsitzender des niederländischen Gewerkschaftsverbandes NVV, d. Ü.) jetzt nach einem Jahr die Kämpfer gelobt hat und der gefallenen Kameraden gedenkt. Er und viele andere wissen doch sicherlich, daß die meisten von ihnen Kommunisten waren?

10. November 1937

Ich glaube, ich schrieb schon einmal, daß einige Kinder vorbeikamen, als ich vor einem Sanatorium wartete. Sie riefen sich zu: «Eine Frau aus Rußland.» Ich habe sie in dem Glauben gelassen, weil sie so glücklich darüber waren und ich ihnen die Freude nicht nehmen wollte. Aber da habe ich gemerkt, daß auch die Kleinsten wissen, welche Hilfe die Sowjetunion gibt, und daß sie das schätzen. Aber wie denkt Ihr Euch das? Sollen die Kommunisten hier

nur dazu dienen, um das Allerhöchste zu geben, dann aber nichts sagen und heimlich und leise verschwinden, wenn Spanien vom Faschismus befreit ist? Ich kann mir nicht vorstellen, daß Ihr hier die Einheit akzeptiert zur Vernichtung des Faschismus, dann aber diejenigen nach Hause schicken wollt, die die Arbeit geleistet haben.

Ende 1937

Genauso entrüstet bin ich über die Antwort, die Krijn und ich auf unseren Brief von «Het Volk» erhalten haben. Den Brief schickten wir über seine Eltern, und die Antwort lautet: «Ihr Schreiben haben wir dankend erhalten. Da zur Zeit über diese Angelegenheit in der Presse nicht mehr viel geschrieben wird, wollen wir keine schlafenden Hunde wecken.» Wir werden der Zeitung antworten: Es wird höchste Zeit, daß sie selber aufwacht ... Am nächsten Tag, dem 13. Oktober, schreibt man über den Bürgerkrieg in Spanien, der doch kein Bürgerkrieg mehr ist, sondern über das Schicksal Europas entscheidet. Man schreibt voller Ablehnung über die Arbeit der Kommunisten, und zwar Dinge, die man nicht glauben kann. Nachdem ich nun zehn Monate fast nur mit Kommunisten zusammengearbeitet habe, muß ich dieser Behauptung widersprechen: daß sie uns ihre Gedanken aufdrängen oder uns hier heraushaben möchten. Das ist unwahr! Daß ihr Einfluß groß ist, gebe ich zu, aber woher kommt das? Ich kann es Euch sagen: Hier im Lazarett sind 400 Kameraden der Interbrigaden. Krijn, Siem und Trijn sind Mitglieder der sozialdemokratischen Partei, die anderen sind Kommunisten und einige parteilos. Könnt Ihr nicht verstehen, daß von diesen Kameraden, die hier aus Überzeugung und Bewußtsein kämpfen, eine große Kraft ausgeht, selbst dann, wenn sie nicht sprächen ...?

Ich möchte Euch noch viel mehr schreiben, was ich hier gesehen und wie ich gelernt habe, mit den Kommunisten zusammen den Kampf gegen den Faschismus zu führen und mit ihnen zusammen eine bessere Gesellschaft aufzubauen ...

Dieses Denken hat mir nicht ein Mensch beigebracht, sondern das Leben hier hat es mich gelehrt.

Worte allein hätten sicherlich nicht genügt, eine Frau wie Trijn gegenüber ihren sozialdemokratischen Genossen zur Verteidigerin der Kommunisten zu machen. Und das Leben, das war das Beispiel der Kommunisten, ihre Kampf- und Einsatzbereitschaft gegen den Faschismus mit allen, die guten Willens waren. Die große Kraft, die von ihnen ausging und die Trijn verspürte, machte auch sie stärker. Die Eindrücke und Erkenntnisse, die sie im Verlauf des ersten Jahres in Spanien gewonnen hatte, machten ihr bewußt, daß der Weg, den sie bisher gegangen war, nicht zu dem von ihr ersehnten Ziel, der Befreiung aller Völker von Unterdrückung und Ausbeutung und damit zum Frieden der Menschheit, führen würde. Trijn war im Geist des Pazifismus erzogen worden; ihr Beruf und der Einfluß der sozialdemokratischen Partei hatten sie in dieser Einstellung bestärkt. Waffengewalt lehnte sie entschieden ab. Als sie nach Spanien ging, den verwundeten Republikanern zu helfen, war ihr sicherlich nicht bewußt, daß dieser Schritt zugleich einer Parteinahme für die mit einer Waffe Kämpfenden bedeutete. Pflegte sie doch die Verwundeten, damit sie recht bald wieder an die Front gehen und die Lücke ausfüllen konnten, die ihr ungewollter Lazarettaufenthalt gerissen hatte. Die Überwindung ihrer Vorbehalte gegenüber den Kommunisten mag Trijn leichter gefallen sein als das Begreifen, wie notwendig und unerläßlich es in einer bestimmten Situation für einen Sozialisten ist, eine Waffe in die Hand zu nehmen und sie auch zu gebrauchen.

1. Januar 1937

Ich habe noch nichts vom Kampf direkt gesehen, ich weiß auch nicht, ob ich es ertragen würde, denn ich lehne Waffengewalt ab. Andererseits bewundere ich diejenigen, die den Kampf auch mit Waffen führen, wenn es sein muß. Wir Menschen sind doch eigenartig! Ich komme im Augenblick nicht mit mir selber ins reine. Es wird schon wieder werden, aber im Augenblick ist alles sehr verwirrt in meinem Kopf.

4. Oktober 1937

Wißt Ihr, am Anfang habe ich nicht verstanden, daß sie sich direkt danach seh-

nen, wieder an die Front zu gehen. Ich habe sie gefragt, wie sie dazu stehen, einen Menschen zu töten. Ich kann nicht alle Gespräche wiedergeben, auch denken nicht alle gleich. Aber das ist bei fast allen Gesprächen herausgekommen: Nicht das Verlangen zu vernichten oder zu töten, nein, nur den Faschismus wollen sie töten. Mit einem Überläufer teilen sie ebensogern das letzte Stück Brot wie mit einem anderen. Aber wenn nach dem Kampf unsere Verwundeten geholt werden und wir sehen, in welch tierischer Art manche abgeschlachtet wurden, dann kommt Haß auf. Früher sagte ich: Aufrüsten ist falsch. Nun, heute weiß ich besser denn je, wie grausam der Krieg ist. Und darum möchte ich denen, die nie töten wollen und sich Sozialisten nennen, sagen: Laßt es nicht nur bei schönen Worten bleiben.

22. Oktober 1937

Nach schweren inneren Kämpfen bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß ich nicht nur die Menschen pflegen will, die mit der Waffe in der Hand kämpfen. Ich will, wenn es erforderlich ist und ich es kann, auch mit dem Gewehr meine Verwundeten verteidigen. Das hat das Jahr hier in Spanien mich gelehrt.

10. November 1937

Stell Dir vor, da kommt ein Panzer auf Dich zu! Und Du hast nur Dein Ideal und leere Hände! Nur Deinen Glauben an den Sozialismus!

Ende 1937

Ich möchte so gern mit Euch über alles sprechen, dann würdet Ihr besser verstehen, wie ich dazu kam, anders zu denken als bisher; wie es dazu kam zu lernen, mit Gewehr und Revolver umzugehen ... Ich bin einverstanden, daß die Kameraden das Recht und unsere Freiheit mit Waffen verteidigen ... Ich nehme die Waffe ohne Haß in meine Hände, bin aber überzeugt, daß ich, wenn es sein muß, meine Verwundeten mit ihr verteidigen werde. Es kostete mich schlaflose Nächte, bis ich zu der Überzeugung gelangte, daß ich nur so handeln kann.

27. Januar 1938

Denke nicht, daß wir meinen, alle sollen mit einer Waffe in der Hand hierherkommen. Wir wissen, daß die andere Arbeit ebenso nötig ist, in allen Ländern, und dort ist Eure Aufgabe ... Aber wenn ich aus dem Kinderkrankenhaus komme, bin ich mit meinen Gedanken auf dem Hygieaplatz (Amsterdam; dort wohnte Trijns Schwester, d. Ü.) mit den sechs Schulen und tausend Kindern, und Grauen überkommt mich, wenn ich mir vorstelle, daß ein Flugzeug dort seine Bomben fallen ließe, so, wie es hier in Lérida geschehen ist! Wenn ich dann lese, daß man in Holland gegen Waffengewalt ist, frage ich mich: Wie wollen diese Menschen ihre Kinder schützen? Früher habe ich diese Dinge anders beurteilt, aber jetzt muß ich Euch schreiben, daß ich begriffen habe, es kann nicht anders sein.

Arbeit, Pflicht, Verantwortung und tausendmal ein herzliches Dankeschön der Patienten, das nicht nur der Krankenschwester, nicht nur der Oberin für die fürsorgliche Pflege galt, sondern ebenso der Genossin, der Kameradin Trijn, deren Front das Lazarett war und die hier ihre Kampfaufgabe erfüllte. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Gleichstellung und gegenseitige Achtung aller am Kampf Beteiligten, unabhängig von ihrer Funktion, waren der Kraftquell für Trijn, um die Schwere ihrer Arbeit und psychische Krisen zu überstehen. Ob Vorgesetzter, Kämpfer, Krankenschwester, sie waren Kameraden, Freunde, Genossen, sie achteten die Meinung des anderen, waren jederzeit bereit an seine Stelle zu treten und zu kämpfen.

3. Dezember 1937

Aber ich freue mich, daß ich dabei helfen kann, die spanischen Frauen in der Krankenpflege zu unterrichten und ihnen zu zeigen, daß sie Kameraden sind mit gleichen Rechten und Pflichten. Wie wäre es, wenn ich in Holland als Krankenschwester zum Direktor sagen würde: «Das geht nicht, das kann so nicht gemacht werden.» Hier bekomme ich auch nicht immer recht, aber ich kann meine Meinung sagen, und dann wird darüber gesprochen. Der Verantwortliche für alle Hospitäler sagt dann nicht «Ja» oder «Nein»; er sagt zum Beispiel: «Marguerite, wir versuchen es ...» Unmün-

dig bist du hier nicht. Das ist eine Freude für jede Frau.

17. August 1937

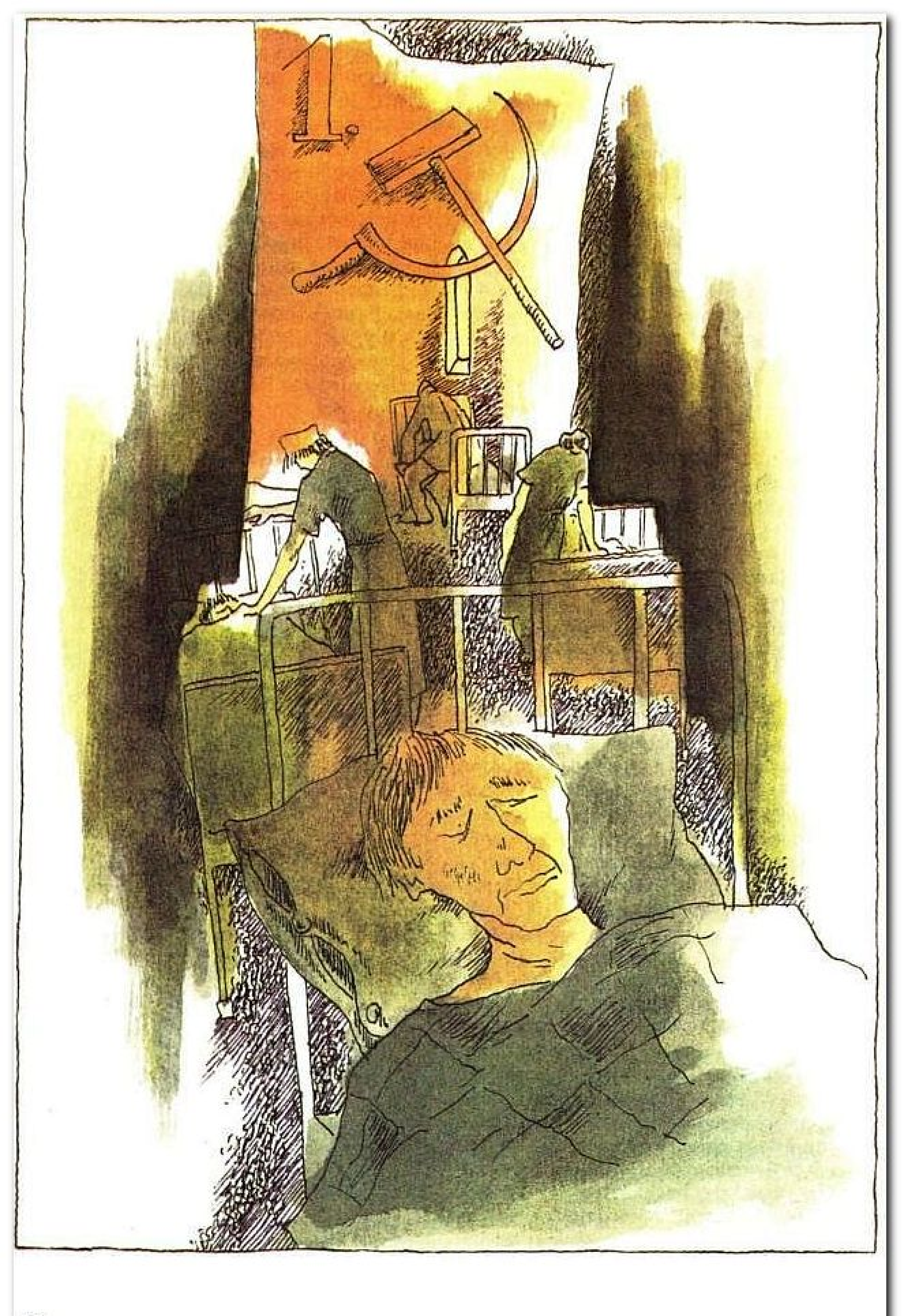
Gestern sprach ich mit einem Überläufer. Er erzählte Verschiedenes, auch daß er die Kameradschaft hier so gut findet. Sie ist für mich schon selbstverständlich, ob es sich um einen Soldaten, einen Offizier, um den Chefarzt oder einen Kranken handelt. So gewöhnt man sich an alles. Ich kann mich nicht erinnern, daß St. mich je eingeladen hat, mit ihm irgendwo ein Eis zu essen. In Amsterdam würde ich niemals meinen höchsten Chef auf der Treppe anhalten und ihn um Urlaub bitten, Ja, es ist eine andere Welt, in der wir hier leben.

Ja, es war eine andere Welt, in die Trijn hineingewachsen war, in der sich vieles, wofür sie jahrzehntelang mit Diskussionen, Solidaritätsbezeugungen, Demonstrationen, Zeitungsberichten gekämpft hatte, erfüllte. Zwar umgaben sie die Schrecken des Krieges, lebte sie in Angst vor den Bomben faschistischer Flugzeuge, zitterte sie um das Leben der Verwundeten und aller Kameraden; aber eines Tages würde, müßte das vorbei sein – darum ging ja ihrer aller Kampf –, und diese andere, bessere Welt, in der ein Mensch nicht nach dem Stand seines Vaters gewertet, sondern wegen seiner eigenen Arbeit, seiner Leistungen geachtet wird, würde sich über den ganzen Erdball verbreiten. In dieser anderen Welt, in der Trijn ein Stückchen Zukunft erlebte, fand sie auch ihr persönliches Glück. «Meinen allerbesten Kameraden» nannte sie in ihren Briefen den Mann, dem sie wenige Monate nach ihrer Ankunft in Spanien begegnete, dem sie ihre Liebe und ihr Vertrauen schenkte: Paul Storck, einem deutschen Spanienkämpfer, Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Alle, die Trijn kannten, wissen, daß sie kaum ein Wort verlor über Dinge, von denen sie meinte, sie gingen nur sie an. Wenn sie sprach, bat sie für andere oder versuchte sie, die Menschen wachzurütteln, sie zu begeistern für die Sache des Sozialismus. Mit ihrer privaten Sphäre blieb sie bescheiden im Hintergrund. Ihre Liebe zu Paul jedoch verbarg sie nicht vor den anderen; an diesem Glück sollten Verwandte und Freunde teilhaben. Und die Stunden mit Paul brachten ihr Entspannung und neue Kraft.

Mitte 1938 wurden die Verwundeten und das medizinische Personal aus Murcia nach S'Agaro, einem Ort an der spanischen Nordküste, verlegt. Auch aus anderen Ortschaften wurden Kranke und Verwundete hierhergebracht. Ebenfalls kamen Interbrigadisten, die von hier aus in ihre Heimatländer zurückkehrten. Diese Rückkehr war aber nicht möglich für Kameraden, deren Heimat in den Händen der Faschisten war. Zu ihnen gehörte auch Paul. Eine neue schwere Sorge lastete auf Trijn. Wohin würde es Paul, dessen Gesundheitszustand besorgniserregend war, verschlagen? Wie würde es überhaupt weiterge-



Eine der wenigen gemeinsamen Stunden mit Paul


1.

hen? Die Gefahr eines Krieges durch Hitlerdeutschland war näher denn je. Sollte aller Kampf umsonst gewesen, sollten so viele Leben umsonst geopfert worden sein? Es lag nicht in Trijns Natur, zu verzweifeln, zu wehklagen oder gar aufzugeben. In einem Brief an ihre Mutter gab sie sich selbst Antwort auf diese Fragen.

18. September 1938

Aber wie denn auch immer es kommen wird, diese Zeit ist und bleibt eine wunderbare Periode in meinem Leben. Ich bin mir bewußt, daß ich nur einen kleinen Anteil an diesem Kampf hatte, aber ich weiß auch, daß es nicht umsonst gewesen ist. Zwar sind viele unserer besten Kameraden hier gefallen, aber unsere Überzeugung ist stärker geworden, und besser als vorher wissen wir, daß der Sieg einmal unser sein wird.

Anfang Januar 1939 gingen Trijn und Paul mit dem letzten Verwundetentransport aus Spanien über die französische Grenze. Paul kam in ein Internierungslager; Trijn kehrte nach Amsterdam zurück. Ihre Bemühungen, Pauls Entlassung aus dem Internierungslager zu erwirken, blieben erfolglos. Viele Jahre später, erst nach 1945, erfuhr sie, daß die französische Regierung Paul und viele andere Interbrigadisten den deutschen Faschisten ausgeliefert hatte und daß er in einem Berliner Gefängnis an Typhus gestorben war.

Wovor Trijn in ihren Briefen Verwandte, Freunde und die Genossen ihrer Partei gewarnt hatte, wurde bittere Wirklichkeit: Die deutschen Faschisten entzündeten die Kriegsfackel und überfielen auch die Niederlande. 350000 Niederländer kamen ums Leben; Städte und Dörfer wurden verwüstet. Obwohl Trijn als ehemalige Spanienkämpferin auch den Besatzern bekannt war, zögerte sie keinen Augenblick, sich am illegalen Widerstandskampf zu beteiligen. Bald jedoch fiel sie den Faschisten in die Hände und wurde in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück verschleppt.

1945 kam Trijn mit einem Transport des Internationalen Roten Kreuzes nach Schweden. Hunger und zweimal überstandener Typhus hatten sie aufs äußerste geschwächt, dennoch stellte sie sich sofort für die Pflege der anderen befreiten Häftlinge zur Verfügung. Später, in die Heimat zurückgekehrt, arbeitete sie wieder in ihrem Beruf. Aber ein schweres Herzleiden als Folge ihrer Haftzeit in Ravensbrück setzte ihrem Tatendrang Grenzen. Schließlich mußte sie ihren Beruf aufgeben. Von nun an widmete Trijn all ihre Zeit der Solidaritätsbewegung für die politischen Häftlinge in Spanien, für Korea, Angola, Vietnam, für alle von den Imperialisten unterdrückten und verfolgten Völker.

Sie beteiligte sich an Demonstrationen, diskutierte, überzeugte, und wieder war es ihr Vorbild, ihre rastlose Aktivität, die viele Frauen mitriß. Bis zum letzten Tag nahm Trijn lebhaften Anteil am politischen Leben, und bis zum letzten Tag hielt sie die Verbindung zu den vielen Freunden, die sie in Spanien und in Ravensbrück gewonnen hatte.

Am 25. August 1970, während eines Kuraufenthaltes in Bad Liebenstein, endete dieses kampferfüllte Leben, Trijns Wunsch entsprechend, wurde ihre Urne in der DDR, in Loitz, Kreis Demin, beigesetzt. So blieb sie ihren Freunden, die auch Pauls Freunde waren, im Tode verbunden, in einem Land, in dem die Zukunft, für die Trijn Hulleman ihr ganzes Leben gekämpft hatte, die sozialistische Gesellschaftsordnung, bereits Gegenwart ist.

AN DER SEITE BELORUSSISCHER PARTISANEN

Oberst Dr. Willy Wolff

Die Traditionen deutsch-sowjetischer Freundschaft reichen weit in die Geschichte beider Völker zurück. Auch in den Jahren 1941 bis 1945, als der faschistische deutsche Imperialismus den verbrecherischen, brutalen und grausamen Krieg gegen die UdSSR führte, gab es zahlreiche deutsche Patrioten, die fest an der Seite des Sowjetvolkes standen und heldenhaft für den Sturz der faschistischen Diktatur kämpften. Unter ihnen befanden sich nicht wenige Patrioten, die diesen Kampf in der ihnen verhaßten Uniform der Wehrmacht führten. Auf der Grundlage von Kriegsgerichtsakten der Wehrmacht und anderen historischen Dokumenten soll im folgenden über zwei solcher Patrioten, die sowjetische Partisanen unterstützten und später in ihren Reihen kämpften, berichtet werden.

In den großen Waldgebieten, die zwischen Minsk und Baranowitschi liegen, operierten im Jahre 1943 23 sowjetische Partisanenverbände mit mehr als 26000 Kämpfern. Die Sowjetbürger dieses Gebietes unterstützten ihre Partisanen auf jede nur denkbare Weise. Viele waren als Kundschafter für die Partisanen tätig und lieferten ihnen wichtige Informationen über den Gegner. Ein solcher Partisanenkundschafter war auch die zwanzigjährige Komsomolzin Ljudmila Bytschkowskaja. Sie wohnte mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in Dsershinsk, sprach gut Deutsch und arbeitete als Dolmetscherin in der Bürgermeisterei dieser Stadt, die etwa 35 km südwestlich von Minsk liegt. Durch Ljudmila erfuhren die Partisanen ständig, was die Okkupanten in der Stadt taten oder zu tun beabsichtigten.

In der Wohnung der Familie Bytschkowski hatte der deutsche Feldwebel Gerhard Hartmann sein Quartier. Er war Waffen- und Gerätewart des II. Bataillons des Reservegrenadierregiments 1 der 141. Reservedivision der Wehrmacht. Dieser Verband war im Herbst 1942 in den Raum Minsk – Baranowitschi verlegt worden und übte hier Sicherungsfunktionen im rückwärtigen Heeresgebiet aus. Dazu gehörte auch die Bekämpfung der sowjetischen Partisanen, die hier operierten.

Gerhard Hartmann war ein bescheidener deutscher Soldat, der sich höflich und freundlich zu seinen Quartiersleuten verhielt. Sein Benehmen paßte so gar nicht zu dem arroganten und herrischen Auftreten der Mehrheit seiner Kameraden. Ljudmila Bytschkowskaja stellte wiederholt fest, daß er in seiner Freizeit regelmäßig die deutschsprachigen Sendungen des Moskauer Rundfunks abhörte. Insbesondere verfolgte er sehr aufmerksam die Nachrichten des Sowjetischen Informationsbüros. In Unterhaltungen mit Gerhard konnte sich Ljudmila davon überzeugen, daß dieser deutsche Soldat ein Gegner dieses Krieges war, daß er den Faschismus haßte und eine hohe Meinung von der Sowjetunion besaß.

Wer war dieser «sonderbare» deutsche Feldwebel? Seiner Kriegsgerichtsakte kön-

nen wir folgendes entnehmen: Im Jahre 1943 war Gerhard 23 Jahre alt. Er war in Köln beheimatet. Sein Vater war Maurer. Mit zehn Jahren wurde Gerhard Mitglied des Jung-Spartakus-Bundes, der kommunistischen Kinderorganisation. Später erlernte er den Beruf eines Expedienten und arbeitete im Kaufhaus Globus in Köln. 1938 wurde er zur Wehrmacht einberufen. Er nahm am Krieg gegen Polen und Frankreich teil. 1941 wurde seine Division an die sowjetische Grenze verlegt. Sie gehörte zu den Wehrmachtverbänden, die am 22. Juni 1941 heimtückisch das Sowjetvolk überfielen.

Am 2. August 1941 erlitt er eine Kopfverletzung und täuschte als deren Folge krampfhafte Anfälle vor, um dem weiteren Fronteinsatz zu entgehen. Man versetzte ihn in die 141. Reservedivision. Sein Bataillonskommandeur bescheinigte ihm in einer Beurteilung gute Führung und charakterisierte ihn als intelligenten und selbstbewußten Soldaten.

Über diesen Feldwebel berichtete Ljudmila den Kämpfern der Partisanenaufklärungsgruppe «Tschaika», die in der Nähe des Flusses Ussa operierten, und empfahl ihnen, mit Gerhard Hartmann Verbindung aufzunehmen. Aber die Partisanen waren



Gerhard Hartmann

skeptisch. Das Abhören des Moskauer Senders war ihnen noch kein genügender Beweis für echte antifaschistische Haltung. Schließlich mußte man ja auch damit rechnen, daß hinter diesem Feldwebel die faschistische Gegenspionage stehen könne und er den Auftrag habe, auf diese Weise Kontakt mit den Partisanen zu suchen. Aber Ljudmila beschwor, daß es sich bei diesem Soldaten um keinen Provokateur, sondern um einen aufrechten deutschen Antifaschisten handele. Andererseits brauchten die Partisanen dringend Informationen über die 141. Reservedivision, die vor kurzem in diesen Raum verlegt worden war. Man mußte erfahren, woher diese Division gekommen war, welche Aufgaben sie hatte, wer die Kommandeure waren usw. Schließlich einigten sich die Partisanen darauf, an Gerhard Hartmann einen Brief zu schicken, den Ljudmila ihm übergeben sollte. In diesem Brief baten die

Partisanen um Auskunft über die Motive seiner antifaschistischen Haltung und stellten ihm die Frage, ob er bereit sei, mit den sowjetischen Partisanen zusammenzuarbeiten. Am Schluß des Briefes ließen sie ihn unmißverständlich wissen, daß er seiner gerechten Strafe nicht entgehen werde, sollten sie sich in ihm getäuscht haben und Ljudmila verhaftet werden.

Nach einigen Tagen meldete sich Ljudmila mit einer schweren Tasche bei den Partisanen zurück. Sie enthielt Pistolen, Handgranaten und Munition. Außerdem übergab sie ihnen einen Brief. Auf acht Seiten schilderte Gerhard sein bisheriges Leben und legte die Gründe dar, warum er nicht gegen das Sowjetvolk kämpfen wolle. Er schrieb, daß sein Vater als klassenbewußter Arbeiter ihn im Geiste des revolutionären Proletariats erzogen, daß er im Jung-Spartakus-Bund viel über das Land Lenins erfahren habe und er tiefe freundschaftliche Gefühle für die Sowjetunion aufbringe. Den Überfall auf die UdSSR empfinde er als ein gemeines Verbrechen, dieser Krieg sei nicht sein Krieg, hier kämpfe die faschistische Wehrmacht gegen das erste sozialistische Land der Welt, gegen jenes Land, in dem seine Klassengenossen, die sowjetischen Arbeiter und Bauern, die Macht ausübten. An den Verbrechen, die von den faschistischen Truppen in der Sowjetunion verübt wurden, wolle er auf keinen Fall mitschuldig werden. Er sei bereit, jeden Auftrag der Partisanen zu erfüllen, beteuerte er abschließend in diesem Brief.

Gerhard lieferte den Partisanen dann Waffen und Munition. Vor allem aber versorgte er sie mit umfangreichen Informationen über die 141. Reservedivision. Er teilte mit, daß diese Division aus der Tschechoslowakei in den Raum Minsk–Baranowitschi verlegt worden war, und nannte die Orte, in denen die Bataillone untergebracht waren, sowie die Standorte der Regimentsstäbe. Er meldete die Namen der Kommandeure und charakterisierte sie ausführlich, berichtete über die Aufgaben, die die Division habe, schilderte ihre Bewaffnung und machte Angaben über den Ausbildungsgrad des Personalbestands. Auch wichtige Informationen, die er über den Stab der Heeresgruppe Mitte und über die Nachbardivisionen erhielt, übermittelte er den Partisanen. Es gelang ihm auch, sich Dienstreisen nach Berlin, Vilnius und in andere Städte zu beschaffen, wo er Aufträge der Partisanen ausführte. Seine Nachrichten und Berichte waren von großer Bedeutung. Viele übermittelten die Partisanen per Funk nach Moskau.

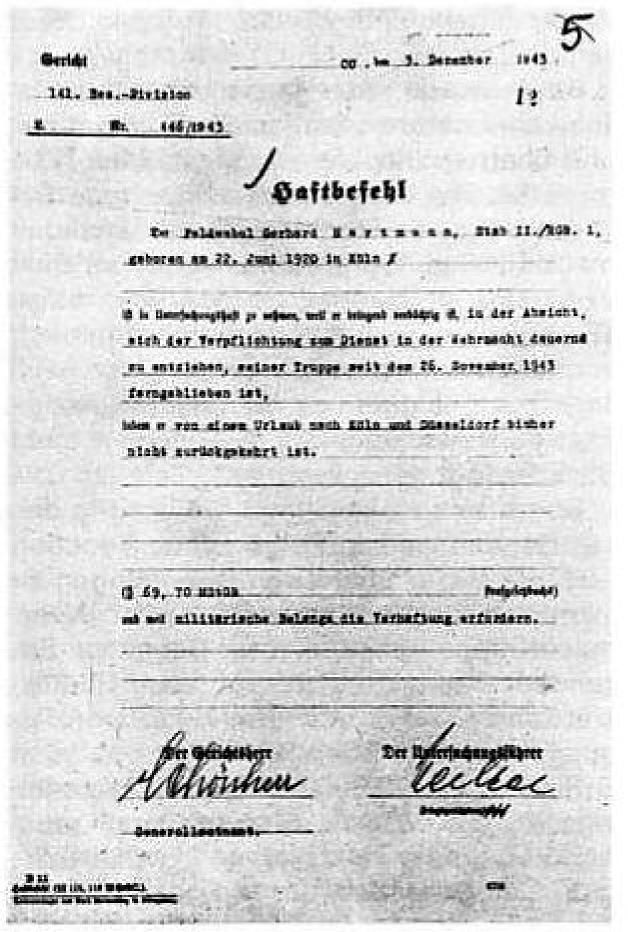
Mitte Oktober 1943 erfuhr Gerhard Hartmann, daß er demnächst zu einem Fronttruppenteil versetzt werden sollte. Vorher aber wurde ihm noch Heimaturlaub gewährt, aus dem er am 26. November 1943 zurückkehren sollte.

Diese Nachricht übermittelte Ljudmila ihren Genossen, und man beschloß, daß Gerhard die Heimfahrt nicht antreten, sondern am ersten Urlaubstag von ihr zu den Partisanen gebracht werden sollte. Damit erhielt er die Möglichkeit, auf der richtigen Seite der Front auch für die Befreiung seiner Heimat von der faschistischen Diktatur zu kämpfen. Es war zweckmäßig, Gerhard Hartmann nicht in Urlaub fahren zu lassen, weil man damit rechnen mußte, daß in dieser Zeit der enorme Fehlbestand an Waffen und Munition festgestellt würde. Am 28. Oktober 1943, dem Tag, an dem Gerhard seinen Urlaub antreten sollte, brachte Ljudmila ihn zu den Partisanen. Sie selbst kehrte zunächst wieder an ihre Arbeitsstelle nach Dsershinsk zurück, damit kein Verdacht geschöpft würde.

Am 1. Dezember 1943 erstattete der Bataillonskommandeur dem Divisionsstab und dem Divisionsgericht Tatbericht gegen Gerhard Hartmann wegen Fahnenflucht. Darin heißt es: «Der Feldwebel Hartmann ist am 28. 10. 1943 nach Köln und Düsseldorf beurlaubt worden. Er hätte spätestens am 26. 11. 1943 wieder bei der Truppe eintreffen müssen; er ist jedoch bis heute nicht zurückgekehrt.» Gleichzeitig wurde der Ortskommandantur in Dsershinsk, der Kreispolizeibehörde in Köln und Düsseldorf, der Abwehrstelle in Minsk und dem Reichskriminalpolizeiamt in Berlin mit exakter Personalbeschreibung die Fahnenflucht dieses Wehrmachtangehörigen ge-

meldet. Die über Gerhard Hartmann angelegte Kriegsgerichtsakte enthält jedoch keinen Hinweis auf den großen Fehlbestand in der Waffenkammer. Offensichtlich haben die Offiziere des Bataillons das verschwiegen, weil sie nicht in eine für sie sehr unangenehme Sache verwickelt werden wollten.

Angehörige des Bataillons, die mit Gerhard Hartmann engen Kontakt hatten, wurden eingehend vernommen. Dabei erklärte der Unteroffizier Peter Norhausen, daß Hartmann mit der Sowjetbürgerin Ljudmila Bytschkowskaja befreundet war und er ihm in einem Gespräch mitgeteilt habe, daß er früher Mitglied der kommunistischen Kinderorganisation gewesen sei. Diese Feststellungen meldete der Bataillonskommandeur am 2. Dezember 1943 unverzüglich dem Divisionsgericht und teilte in diesem Schreiben zugleich mit, daß die gesamte Familie Bytschkowski in der Nacht zum 19. November zu den Partisanen gegangen sei. In Dsershinsk gehe das Gerücht um, daß sich auch Hartmann dort befände. Wörtlich heißt es in dieser Mitteilung: «Nachforschungen in dieser Richtung stießen ins Leere, weil niemand zu fassen war, der durch genaue Angaben dieses Gerücht hätte erhärten können.»



Gericht [illegible], den 3. Dezember 1943
141. Res.-Division
[illegible] Nr. 446/1943

Haftbefehl

Der Feldwebel Gerhard Hartmann, Stab II./[illegible] 1,
geboren am 22. Juni 1920 in Köln

[illegible] in der Absicht,
sich der Verpflichtung zum Dienst in der Wehrmacht dauernd
zu entziehen, seiner Truppe seit dem 26. November 1943
ferngeblieben ist,
[illegible] von einem Urlaub nach Köln und Düsseldorf bisher
nicht zurückgekehrt ist.

(§ 69, 70 [illegible]) [illegible]
[illegible] militärische Belange die Verhaftung erfordern.

Der Gerichtsherr — Der Untersuchungsführer

Generalleutnant.



FF 1149

Gericht der 291. Inf. Div.

Untersuchungsakten

in der Strafsache gegen

Hartmann [illegible]

wegen [illegible]

Am 3. Dezember wurde der Haftbefehl für Gerhard Hartmann ausgestellt

Die für Gerhard Hartmann inzwischen eingegangene Post wurde beschlagnahmt. Das Gericht ordnete die Vernehmung seiner Eltern sowie die Ermittlung der Adressen von Verwandten und Bekannten an. Es ließ überprüfen, ob sich Gerhard Hartmann dort aufhalte. Eingehend wurde seine Freundin, Elisabeth Kehrig, in Düsseldorf vernommen. Auch in seiner ehemaligen Arbeitsstelle wurde nachgeforscht, und gegenüber seinen Eltern erwirkte man eine Postbeschlagnahmeverfügung. Am 3. Dezember 1943 erließ das Gericht der 141. Reservedivision Haftbefehl gegen Gerhard

Hartmann. Aber alle Bemühungen zu seiner Ergreifung blieben ergebnislos.

Für die Partisanen war Gerhard Hartmann kein Unbekannter. Sie nahmen ihn als zuverlässigen und treuen Kampfgenossen in ihre Reihen auf. Mit ihnen beteiligte er sich an der Sprengung von Brücken und Eisenbahngleisen. Er war dabei, wenn Überfälle auf faschistische Nachschubkolonnen und auf umliegende Garnisonen unternommen wurden. Mit der Partisanenaufklärungsgruppe «Tschaika» unternahm er ausgedehnte Erkundungsritte und sammelte militärische Informationen. Bei vielen dieser Aktionen trug er seine Feldwebeluniform, die ihm als Tarnung diente und ihm half, bestimmte Aufgaben leichter und gefahrloser zu erfüllen. Tapfer kämpfte Gerhard Hartmann so für die Vertreibung der faschistischen Okkupanten vom Territorium der Sowjetunion und für ein neues, ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland.

Im Frühjahr 1944 wurde der Partisanenbrigade aus Moskau durch Funk mitgeteilt, daß Hartmann im «Zentrum» benötigt werde und mit einer der nächsten Maschinen ausgeflogen werden solle. Das geschah auch wenige Tage später. Welche weiteren Kampfaufträge dieser mutige deutsche Patriot dann übernommen hat und wie sein weiteres Leben verlief, konnte bisher nicht ermittelt werden. Einer seiner damaligen Kampfgefährten, der ehemalige Partisan aus der Aufklärungsgruppe «Tschaika», N. F. Ridewski, schrieb vor einigen Jahren rückblickend über ihn: «Dreißig Jahre sind vergangen, seit wir auseinandergingen. Von unserem Kampfgefährten haben wir nichts mehr gehört. Immer wenn wir uns entsprechend der Tradition alljährlich an den Orten der Aktionen unserer Aufklärungsgruppe treffen und dabei auch in Dsershinsk weilen, wo noch heute die Familie Bytschkowski lebt, erinnern wir uns mit aufrichtiger Achtung und Freundschaft an Gerhard. Wir stellen uns die Frage: Wie mag es dir ergangen sein, Gerhard?»

Ähnlich wie dieser Patriot handelte auch der Sonderführer Clemens Bayer. Er war der Sohn eines Schmiedegesellen und wurde am 17. März 1912 in Talheim Kreis Heilbronn am Neckar geboren. Nach dem Schulbesuch absolvierte er ein Technikum und arbeitete später als Ingenieur in der Traktorenabteilung des Klöckner-Konzerns in Köln. Am 19. Juni 1939 wurde er zur Wehrmacht einberufen und nahm 1940 am Feldzug gegen Frankreich teil. Als Ingenieur für Landmaschinenbau wurde er am 24. Juni 1941 dem Wirtschaftskommando 208 – Gruppe Landwirtschaft – zugeteilt. Diese Wirtschaftskommandos waren Organe der faschistischen Okkupationsbehörden zur Ausplünderung der besetzten sowjetischen Gebiete. Unmittelbar nach der Eroberung von Bobruisk durch die faschistischen Truppen schlug das Wirtschaftskommando 208 in dieser Stadt sein Domizil auf.

Bayer wurde anfangs als Leiter der Maschinen-Traktoren-Station Sluzk eingesetzt und übernahm später die Maschinen-Traktoren-Station in Kisselewitschi, einem Ort in der Nähe von Sluzk. Im Wirtschaftskommando 208 genoß er hohes Ansehen. Sein Vorgesetzter beurteilte ihn wie folgt: «Energisch, geistig überdurchschnittlich veranlagt. Bayer ist als Leiter einer MTS sehr gut geeignet, da er über die nötige Energie, Entschlußkraft und einen weiten Blick verfügt.»

Durch seine zweijährige Tätigkeit in dieser Gegend und in Folge seiner Funktion verfügte Bayer über enge Beziehungen zu allen Okkupationsorganen und Wehrmachttruppenteilen dieses Gebietes. Besondere Kontakte hatte er zum Heereskraftfahrzeugpark und zum Heeresverpflegungslager in Bobruisk sowie zu den Offizieren des SS-Waldlagers in Kisselewitschi. Die MTS in Kisselewitschi reparierte vorrangig Traktoren und Lastkraftwagen. Der Heereskraftfahrzeugpark lieferte ihr die Ersatzteile. In dem von Bayer geleiteten Betrieb waren neben sowjetischen Zivilisten zeitweilig bis zu 120 sowjetische Kriegsgefangene beschäftigt, unter ihnen vor allem Schlosser, Schmiede und Kfz-Elektriker.

Die Gruppe Landwirtschaft des Wirtschaftskommandos 208 hatte die Aufgabe, die landwirtschaftlichen Produkte dieses Gebietes zu erfassen und für ihren Ab-

transport nach Deutschland zu sorgen. Daneben gehörte zu ihrer Tätigkeit auch, auf sowjetischem Territorium Güter für Ritterkreuzträger, für Angehörige des Adels, für hohe SS-Führer und andere Nazibonzen einzurichten. Dafür mußte die sowjetische Bevölkerung Herrenhäuser und Villen errichten, die mit zusammengeraubtem Mobiliar fürstlich ausgestattet wurden. Diese Güter verfügten über moderne Maschinen sowie über große Viehbestände und wurden vorübergehend von deutschen Verwaltern geleitet.

Durch seine Arbeit erhielt Bayer Einblick in die enorme Ausplünderung und die brutale Unterdrückung der Sowjetbürger in den okkupierten Gebieten. Er kannte die Verpflegungssätze für sowjetische Kriegsgefangene und wußte von der Not der Zivilbevölkerung. Er besaß Informationen über die Erschießung Tausender Juden in diesem Gebiet und wußte von den zahlreichen grausamen Strafexpeditionen gegen sowjetische Partisanen. Dennoch verschärfte sich der Volkskampf gegen die Okkupanten auch in diesem Gebiet von Tag zu Tag. Später, nach seiner Zusammenarbeit mit den sowjetischen Partisanen, schrieb Clemens Bayer darüber in der Zeitung «Freies Deutschland»: «Die deutschen Behörden waren gegenüber den russischen Partisanen machtlos. Bis auf höchstens 10 km zu beiden Seiten der Rollbahn – der ‹Warschauer Straße›, wie sie die Russen nennen – waren die Dörfer bewohnt. Dahinter lag ein durchschnittlich 10 km breiter Streifen mit verlassenen Dörfern und unbebauten Feldern, und jenseits dieses ‹Niemandslandes›, also höchstens 20 km von der Rollbahn, begann das Sowjetgebiet mit seiner eigenen Sowjetverwaltung und seiner Partisanenarmee. Wohl stieß ab und zu deutsche Polizei in das Partisanengebiet, umstellte ein Dorf, ‹organisierte› alle Lebensmittel, verschickte die arbeitsfähige Jugend, soweit sie nicht rechtzeitig fliehen konnte, nach Deutschland, erschoß die übrigen Bewohner und brannte die Baulichkeiten nieder. Dann zog sie sich schleunigst wieder aus dem Partisanengebiet zurück.»

Bei Clemens Bayer reifte die Erkenntnis, daß Deutschland diesen Krieg nicht gewinnen werde und daß das grausame faschistische Regime ihn auch nicht gewinnen dürfe. Die Ablehnung des Krieges wurde bei ihm noch dadurch verstärkt, daß einer seiner Brüder gefallen und der andere vermißt war. Hinzu kam auch, daß er guten Kontakt zu seinen Arbeitern hatte und deren Stimmung kannte. In Bobruisk, Sluzk, Uretschje, Staryje Dorogi und anderen Orten kannte er namhafte sowjetische Persönlichkeiten, unter ihnen befanden sich leitende Angestellte, Ärzte, Ingenieure und Schauspieler. Darüber äußerte er sich in der Zeitung «Freies Deutschland» im Mai 1944 wie folgt: «Ich lernte die Russen immer mehr achten. Das blieb nicht ohne Rückwirkung auf unser gegenseitiges Verhältnis, führte aber auch dazu, daß ich von meiner vorgesetzten Dienststelle Vorwürfe wegen allzu menschlicher Behandlungen zu hören bekam.»

In Sluzk wohnte die Zahnärztin Walentina Oletschik. Sie hatte engen Kontakt zu den sowjetischen Volksrächern im Partisanengebiet Ljuban-Oktjabr, das sich in der Nähe von Sluzk befand, und zu anderen sowjetischen Widerstandskräften in der Umgebung. Auch Clemens Bayer gehörte zu ihren Bekannten. Nachdem Walentina Kenntnis erhalten hatte, daß er sich seinen Arbeitern gegenüber menschlich verhielt und den Krieg ablehnte, lud sie ihn oft zu sich ein und führte, meist zusammen mit anderen Widerstandskräften, stundenlange politische Gespräche mit ihm. Später erfuhr Clemens Bayer, daß sich unter den Gesprächspartnern auch ein Oberleutnant der Sowjetarmee befunden hatte, der zu dieser Zeit eine Partisanenabteilung in der Nähe von Sluzk leitete. Die sowjetischen Genossen überzeugten den Sonderführer davon, daß es nicht genüge, gegen den Krieg zu sein, sondern daß man etwas dagegen tun müsse, und schlugen ihm vor, mit den sowjetischen Partisanen zusammenzuarbeiten. Schließlich stimmte Clemens Bayer zu.

Durch seine Funktion und seine umfangreichen Verbindungen zu Offizieren der Wehrmacht, der SS und der Okkupationsorgane war er für die Partisanen von gro-

ßem Nutzen. Er konnte ihnen Informationen und wertvolle materielle Unterstützung geben. Durch Tauschgeschäfte mit Offizieren des Heeresverpflegungslagers und des Heereskraftfahrzeugparks sowie mit Truppenkommandeuren, Betriebsleitern und anderen einflußreichen Männern der Okkupationsbehörden beschaffte er sich notwendige Waren.

Über viele Monate hinweg lieferte Clemens Bayer den Partisanen große Mengen an Waffen und Munition, Lebensmittel aller Art, Salz, Medikamente und Verbandstoffe, Anoden-Batterien, Lichtmaschinen, Benzin, Werkzeug, Kfz-Ersatzteile und schließlich einen kompletten LKW. Außerdem übergab er ihnen Blanco-Fahrbefehle für die Benutzung verschiedener Fahrzeuge und händigte ihnen Blanco-Beschäftigungsausweise seines Betriebes aus, mit deren Hilfe sich die Partisanen in dem von der Wehrmacht kontrollierten Gebiet frei bewegen konnten.

Aufgrund der enormen Verluste der Wehrmacht befahl das OKW, alle im rückwärtigen Heeresraum beschäftigten Wehrmachtangehörigen unter 40 Jahren von ihren derzeitigen Funktionen abzulösen und an die Front zu versetzen. Das betraf auch Clemens Bayer. Er sollte die MTS in Kisselewitschi an einen älteren Sonderführer übergeben und sich auf den Fronteinsatz vorbereiten. Darüber informierte er die Partisanen, und sie faßten den Beschluß, Clemens Bayer in ihre Reihen aufzunehmen. Um aber die zahlreichen Sowjetbürger, mit denen Clemens Bayer Kontakt hatte, nicht zu gefährden und seine Frau nicht den Verfolgungen der Nazis auszusetzen, wollten sie einen Überfall der Partisanen auf den Sonderführer vortäuschen.

Am 9. Dezember 1943 sollte sich Clemens Bayer beim Wirtschaftskommando in Bobruisk melden, um von hier aus zur Front versetzt zu werden. Diesem Befehl leistete er nicht Folge, sondern ließ sich am Nachmittag mit einem LKW nach Sluzk fahren. Dort traf er sich nochmals mit Walentina Oletschik, um letzte Weisungen der Partisanen über den Ablauf dieser Aktion entgegenzunehmen.

In den Abendstunden befahl er dem Kraftfahrer, in Richtung Bobruisk zu fahren. Etwa 20 km hinter Sluzk ließ er in einen Waldweg einbiegen und erklärte dem Kraftfahrer, sie müßten von hier einen defekten LKW abschleppen. Um dieses Fahrzeug zu suchen, ließ er die vollen Scheinwerfer einschalten und ging vor dem LKW her, der ihm im Schrittempo folgen mußte. Plötzlich wurde aus dem Wald geschossen, und auch Clemens Bayer eröffnete das Feuer aus seiner Maschinenpistole. Dann befahl er dem Kraftfahrer, zum nächsten Stützpunkt des Sicherungsbataillons 589 zu fahren und Verstärkung zu holen. Er werde die Partisanen so lange aufhalten. Als der Fahrer mit der Verstärkung zurückkam, war von Clemens Bayer keine Spur mehr zu finden. Am nächsten Morgen besichtigten Angehörige der Gruppe 580 der Geheimen Feldpolizei den Tatort. Sie fanden die Fußspuren von Clemens Bayer und stellten fest, daß er sich mit Personen getroffen hatte, die ihm entgegengekommen waren. Nichts deutete darauf hin, daß ein Kampf stattgefunden hatte. Im Untersuchungsbericht der Geheimen Feldpolizeigruppe wird dazu gesagt: «Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob Bayer tatsächlich mit voller Überlegung zu den Partisanen übergelaufen ist, jedoch verabredungsgemäß einen Überfall vortäuschte.»

Die Geheime Feldpolizei und der Sicherheitsdienst in Bobruisk überprüften alle Sowjetbürger, mit denen Bayer enge Beziehungen hatte. In der Wohnung von Walentina Oletschik verhafteten sie zwei Sowjetbürger, die sich nicht ausweisen konnten. Bei ihrem Abtransport gelang es dem einen, zu fliehen. Der andere wurde von den Faschisten ermordet. Walentina Oletschik, die Ingenieure Dimitri Agafonow und Nikolai Zimin sowie der Arbeiter Pawel Mafelytsch aus dem Elektrizitätswerk in Sluzk und weitere Personen waren verschwunden. Dazu stellte die Gruppe der Geheimen Feldpolizei in ihrem Bericht fest: «Sämtliche russischen Zivilisten, mit denen Bayer mehr oder weniger gut befreundet war, sind seit Bayers Verschwinden ebenfalls nicht mehr in Sluzk.»

Clemens Bayer und seine Kampfgefährten aus Sluzk lebten nun im Partisanengebiet Ljuban-Oktjabr. Über seinen Aufenthalt im Partisanenlager schrieb Bayer im Mai 1944 in der Zeitung «Freies Deutschland»: «Für mich wurde im Lager ein eigener Bunker ausgestattet, in dem mich Partisanen aus der ganzen Umgebung besuchen kamen. Selbst bei entfernteren Partisanenabteilungen hatten sie von meiner Ankunft gehört, und viele, die mich noch in meiner Eigenschaft als Leiter der Traktorenstation in Sluzk kannten oder nur gesehen hatten, wollten mich nun unbedingt begrüßen und mit mir anstoßen. Wir hörten zusammen den Rundfunk und saßen in stundenlangen Gesprächen zusammen. Unter ihnen waren zahlreiche studierte Leute, z. B. von den Kiewer Hochschulen, die gut Deutsch sprachen. Oft brachten sie das Gespräch auf deutsche Literatur, deutsche Opern, deutsche Filme und verglichen sie mit dem russischen Kunstschaffen. Ich mußte mich leider jedes Vergleichs enthalten, da ich weder eine russische Oper noch einen russischen Film gesehen und nur sehr mangelhafte Vorstellungen von der russischen Literatur hatte.»

Von den Partisanen erfuhr Clemens Bayer Näheres über das in Moskau gebildete Nationalkomitee «Freies Deutschland». Am 14. Januar 1944 landete ein sowjetisches Flugzeug im Partisanengebiet. Man schlug Clemens Bayer vor, mit dieser Maschine nach Moskau zu fliegen und mit dem Nationalkomitee in Verbindung zu treten. Drei Stunden später landete er in der sowjetischen Metropole.

Unter der Überschrift «Mein Ausweg» berichtete Clemens Bayer in einem ganzseitigen Artikel in der Zeitung «Freies Deutschland» über seine Zusammenarbeit mit den sowjetischen Partisanen. In diesem Artikel heißt es abschließend: «Der Abschied von den Partisanen fiel mir nicht leicht, und es drängt mich, ihnen an dieser Stelle zu sagen, wie glücklich ich bin, daß ich bei ihnen und durch sie die Möglichkeit gefunden habe, aktiv gegen Hitler zu kämpfen für die Freiheit meines Volkes und aller Völker ... Möge unser deutsches Volk in diesem Kampf seinen Platz finden



Clemens Bayer

auf der Seite der Freiheit, zum wirklichen Wohl des Vaterlandes. Möge jeder einzelne Deutsche den Mut zum Handeln finden, den seiner Lage entsprechenden Weg, der ihn aus den Reihen der Kämpfer für Deutschlands Untergang in die Reihen der Kämpfer für Deutschlands Aufstieg führt.»

Der spätere Lebensweg auch dieses deutschen Patrioten konnte bisher nicht ermittelt werden.

Clemens Bayer und Gerhard Hartmann waren zwei deutsche Soldaten, die trotz zügelloser antikommunistischer Propaganda in den schweren Jahren des Krieges auf die richtige Seite der Front fanden und dafür kämpften, daß der deutsche Faschismus vernichtet wurde und unser Land den Weg des gesellschaftlichen Fortschritts beschreiten konnte. Was sie ersehnten und wofür sie ihr Leben einsetzten, ist in der Deutschen Demokratischen Republik verwirklicht. Ihre Namen bleiben in unserer Republik ebenso unvergessen wie die all der anderen deutschen Antifaschisten, die dem Faschismus die Stirn zeigten.

Bewährung am Fluß

Hauptmann Harald Mühle

«Vor-wärts, vor-wärts!» schnarrt die Stimme des Bataillonskommandeurs im Kopfhörer von Oberleutnant Axel Griehl. Sofort gibt er den Befehl an die Zugführer seiner mot. Schützenkompanie weiter. Federnd schnellen die Schützenpanzer vom Typ BMP aus ihren Stellungen und stürmen zum Ufer des breiten Flusses. Luftansaugrohre und Wellenabweiser sind an den SPz ausgefahren. Kaum merklich verringern die Fahrer der Gefechtsfahrzeuge die Geschwindigkeit, bevor sie ins Wasser eintauchen. Nun übernehmen die Panzerketten die Funktion von Schiffsschrauben. Brodelnd quirlt das Wasser am Heck. Nur die flachen Türme mit ihren 73-mm-Glattrohrkanonen ragen über die Wasserlinie.

Neben den Schützenpanzern aus der Kompanie von Oberleutnant Griehl mit dem Emblem der Nationalen Volksarmee an den Türmen schwimmen andere, die an der gleichen Stelle einen Kreis mit rot-weiß-blauen Sektoren tragen: Es sind Gefechtsfahrzeuge der Tschechoslowakischen Volksarmee. Überwinden eines Wasserhindernisses und Herstellen eines Brückenkopfes am jenseitigen Ufer – so lautet der Auftrag für die mot. Schützen der beiden befreundeten Regimenter «Max Roscher» und «Jiři z Poděbrad» bei dieser taktischen Übung. In enger Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee demonstrieren Angehörige der NVA und der ČVA auf dem Boden der ČSSR ihre hohe militärische Meisterschaft.

Daran zu denken hat Oberleutnant Axel Griehl in diesen Minuten der Bewährung nicht viel Zeit. Mit höchster Konzentration verfolgt er, ob die Kommandanten seiner Schützenpanzer die befohlenen Abfahrtszeiten einhalten: Alle 30 Sekunden müssen drei SPz ins Wasser eintauchen. Die geringste Verzögerung kann den Plan des Forcierens, wie die gewaltsame Überwindung eines Wasserhindernisses genannt wird, durcheinanderbringen und damit die erfolgreiche Erfüllung des Gefechtsauftrags in Frage stellen.

Der 23jährige Oberleutnant weiß, daß er sich auf seine Genossen verlassen kann. In den zurückliegenden Wochen, in denen sich die Angehörigen des Max-Roscher-Regiments auf diese Übung vorbereitet hatten, war ihm das zur Gewißheit geworden. Dabei stellte er keinesfalls zurückhaltende Forderungen. Von seinen Fahrern hatte der Kompaniechef beispielsweise verlangt, die Technik so gründlich vorzubereiten, daß bei der Übung keine Ausfälle auftreten können. Vorsorglich wurden poröse Schläuche gewechselt und andere Verschleißteile ausgetauscht. So manches Mal dauerten die Arbeiten länger als bis zum Dienstschluß, bis in die Nacht hinein.

Besonders viel forderte Oberleutnant Griehl von seinen Zugführern und Kommandanten. Von ihnen, so hatte der Kommandeur immer wieder erklärt, würde es im besonderen Maße abhängen, wie die Kompanie ihre Aufgabe erfüllt. «Wenn ihr wißt, wofür, könnt ihr notfalls mit einem Baumstamm einen Fluß forcieren. Fehlt

diese Klarheit, kann unter Umständen die modernste Technik für die Katz sein.» Von dieser Maxime ist der Oberleutnant, der als Kommunist auch Mitglied der Parteileitung seiner Einheit ist, nicht abzubringen. Seine Erfahrungen aus mehr als vierjähriger Tätigkeit als Offizier haben ihn gelehrt, daß ein Soldat wissen muß, warum er nach rechts oder links laufen soll, um seine Aufgaben im Gefecht voll und ganz zu erfüllen. Deshalb verlangt der Kompaniechef von den Zugführern und Kommandanten genau das, was er selbst praktiziert: täglich das politische Gespräch mit der Erläuterung der militärischen Aufgaben zu verbinden, den Soldaten klarzumachen, daß die Handgriffe beim Schießen immer und immer wieder geübt werden müssen, daß ein paar Sekunden schnellere Feuereröffnung Sieg über den Gegner wie Überleben bedeuten können.

Das alles zahlt sich jetzt, wo es darauf ankommt, aus. Welle für Welle erreichen die Schützenpanzer seiner Einheit das gegenüberliegende Ufer, schalten rechtzeitig auf den zweiten Gang und erklimmen die steile Böschung. Das war der Punkt, wo das Können jedes einzelnen Fahrers gefragt ist. Beide Gleisketten müssen gleichzeitig den Boden berühren, und sie dürfen weder zu schnell noch zu langsam den Boden erfassen. Im ersten Fall laufen sie Gefahr durchzudrehen, im zweiten, nicht genügend Kraft aufzubringen, um das schwere Gefechtsfahrzeug aus den Fluten zu ziehen. Das ganze Anlandemanöver wird zudem von der starken Strömung des Flusses erschwert.

Die Fahrer der Kompanie Griehl meisterten diese Aufgabe mit Bravour. Selbst unter der pausenlosen Detonation von «gegnerischen» Artilleriegeschossen und Fliegerraketen ließen sie sich nicht beirren. Kaum hatten sie Land gewonnen, stürmten sie, selbst das Feuer eröffnend, in den Brückenkopf und erweiterten ihn unaufhaltsam.

Das Beispiel der «Desantniki»

Es geht heiß her an diesem Flußabschnitt. Pausenlos jagen MiGs im Tiefflug über den Angriffsstreifen der beiden mot. Schützenregimenter, um mit dem Feuer ihrer Bordwaffen den immer wieder aufflackernden Widerstand des «Gegners» zu brechen. Artillerieeinschläge und das Feuer aus Schützenwaffen zeugen vom erbitterten Ringen der Angreifer um jeden Handbreit Boden. In den Rauchschwaden, die über den Fluß hinziehen, tauchen plötzlich dicke Rohre auf, die, wie von Geisterhand gezogen, dem jenseitigen Ufer entgegenstreben. Eingeweihte wissen: Dort ziehen Panzer in Unterwasserfahrt ihre Bahn. Es ist ein beeindruckendes Bild, wenn die schweren T-55 wieder aus dem Wasser auftauchen: zuerst das Rohr der 100-mm-Kanone, dann die Funkantenne, der Turm, die Kettenabdeckung und schließlich der ganze Panzer. Die Besatzung des Spitzenpanzers ist die von Leutnant Uwe Patz.

Vor zehn Jahren hatte Uwe Patz noch nicht daran gedacht, daß er bei solch einer Übung mit Waffenbrüdern eine derartig verantwortungsvolle Aufgabe würde übertragen bekommen. Damals war der heute 26jährige noch Schüler einer zehnten Klasse. Offizier jedoch wollte er schon immer werden. So hatte er drei Jahre die Offiziershochschule der Landstreitkräfte «Ernst Thälmann» besucht und nun, erst zwei Jahre später, war er schon verantwortlich für eine Kompanie. Gewiß, leicht war der Weg nicht immer gewesen, so manche Entbehrung hatte der Leutnant schon auf sich nehmen müssen. Doch was war das alles gegen solche Augenblicke! Mit der eigenen Leistung und der seines Kollektivs zeigen zu können, daß auf die NVA-Soldaten jederzeit Verlaß ist, das macht schon stolz. Und was er erst wenige Minuten zuvor durch sein Doppelglas beobachten konnte! Da war das jenseitige Ufer noch in der Hand des «Gegners», der nach der angenommenen Übungslage in das befreundete Nachbarland eingedrungen war. Plötzlich tauchten Kampfhubschrauber vom Typ Mi-24 auf und eröffneten aus unmittelbarer Nähe mit ihren ungelenkten Raketen das Feuer auf die «gegnerische» Gruppierung. Kaum waren sie wieder abgedreht, zogen Luftlandeflugzeuge mit einem Roten Stern am Rumpf

Dramatik am Brückenkopf: Sowjetische Transporthubschrauber vom Typ Mi-6 setzen Luftlandepanzer ab



Kaum aus der Luft abgesetzt, nehmen die sowjetischen Fallschirmjäger den Kampf mit dem «Gegner» auf



Bei der Anlandung der Schützenpanzer am «gegnerischen» Ufer hatten die Fahrer ihr Können unter Beweis zu stellen



Eine Delegation der an der Übung beteiligten NVA-Einheiten legt einen Kranz an der Gedenkstätte in Lidice nieder

Ein beeindruckendes Bild: Nach der Unterwasserfahrt taucht der Spitzenpanzer aus den Fluten des Stromes auf

über das Ufer hinweg. Kleine dunkle Punkte lösten sich aus den Luken, und wenige Sekunden später war der Himmel von den weißen Hauben sowjetischer Fallschirmjäger überzogen. Schon in der Luft eröffneten sie das Feuer aus ihren Maschinenpistolen und hielten damit den «Gegner» nieder. Kaum gelandet, warfen sie die Fallschirme von sich und trieben die «gegnerischen» Soldaten aus ihren Stellungen. Gleichzeitig dröhnte der Himmel vom Gebrumm schwerer Hubschraubertriebwerke. Gewaltige Transporthubschrauber landeten, und aus ihren Ladeluken krochen leichte Luftlandepanzer. Schnell entfalte-

Sorgfältige, gewissenhafte Pflege und Wartung der Kampftechnik ist eine Grundvoraussetzung für die Soldaten, wenn sie im Gefecht bestehen wollen



Auch Musik, Gesang und Unterhaltung kamen in den wenigen Stunden Freizeit im Feldlager der NVA nicht zu kurz



ten sie sich zur Gefechtsordnung und griffen in die Kampfhandlungen ein. Wenige Minuten später erreichte dann die mot. Schützen der NVA und der Tschechoslowakischen Volksarmee der Befehl zum Überwinden des Flusses ...

Ja, das sind schon Freunde, auf die unter allen Bedingungen Verlaß ist, dachte Leutnant Patz in jenen Augenblicken. Nun war es an ihm und seinen Soldaten, sich ebenso meisterhaft zu bewähren. Das Versprechen hatten sie einige Tage zuvor gegeben, bei einem Freundschaftstreffen von jenen Desantniki, wie die sowjetischen Luftlandesoldaten genannt werden, mit Angehörigen der ČVA und der NVA im Truppenlager der tschechoslowakischen Freunde. Vieles hatten sich die Waffenbrüder zu erzählen, über ihre Ausbildung beispielsweise oder über ihre Heimatorte. In einem kleinen Kulturprogramm der drei Armeen sangen die Angehörigen der NVA Kampf- und Arbeiterlieder. Und es klang nicht nur wie ein Versprechen, sie waren eins, als es hieß «Auf, auf zum Kampf ...»

Der Spitzenpanzer von Leutnant Patz hat inzwischen das steile Flußufer erklommen. Schnell an Fahrt gewinnend, stürmt er zur befohlenen Stellung. Als im 30-Sekunden-Rhythmus der Kompaniechef in den Kopfhörern die Meldungen der Panzerkommandanten vernimmt, daß sie den Strom erfolgreich forciert hätten, lächelt er zufrieden: Sie hatten ihr Versprechen eingelöst und sich der hohen Leistungen ihrer Waffenbrüder mit militärischer Meisterschaft würdig erwiesen.

Pioniere in Aktion

Inzwischen war die Offensive im Brückenkopf ganz in die Hand der Waffenbrüder übergegangen. Das Feuer am gegenüberliegenden Ufer verlagerte sich immer tiefer in das «gegnerische» Hinterland. Nun war es an der Zeit, die Gefechtstechnik der rückwärtigen Dienste überzusetzen, Munitionstransporte, Nachrichtentechnik und Versorgungstransporte. Gleichzeitig mußten Granatwerfer und Geschütze über den Fluß gebracht werden.

Es ist die Stunde der Bewährung für die Pioniersoldaten der Einheit Pirschel. Landeübersetzfähren vom Typ GSP schwimmen unausgesetzt zwischen den Ufern des Flusses hin und her. Hier sind die Angehörigen der Einheit von Major Jörg Gerdau am Werk. Mit ihren Fähren setzen sie pausenlos Geschütze, Granatwerfer und andere, nicht schwimmfähige Technik über den Fluß. Auch sie hatten sich vor der Übung vorgenommen, hohe Leistungen zu zeigen und damit den gewachsenen Stand ihrer Gefechtsbereitschaft zu demonstrieren. An solche Ergebnisse, wie sie nun erreicht wurden, hatte jedoch keiner zu glauben gewagt. Mit 30 bis 40 Prozent unterbieten sie die Übersetzzeiten! Großen Anteil daran haben besonders die Besatzungen von Oberfeldwebel Frank Lindner und Unterfeldwebel Mario Koal. Jeder Handgriff sitzt, ob beim Be- oder beim Entladen ihrer Schwimmfähren. So ist es nicht zuletzt ihrer Leistung zu verdanken, wenn die Artillerieeinheiten schnell am anderen Ufer in Stellung gehen und mit ihrem Feuer das weitere Vordringen der mot. Schützen unterstützen können.

Ebenso wie die Fährpioniere bewähren sich in diesen Minuten auch die Pontoniere der Einheit von Major Karl-Heinz Rühlke. Sie haben die Aufgabe, in wenigen Minuten eine Brücke über den Strom zu bauen, auf der die Technik der rückwärtigen Dienste ohne Verzug ans andere Ufer gebracht werden kann. Keine leichte Aufgabe, bei der starken Flußströmung und den andauernden Einschlägen von Geschossen rechts und links des Ufers. Das alles sind für Pioniere wie die Gefreiten Wolfgang Jannasch und Torsten Müller sowie den Soldaten Frank Heinze bislang unbekannte Bedingungen. Was ihnen jedoch nicht mehr unbekannt ist, ist das Land, auf dessen Territorium diese Übung stattfindet. Mit zahlreichen Exkursionen hatten NVA-Soldaten aus allen beteiligten Einheiten Land und Leute besser kennenlernen können. So denkt vielleicht gerade jetzt manch einer der Pioniersoldaten an die traurige Begegnung mit der kleinen Ortschaft Lidice zurück. Bis zum zehnten Juli 1942 existierte dort, wo heute nur noch Rasen

wächst, ein kleines Dorf. Dann zogen die Faschisten ihren Krieg auch über die kleine Ortschaft, wüteten gegen wehrlose Frauen, Kinder und Greise. Alle männlichen Bewohner wurden erschossen, die Frauen und Kinder in Konzentrationslager verschleppt. Nur wenige überlebten diese faschistischen Greuel. Niemals wieder darf so etwas geschehen, schworen sich an dieser Stelle die Vertreter des neuen, friedlichen Deutschlands. Mit ihren Leistungen an diesem Tage, an diesem großen, schwierig zu überwindenden Fluß, besiegelten sie ihr Versprechen. So ist es zu erklären, daß die Pontonbrücke trotz widriger Umstände in einer Normzeit errichtet wurde, die der Note Eins entspricht.

Wenig später wird es still an beiden Seiten des Flusses. Das Brummen der Motoren ist verklungen. Hubschrauber und Kampfflugzeuge sind zu ihren Flugplätzen zurückgekehrt, die Einschläge von Granaten und Raketen verstummt. Der Widerstand des «Gegners» ist endgültig gebrochen. Auch die Angehörigen der NVA haben ihren Gefechtsauftrag ehrenvoll erfüllt.

Gedanken des Soldaten Peter K.

Oberstleutnant Siegfried Berthold

Mit mir, im Graben,
längs am Waldesrand,
den wir mit Flüchen
ausgekratzt zur Nacht,
der Schweiß emportrieb
bei der Maulwurfsarbeit
und der im Warten
fröstelnd uns gemacht;

mit mir, ein Kumpel,
Alter gleich wie ich.
Geboren zwischen Brest
und Behringsee.

Sergej, sein Name,
sucht wie ich nach Worten
und reicht statt dessen
guten heißen Tee.

Derweil er weiter
an dem Graben baut,
als blieben wir gleich
Jahre in dem Loch,
denk' ich mir doch,
dem werd' ich's zeigen;
als erster stürme ich
den Sandberg hoch.



Dreihundert Meter,
schätz' ich, bis zum Hang,
die überwinde ich,
lauf' schnell voran,
um Zeit zu schinden
für den Sturm zur Höhe.
Mal sehn, ob ich
was 'raushol'n kann.

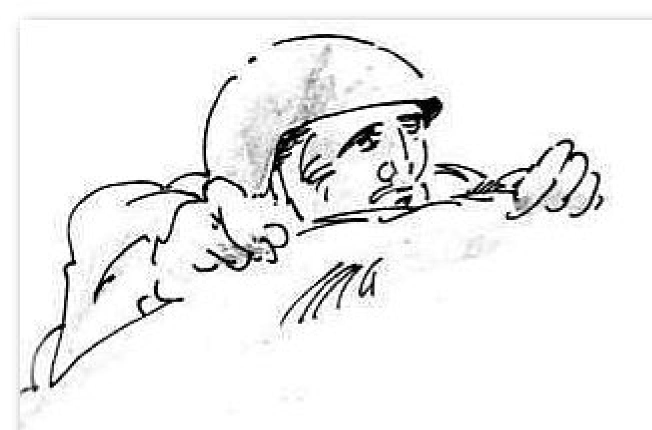
Auf die Minute,
Donner heult heran,
der Kriegsgott spricht aus
Eisenrohren jetzt.
Selbst eine Rockband
wär' nicht mehr zu hören
Schon wird der Hang
von Böllern aufgefetzt.

Pack die MPi und
Handgranaten fest.
Vielleicht gibt's Urlaub,
wenn ich erster bin?
Vielleicht auch nicht.
Es ist Soldatenhoffnung,
und die ist allzuschnell
auch wieder hin.

Da. – Der Befehl:
«Zum Angriff – vorwärts!»
«Wperjot!» brüllt Sergej
und schnellt empor und legt
ein Höllentempo an.
Ich zieh' ihm gleich und
brüll' mit ihm gemeinsam
hurra! – und schieß' und
laufe, was ich kann.

Sergej weicht mir nicht
von der Seite
und ich nicht ihm.
Will er der Beßre sein?
Vorm Sandberg spüre ich
noch Riesenkräfte in mir,
doch plötzlich dann bricht
erste Schwäche ein.





«Verdammter Hang, du,
voller Heidesand und Schweiß,
Atem voller Schreie.»
Er hält mich fest
wie ein Magnet,
der Minen an sich zieht.
Befreie mich und stampf'
und rutsch' zurück.
Voran geht's wieder
mal ein Stück
und Flüche hageln
auf das Teilchen Erdgebiet.

Spür' einen Stoß
vom Hintermann
und neben mir reißt,
packt mich Sergej,
zieht, keucht wie ich
und stampft bergan.

Los, aufgebäumt! –
Ach, wie er mir
fünf Meter Kraft verleiht.
Schon pack' ich ihn,
und weiter geht's
den Hang hinauf.

Lass' die MPi
noch einmal rattern,
dann sind wir
oben angekommen,
der Puls schlägt wild,
und unsre Lungen
saugen gierig Luft.
Die Höhe aber ist genommen.

Hurra ist jetzt nun
ziemlich leicht gebrüllt.
Noch war der Graben
auf der Höhe leer.
Kein Feind ... Das Bajonett
ist nicht vom Blut umhüllt
und Augen nicht
vom Todesschimmer schwer.

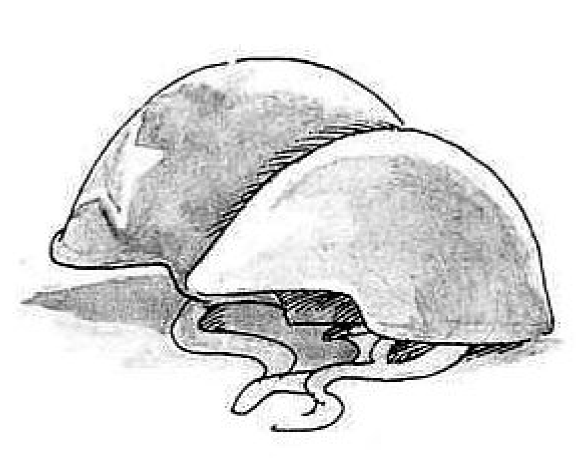
Nur Heidesand hat sich
am Schweiße vollgesaugt,
viel tausendmal
und nicht am Blut.
Wie Sonnenaufgang
zieht ein Lächeln auf,
Sergej reicht Tee,
der schmeckt jetzt gut.



Gleich nistet sich so
ein Gedanke fest;
wär das nun bittrer
Ernst und um uns her
schwirrt Eisen, Glut
und Flammenmeer,
ein Todeskreis. Der Feind
setzt sich erbittert noch zur Wehr …

… und neben mir ein
Schlag, ein Schrei. – Sergej! –
Schluß der Spinnerei.
Es gilt zu leben.
«Sergej, dein Becher.
Spassibo», sag' ich
und denk' dabei – verzeih. –

So war die Übung
wie ein Sommerregen.
Ernüchternd wirft sie
in mir Fragen auf.
Begreif', was Freundschaft
für den Frieden wert ist,
und geb' mir täglich
selber Antwort drauf.



Freimachen des blockierten Fahrwerkes. Am Panzer ist die Kette (rechts vorn erkennbar) vom Leitrad abgesprungen

Panzer bergen!

Oberstleutnant d. R. Klaus Wurm

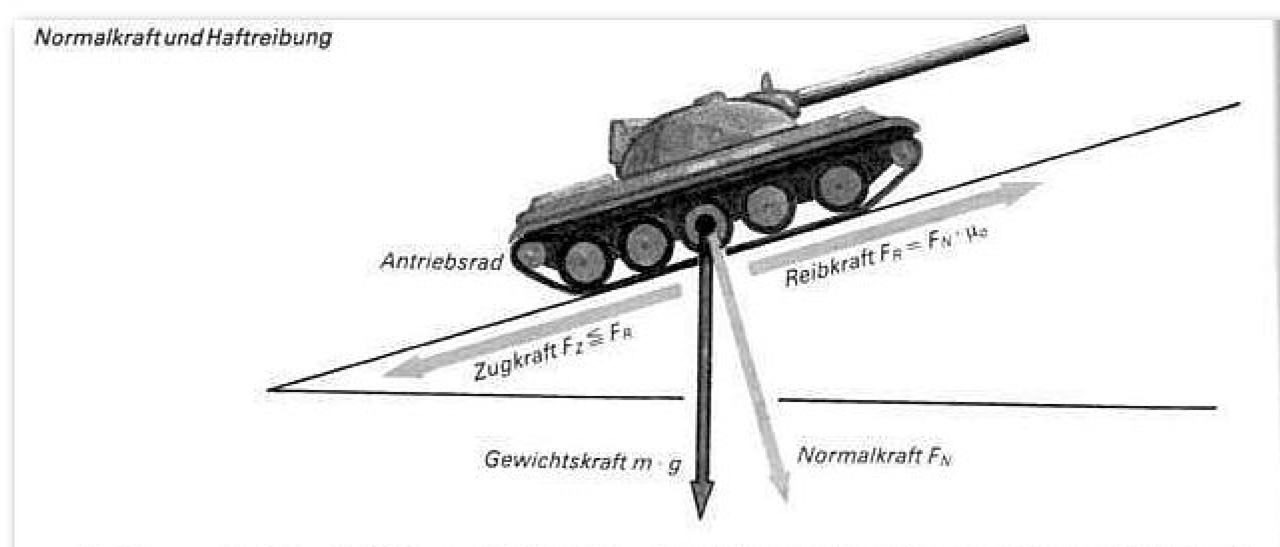
Als die Instandsetzungs- und Bergegruppe mit ihrer Panzerzugmaschine am befohlenen Ort eintrifft, bietet sich dem Gruppenführer folgendes Bild:

Ein Panzer ist beim nächtlichen Marsch vom Kolonnenweg abgerutscht. Beim Versuch des Panzerfahrers, das Fahrzeug wieder auf den Weg zu bringen, hat sich die rechte Kette schnell eingegraben. Sand und Steine blockieren das Fahrwerk. die Kette ist vom Leitrad abgesprungen. Im Schweiße ihres Angesichts schaufelt die Besatzung das Fahrwerk frei.

Der Gruppenführer könnte kurz entschlossen die Panzerzugmaschine vorspannen und ziehen lassen. Wenn er Glück hat, bekommt er den festgefahrenen Panzer schnell frei.

Er tut es nicht. Er weiß aus Erfahrung: Hastige, unbegründete Entschlüsse kosten





nur Zeit, verschleißen Kräfte und Material. Allzu schnell kommt man dabei in die Lage eines Autofahrers, dessen Fahrzeug an einer sandigen Wegstelle steckengeblieben ist und der dann so lange Motor und Kupplung quält, bis sich die Räder achstief eingewühlt haben. Wer kennt solche Bilder nicht?



Der Gruppenführer der Instandsetzungs- und Bergegruppe beurteilt also die Lage gründlich, bevor er seinen Entschluß faßt. Wir wollen hier einmal einige der Überlegungen nachvollziehen, die der Gruppenführer schon während seiner Ausbildung an der Militärtechnischen Schule «Erich Habersaath» wiederholt anstellen mußte.

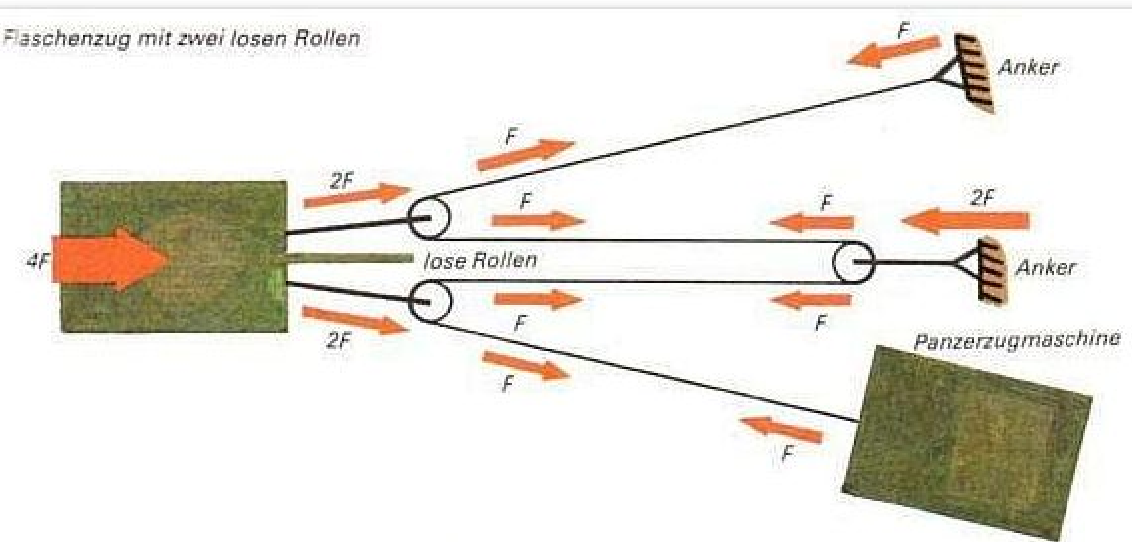
Doch stellen wir uns vorher die Frage: Unter welchen Voraussetzungen fährt denn ein Panzer überhaupt?

Antwort: Das Drehmoment des Motors wird über die Kupplung, das Getriebe, die Lenkvorrichtungen und die Seitenvorge-



Auslegen des Flaschenzugseiles

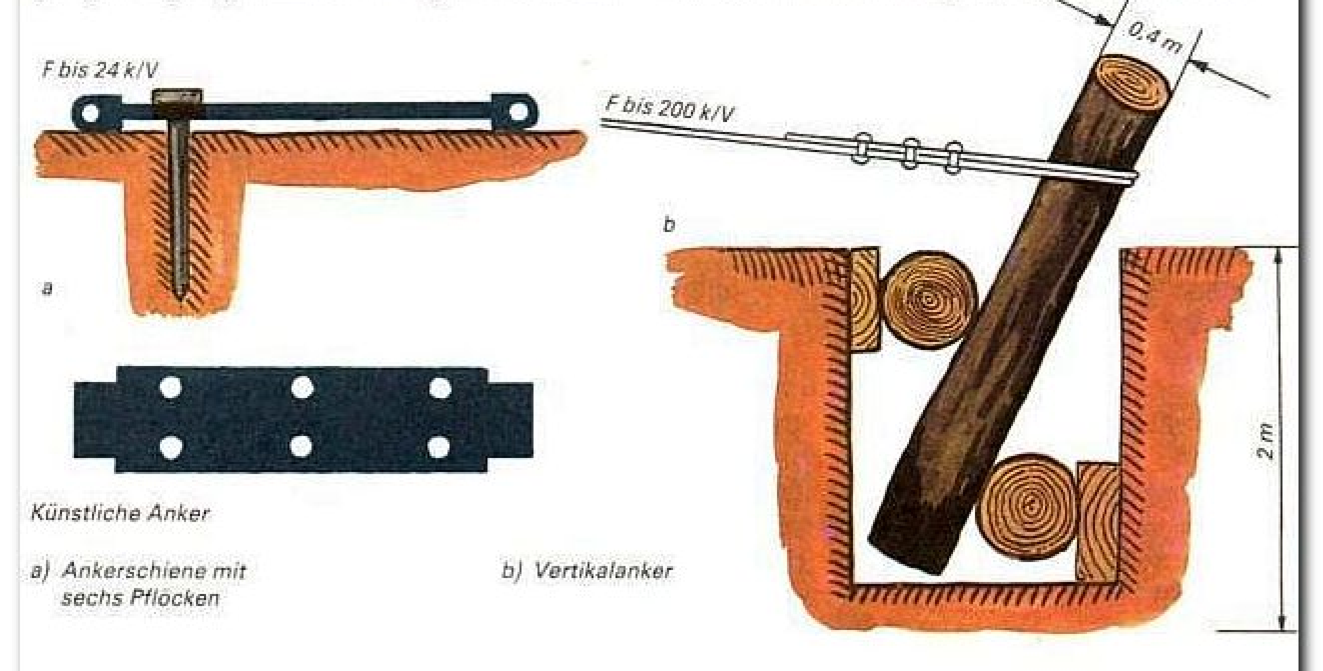
Verbinden einer losen Rolle mit dem Flaschenzugseil



lege auf die Antriebsräder des Fahrwerks übertragen. Die Antriebsräder ziehen an den Gleisketten und würden diese ständig unter den daraufstehenden Laufrollen hindurchziehen, gäbe es die Haftreibung zwischen Fahrbahn und Ketten nicht, die das verhindert. Infolgedessen ziehen sich nun die Antriebsräder an den von der Fahrbahn festgehaltenen Ketten vorwärts, der Panzer rollt auf diesen ab. Aber nur so lange, wie das Drehmoment am Antriebsrad und die Haftreibung hinreichend groß sind. Reicht eines von beiden nicht aus, sitzt der Panzer fest.

Das größte verfügbare Drehmoment ist durch die Leistung des eingebauten Motors und die Konstruktion der Kraftübertragung festgelegt und für alle gewöhnlichen Fahrzustände ausreichend. Es ist eigentlich nur dann zu klein, wenn das Fahrwerk verschüttet wurde oder durch eingekeilte Steine und, wie hier, durch die abgesprungene Kette blockiert wird. Das Freimachen des Fahrwerkes ist also notwendig, auch um Beschädigungen des Panzers beim Herausziehen vorzubeugen.

Anders ist das schon mit der Haftreibung, diesem Produkt aus der Normalkraft, mit der die Masse des Panzers auf der Fahrbahn lastet, und aus der in vielen Versuchen bestimmten Haftreibungszahl μ_0. Die Haftreibung ändert sich mit jeder Veränderung der Bodenverhältnisse und mit jeder Schräglage des Panzers und begrenzt in den meisten Fällen die Fahrfähigkeit von Landfahrzeugen, vor allem an Stei-



Künstliche Anker

a) Ankerschiene mit sechs Pflocken

b) Vertikalanker

gungen und auf unbefestigten Fahrbahnen.

Hat beispielsweise die Reibungskraft bei einem Panzer von 30 t Masse auf Asphalt ($\mu_0 = 0{,}8$) die Größe von rund 235 kN, so erreicht sie bei demselben Panzer auf sumpfigem Boden ($\mu_0 = 0{,}30$) nur noch knapp 90 kN. Das ist ungefähr das Minimum, das gerade noch langsame, gleichmäßige Fahrt zuläßt.

Und sitzt, wie im Bild 1, S. 75, erst die Panzerwanne auf und überträgt ihrerseits den größten Teil der Last des Panzers auf den Boden, dann sinkt der Normalkraftanteil unter den Ketten und damit die übertragbare Zugkraft sprunghaft. Die Eigenbewegung des Panzers ist unmöglich geworden. Er ist festgefahren.

Das von den Konstrukteuren sorgfältig berechnete und abgestimmte Verhältnis von Fahrzeugmasse, Motorleistung und Zugkraftabstufung ist gestört, die normalen Leistungsmöglichkeiten des Panzers sind überschritten.

Also heißt es, die neuen, ungewöhnlichen Bedingungen rechnerisch zu erfassen, das ist eine ingenieurmäßige Aufgabe. Denn wer will aus dem Stegreif entscheiden, ob im vorliegenden Fall das Motordrehmoment oder die Reibungskraft unter den Ketten zu klein ist? Dazu muß man schon die Zusammenhänge kennen und auch einige Zahlen im Kopf haben. Unser Gruppenführer wird sich also ans Rechnen machen.

Zuerst muß die zum Herausziehen des Panzers erforderliche Zugkraft an Hand von Tabellenwerten und nach eigener Erfahrung geschätzt werden. Für mittlere Panzer benötigt man 100 bis 140 kN Zugkraft, wenn sie bis zur Laufrollenachse in nassem Boden stecken, 160 bis 250 kN, wenn sie bis zum oberen Kettenteil eingesunken sind, und 250 bis 350 kN, wenn die ganze Wanne im sumpfigen Boden steckt.

Der Gruppenführer schätzt im vorliegenden Fall ein, daß bei dem vorhandenen Sandboden und unter Beachtung der Schräglage 150 bis 200 kN Zugkraft ausreichen werden, wenn das Fahrwerk freigeschaufelt und die Gleiskette richtig gespannt ist.

Zweitens muß betrachtet werden, welche Zugkräfte der Instandsetzungs- und Bergegruppe zur Verfügung stehen. Zunächst die der Panzerzugmaschine, die bei etwa 30 t Masse und einer angenommenen Haftreibungszahl von $\mu_0 = 0{,}6$ bei dem hiesigen Sandboden rund 180 kN beträgt. Davon werden für ihren eigenen Antrieb beim Ziehen etwa 100 kN verbraucht, so daß als sogenannte freie Zugkraft am Abschlepphaken nur 80 kN verfügbar sind. Das ist zuwenig, und der schon erwähnte, übereilte Zugversuch wäre fehlgeschlagen.

Dann kann man die Seilwinde der Panzerzugmaschine verwenden. Sie zieht bis zu 300 kN, vorausgesetzt, daß die Zugmaschine ausreichend fest verankert wird, denn sonst wird nicht der Panzer, sondern sie «geborgen», d. h., sie wird zum feststeckenden Panzer gezogen.

Schließlich befindet sich auf der Zugmaschine ein Bergesatz aus Seilen und Rollen, aus dem ein Flaschenzug für Zugkräfte bis 1 400 kN aufgebaut werden kann. Das ist beträchtlich, denn vergleichsweise beträgt die Anfahrzugkraft einer Elektrolok der Baureihe 211 nur 210 kN.

Das Auslegen des Flaschenzuges hat es allerdings in sich: An jeder losen Rolle, die sich mit der Last bewegt, wirkt die doppelte Kraft, mit der am Flaschenzugseil gezogen wird. Denn die Zugkraft setzt sich durch das ganze Seil fort, und zwei Stränge des Seiles ziehen an jeder Rolle. Aber der Weg der Zugmaschine wird dabei mit denselben Faktoren multipliziert, und das verlangt entsprechend große Seillängen. Das Flaschenzugseil des Bergesatzes, 200 m lang, hat 1,7 kg Masse je Meter. Das will über den Boden gezogen sein, im Gefecht auch kriechend. Von den Rollen ist keine leichter als 10 kg. Wenn das alles in Normzeit ausgelegt und nach dem Herausziehen wieder verladen ist, spüren die Soldaten, was sie geleistet haben.

Damit ist es aber noch nicht getan. Nach dem altbekannten Gleichgewichtsprinzip muß sich die ziehende Seite mindestens mit der Kraft in den Boden stemmen können, mit der dieser den zu bergenden Panzer festhält. Das ist wie beim Tauziehen, wer den festeren Stand hat, gewinnt.

Bleiben wir bei dem skizzierten Flaschenzug. Die Zugmaschine kann, wie weiter vorn angenommen, mit 80 kN am Seil ziehen. Dann werden am Bergeobjekt 320 kN wirksam, aber nur, wenn die Differenz von 240 kN sicher im Boden verankert wird (siehe Zeichnung 3, S. 77). Der Stumpf einer Kiefer mit 30 cm Durchmesser hält z. B. 90 kN stand, eine Birke mit 20 cm Durchmesser nur etwa 50 kN. Und meist stehen auch nicht gerade geeignete Bäume in der Nähe. Dann müssen andere gepanzerte Fahrzeuge als Anker benutzt oder künstliche Anker in die Erde gebracht werden. Das bedeutet wieder harte Arbeit für die Panzerbesatzung und die Instandsetzungssoldaten.

Im vorliegenden Fall wird das Auslegen eines Flaschenzuges zum Glück nicht notwendig sein. Wie gesagt, 150 bis 200 kN Zugkraft sind erforderlich, die Seilwinde zieht 300 kN, und wenn die Panzerzugmaschine zusätzlich zu ihrer Bodenhaftung an einigen der skizzierten Ankerschienen befestigt wird, hält sie der erforderlichen Kraft etwa stand.

Der Gruppenführer wird sich demnach entschließen, den festgefahrenen Panzer mit der Seilwinde herauszuziehen, doch vorher wird er Sand und Steine aus dem Fahrwerk vollständig entfernen und die rechte Kette richtig spannen lassen.

Höfliche Leute

Eckart Krumbholz

Eine Frau, die sich mondän gebärdete, in einem Straßenkreuzer, warf dem Kontrollposten, nachdem sie ordnungsgemäß kontrolliert worden war, beim Verlassen unserer Hauptstadt ein Päckchen Zigaretten aus dem Autofenster heraus vor die Füße, winkte leicht mit zwei Fingern der rechten Hand und rief: «Auf Wiedersehen!»

Der Sicherungsposten 300 Meter weiter hielt sie an. «Gnädige Frau, Sie haben etwas verloren, bitte, kehren Sie um.»

Als sie beim Ausgangsposten wieder vorfuhr, sagte der vorwurfsvoll: «Sie sollten auf Ihr Eigentum besser achtgeben.»

Und weil wir wirklich höfliche Leute sind, reichte er ihr die Zigaretten in den Wagen. «Gute Reise!» und – «Auf Wiedersehen!»

Verbündete

Walter Radetz

Die Straßenbahn kreischte, wenn sie auf der Warschauer Brücke hielt. Darunter breitete sich die Wirre und Weite des Wriezener Bahnhofs aus bis hin zum Ostbahnhof. Im Süden der Bahnlinie stieg die Silhouette des Berliner Glühlampenwerkes mit seinem kantigen Turm hoch. Das war einstmals das Werk «D» des Osram-Konzerns. Die Arbeiter hatten im Sommer 1946 begonnen, die Trümmer aus ihren Werkhallen wegzuräumen, hatten Granatlücken zugemauert, die Maschinen wieder in Gang gesetzt, und als der Osram-Direktor Dr. Wirtwein kurze Zeit später über hundert Waggons Maschinen und Maschinenteile in die Westsektoren Berlins leiten wollte, erhoben sie ihre Hand und duldeten den Abtransport nicht. Nicht dafür hatten sie die Maschinen aus den Trümmern geholt und das Werk wieder aufgebaut. Osram «D» wurde volkseigen, wurde das Berliner Glühlampenwerk. Von der Produktion dieses Werkes hing später die gesamte Versorgung der DDR mit Glühlampen und anderen Lichtquellen ab.

Zwei, dreihundert Meter hinter dem Werk, in Richtung Süden, fließt die Spree, von hier führt die Oberbaumbrücke ans andere Ufer. Am anderen Ufer aber beginnt Westberlin, beginnt der amerikanische Sektor.

Der Alarm für die 2. Hundertschaft des 8. Kampfgruppenbataillons im Berliner Glühlampenwerk wurde kurz vor Mitternacht ausgelöst. Keine zwanzig Minuten später meldeten sich die ersten Kämpfer in der Kleiderkammer der Einheit. Sie kamen aus ihren Wohnungen, von ihrem Wochenendvergnügen oder von ihren Vorortlauben. Genossen am Telefon hatten den Alarmruf weitergegeben. Mit Motorrad und Fahrrad hatten andere die Kameraden benachrichtigt, hatten dort, wo sie niemand antrafen, einen Zettel in den Briefkasten geworfen oder unter der Tür durchgeschoben, oder man hatte sich gegenseitig benachrichtigt, wie es ein gründlich ausgearbeiteter Plan vorsah und wie bereits mehrmals geübt worden war. Alle diese Männer hatten eine Woche harter Arbeit hinter sich, sich auf ein Wochenende gefreut, das ihren Familien gehören sollte, den Kindern, der Frau, der Weiterbildung. Und nun Alarm.

Er kam nicht überraschend. Die Hundertschaft hatte seit Tagen Alarmbereitschaft. Jeder wußte, es lag etwas in der Luft. Vielleicht ein Einsatz wie damals, im Herbst 1957, beim schlagartigen Geldumtausch, als sie Provokationen von drüben an der Staatsgrenze vereitelten und als sie verhindern halfen, daß Währungsschieber ihre gehorteten Vorräte an Mark der Deutschen Notenbank illegal in die Hauptstadt Berlin schmuggelten. Wahrscheinlich bloß eine Übung, vielleicht sogar eine große mit mehreren Einheiten. Sie war ja längst fällig.

So dachte auch Karl Klemper, der alte Glühlampenfuchs, der hagere Weißhaarige. Er stand, die Ruhe selbst, am Küchentisch, war fertig angezogen und schob sich

schnell noch einen Happen in den Mund. Karl wußte, noch gut fünf Minuten Zeit. Dann würde der Technische Direktor mit seinem Trabant ihn abholen. So sah es der Alarmplan vor. Dann noch Limscher und Brecher abholen, den Einrichter und den Hilfsarbeiter. Wenn die Kampfgruppe übte, dann übte sie die Verteidigung ihres Betriebes gegen alle Anschläge von außen, und dann standen sie nebeneinander: der Direktor und der Hilfsarbeiter, der Meister und der Einrichter und ordneten sich gleichermaßen und willig dem Befehl der akzeptierten Gruppenführer und Kommandeure, ihrer Genossen, unter.

«Was grübelst du denn, Grauer?» fragte Karls Frau. «Seit mindestens drei Minuten stierst du auf den Küchentisch!» Obwohl sie mindestens noch mal so dick wie Karl war, hatte man doch den Eindruck, daß sie auch doppelt so lebhaft und flink war wie er.

Sie schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. «Daß du das immer noch aushältst. Wie lange willst du denn noch so weitermachen? Die Übungen, die Fußmärsche, das nachts Rausmüssen? Hast du genügend Taschentücher eingesteckt?»

«Ja, zwei ...»

«Ich hol dir noch zwei.»

«Ich hab' doch keinen Schnupfen, Tine!» wehrte Karl ab. Aber sie war schon aus der Tür und, ehe er sich einen weiteren Happen in den Mund stecken konnte, wieder zurück.

«Na, schön, Alte», sagte Karl und steckte die Tücher in die hintere Hosentasche. Tine spann ihren Faden von vorhin weiter: «Langsam könntest du diesen Kram wirklich den Jüngeren überlassen.»

«Kram?» Da Tine gerade wieder an ihm vorbeifegte, stieß er sie freundschaftlich mit dem Ellenbogen an. «Das ist Zersetzung der Kampfkraft!»

«Ist doch wahr. Ihr habt junge Leute.»

«Die Jungen sind halt noch nicht so weit, nicht alle wenigstens, da muß ich schon noch 'ne Weile dabeibleiben.»

«Aber du bist nicht mehr im Rotfrontkämpferbund und nicht mehr fünfundzwanzig. Du hätt'st dir lange Unterhosen anziehen müssen.»

Wie immer wechselte sie sprunghaft ihr Gesprächsthema.

«Jetzt, mitten im Sommer, piept's bei dir, Kugelchen?»

«Na, warm ist es nicht gerade in der Nacht. Und nach Regen sieht's ooch aus.»

«Im Regen werden auch lange Unterhosen naß.»

Tine seufzte. «Daß man's mit so 'nem Mann vierunddreißig Jahre ausgehalten hat! Dafür müßte es 'ne Medaille jeben!» sagte sie und gleich darauf: «Hast'e Zigaretten einstecken?»

«'türlich. Auch zwei Schachteln.»

«Ick hab' dir für morjen 'ne kleene Orient gekooft. Nimm se mit.» Sie schob sie ihm über den Tisch. Karl brummte, aber er steckte auch die Schachtel ein.

«Und jetzt», sagte er. «Jetzt hau' ich ganz schnell ab, sonst muß ich noch 'n Rucksack mitnehmen.»

Tine schaute zur Küchenuhr. «Det Auto kommt erst in fünf Minuten!»

Aber da hupte es.

«Siehst du», lächelte Karl, «du untergräbst schon wieder Disziplin und Dienstbereitschaft!» Er legte rasch seine Hand in ihren Nacken, schüttelte ihren Kopf ein bißchen und sagte: «Leg dich gleich wieder hin und mach ordentlich Zwiebeln an den Gulasch morgen.» –

Bei Klaus Grummel, Meister Jendrichowskis Einrichter, sah es ein bißchen anders aus.

«Immer am Wochenende!» maulte Frau Grummel. «Immer und immer bloß am Wochenende!» Sie sah vom Bett her zu, wie sich ihr Mann die Kordhose anzog und die graue Windjacke.

«Wann denn sonst, wenn nicht am Wochenende?» erwiderte er. «Wir können wochentags nicht hundert Leute von der Arbeit abziehen. Das siehst du doch ein, Schatz. Spätestens Mittag bin ich zurück!»

«Ach, Herrje», rief seine Frau plötzlich und sprang aus dem Bett. «Bis zum Mittagessen wirst du ja mächtig Hunger kriegen. Ich mach dir schnell ein paar Stullen!» Sie rannte in die Küche. Er sah ihr lächelnd nach.

Er hatte Karin während seiner Dienstzeit bei der Deutschen Grenzpolizei in Berlin

kennengelernt und war, aus dem Thüringischen kommend, in der Hauptstadt hängengeblieben. Im Glühlampenwerk war er nach kurzer Einarbeitungszeit zum Einrichter qualifiziert worden. Im nächsten Jahr wollte er einen Meisterlehrgang beginnen, danach vielleicht ein Ingenieurstudium aufnehmen.

Karin kam aus der Küche zurück und drückte ihm ein Paket in die Hand, groß wie ein Hohlziegel.

«Was ist denn das?» fragte er. «Das ist doch eine ganze Wochenration!»

«Na schön, wenn du es nicht ißt, ein paar andere haben bestimmt nichts mit!»

«Also gut», sagte er. «Spiele ich heute Nacht den Versorgungszug der Hundertschaft.»

«Und fahr nicht mit dem Motorrad! Du hast vorhin getrunken.»

«Natürlich nicht. Ich nehm' das Fahrrad. Ist ja nicht weit.»

«Darfst du auch nicht!»

«Wird schon schiefgehn! Und grüß mir den ‹Zweizahn›!» sagte er, und er meinte damit Jan, sein sieben Monate altes Söhnchen, dessen erste zwei Zähne in der vergangenen Woche durchgebrochen waren.

Dann schwang er sich auf das Fahrrad. Karin winkte ihm vom Fenster lächelnd nach. Klaus winkte zurück.

Die ersten Minuten des neuen Tages waren angebrochen, Sonntag, der 13. August 1961.

Vor der Kleiderkammer wurden die alarmierten Kämpfer vom Genossen Martin empfangen. Klaus traf gleichzeitig mit zwei Kollegen ein. Wahrscheinlich kamen sie von der S-Bahn. Er kannte sie nur flüchtig. Sie waren in einem anderen Zug. Neben ihnen, direkt vor Martin, sprang er vom Fahrrad.

«Was ist denn los? Geht's nach Niederlehme?» fragte er, noch atemlos von der schnellen Fahrt.

«Geht 'rein. Da erfahrt ihr alles!»

«Beeilt euch. Wir haben nicht viel Zeit!»

Immer die gleichen Fragen. Immer die gleichen Antworten. Ein dutzendmal schon.

«Ist irgend etwas mit der S-Bahn? Die soll bloß bis Friedrichstraße fahren», sagte einer der beiden zu Fuß Gekommenen.

«Auf denn zu einer Fahrt ins Blaue, Genossen Kämpfer», sagte der andere, «Marschrichtung: der springende Hase.»

Er schob seinen Kumpel weiter. Klaus folgte ihnen mit dem Fahrrad. Alle drei lachten, und lachend betraten sie auch die Kleiderkammer. Vierzehn, fünfzehn Mitglieder der Kampfgruppe saßen auf Bänken und Tischen, schon in voller Ausrüstung. Jendrichowski darunter, Karl Klemper, der Technische Direktor und Roland Weber. Paul Hoffmann half hinten zwei weiteren Genossen beim Einkleiden und prüfte, ob sie alles beisammen hatten. Eine merkwürdige Spannung schien im Raum zu herrschen. Klaus spürte das sofort. Dennoch konnte er nicht sagen, warum. Es war genau so laut wie immer, und genau so laut wie immer begrüßte man die Neuankommenden:

«Hallo, Scharfschützen!»

«Auch schon ausgeschlafen?»

«Hat dich Mutter gehn lassen, Werner?»

«He, Klaus, du siehst aus, als wäre der Lippenstift von gestern nicht ganz kußecht gewesen!»

«Mensch, kieckt euch Alfred an. In Filzpantoffeln!»

Erschrocken blickte Alfred an sich herunter. Natürlich hatte er Schuhe an, wie es sich gehörte. Er war nur wieder einmal auf die Späße seiner Kumpel hereingefallen.

«Hammel, ihr», brummte er gutmütig.

«Was ist los, Leute?» fragte Klaus leise.

«Sag bloß, du weißt noch nichts?»

«Tja, mein Lieber», sagte der weißhaarige Karl Klemper. Er saß auf einer niedrigen Bank, die Ellenbogen auf die gespreizten Knie gestützt. «Wir haben die Grenzen dicht gemacht. Nach drüben.» Und dann war es still im Raum. Auch jene schwiegen, die die Nachricht zuvor schon erfahren hatten. Sekunden, um die Gedanken weiter zu ordnen. Aber keiner dachte in diesen Augenblicken daran, daß er eigentlich heute die ersten Äpfel ernten, den Zaun zu Ende streichen oder zur Rennbahn nach Karlshorst fahren wollte.

Jendrichowski dachte nur: Dann wird morgen keine neue Maschine mehr leer

stehen. Keine neuen Grenzgänger wird es geben. Und dann dachte er: Jetzt müssen sie wieder hier arbeiten, ehrlich, ohne Schwindelkurs. Ob wir sie wieder aufnehmen? Bei uns im Werk? In der Abteilung? Die Klara zum Beispiel, den Drobak? Und Edith hatte sich auch überreden lassen, von Klara, sicher. Das hatte Jendrichowski am meisten getroffen. Was wird man machen, wenn sie wieder an die Tür klopfen? Er schob diesen Gedanken erst einmal beiseite, und plötzlich wurde ihm bewußt, daß am Montag noch weniger Leute in der Abteilung sein würden als bisher. Er selbst würde fehlen, der Einrichter, Karl und Roland. Verdammt, dachte er. Da war ich immer stolz, daß ich soviel Genossen im Meisterbereich hatte. Aber jetzt sitze ich da.

Alle Genossen bei der Kampfgruppe! Das gibt noch mehr Planrückstände. Nur Wittig und Schulze bleiben in der Abteilung. Ob die allein mit den Frauen auskommen werden? Mann, was können wir da bloß machen, verflucht!

Karl aber dachte: Mit den Maschinen kann im Augenblick nicht viel passieren, alle generalüberholt, Kleinigkeiten schafft Wittig auch. Dann dachte er noch: Na, Zwiebeln wird sie jetzt nicht ganz so viel an den Gulasch machen, wenn sie Radio gehört hat.

Klaus aber dachte im ersten Augenblick weder an seine Frau noch an seinen Sohn. Er dachte an seine ehemaligen Genossen in der Kaserne. An die Kleiderspinde in den Zimmern, an die Doppelstockbetten, an die lange Reihe der MPi-Ständer. Die Stuben würden jetzt schon alle verwaist sein, die Ständer leer. Die Jungs hatten sicher alles schon ein paar Stunden früher erfahren und waren bereits ausgerückt. Manchmal hatten sie über die Grenze, an der sie standen, gesprochen, wenn sie die Schieber, die Aufkäufer, die Grenzgänger an sich vorbeiziehen sahen. Zumachen müßte man den Sack, hatten welche gesagt. Das geht doch gar nicht, hatten andere eingewandt. Es müßte aber gehen. Es müßte gemacht werden! Aber wie willst du das machen? In den Häuserblocks, in dem Straßengewirr? Auf freiem Feld, ja, da ist es ein Klacks, aber hier? Zum Haustor gehst du 'rein, gehst über den Hof und bist im Westen. Willst du Posten vor jedes Haus stellen: Den Ausweis, bitte? Nein, in Berlin geht so was nicht. Und jetzt? Muß es doch gehen! Dabei müßte ich jetzt noch sein, dachte Klaus. Und dann lachte er. Ich bin ja dabei. Bloß ein anderes Kommando. Wo werden sie uns einsetzen? Vielleicht treffe ich ein paar Genossen wieder. Bräuer müßte jetzt schon Unteroffizier sein, Müller drei vielleicht Feldwebel.

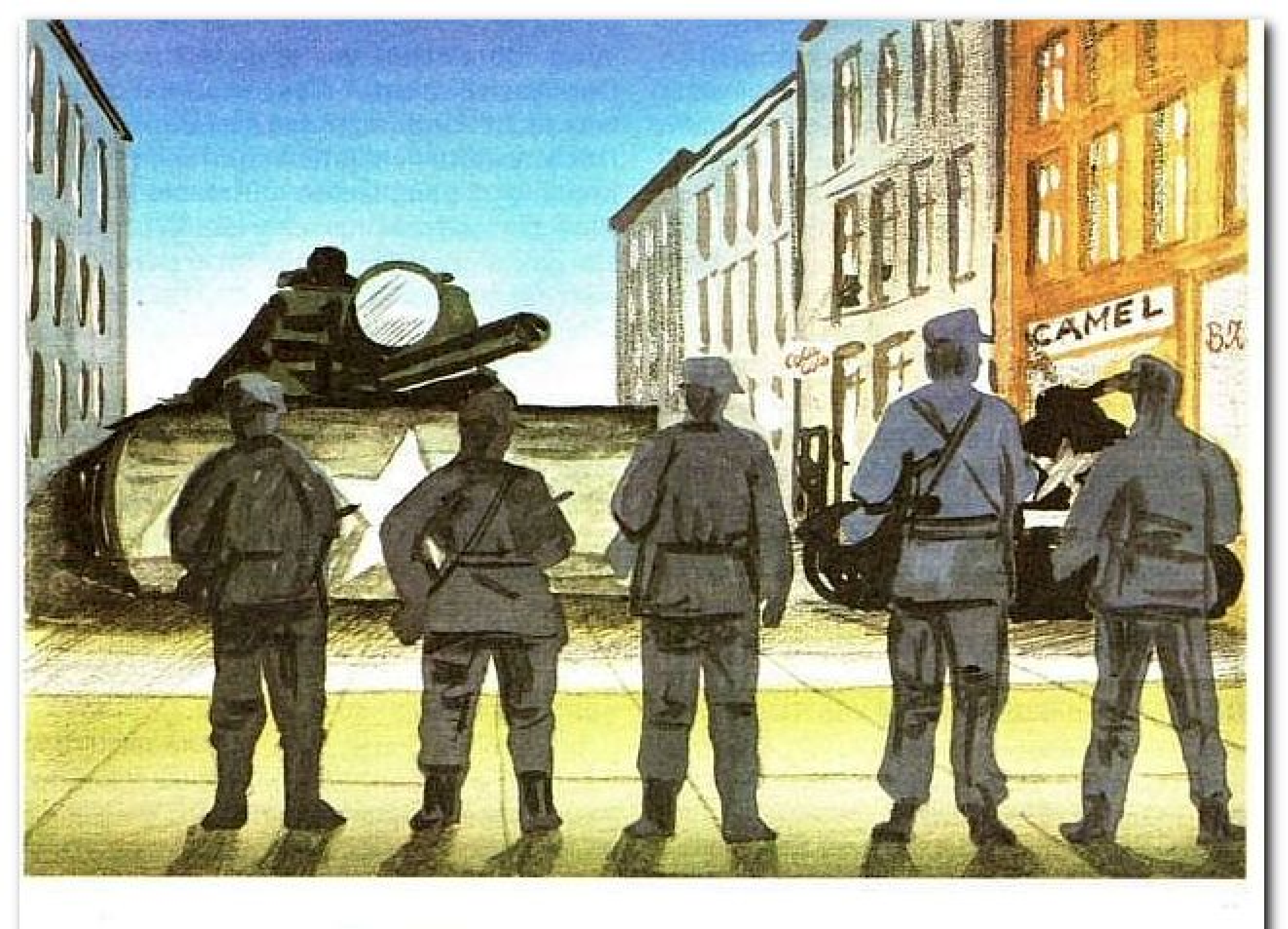
«Leute, macht schneller!» sagte Paul Hoffmann, der eben vom Telefon kam. «In drei Minuten ist der LKW da, um die ersten abzuholen. Ihr fahrt zum Waffenempfang.» Er ging zu den Uniformständern und Regalen zurück und überprüfte bei einigen Genossen, ob alles da war: Trageriemen, Koppel, Zeltbahn, Kochgeschirr, Feldflasche.

«In Ordnung!» sagte er und klopfte Klaus auf die Schulter.

Inzwischen hatte sich ein neuer Trupp Kämpfer angesammelt. «Alles zu mir!» rief Paul. «Macht doch hinne!» Ihm ging alles zu langsam, und es schien ihm eine Ewigkeit zu dauern, bis alle eingetrudelt waren. Die erste Gruppe mit Jendrichowski, Grummel und Klemper wurde nach draußen kommandiert. Paul blickte ihnen nach. Am liebsten wäre er sofort mit ihnen gefahren, statt hier zu warten, bis sich auch der letzte sein Koppel umgeschnallt hatte. Erst dann konnte er die Kampfaufgaben in seinem Zug übernehmen. Manche verstanden seinen Diensteifer nicht ganz. Aber Paul Hoffmann hatte wie Karl Klemper früher dem Rotfrontkämpferbund angehört, hatte manche Klassenschlacht mitgemacht. Heute ist Spartakus bewaffnet, dachte Paul befriedigt. Vielleicht klang das ein bißchen pathetisch, aber Paul war es mit diesem Wort Ernst. Uns gehören die Betriebe, und die Arbeiter, die Genossen tragen Waffen, sie zu schützen. Endlich. Und dann sitzt man erst einmal bloß in der Kleiderkammer.

«Macht ein bißchen schneller, Genossen, ich will doch nicht ewig hier drin' hokken.»

Draußen fuhr der zweite LKW vor, um neue Kämpfer zur Waffenkammer abzuholen.



Die Hundertschaft des Glühlampenwerkes bezog noch in der Nacht Quartier in der 14. Oberschule in der Helsingforser Straße, dicht an der Warschauer Brücke. Von der Schule bis zum Betrieb war es ebensoweit wie vom Betrieb zur Grenze. Knapp fünf Minuten Fußweg. Hier erfuhren die Genossen endlich ihren Kampfauftrag, und die ersten zogen auf Posten. Ihre Aufgabe war, die Kreuzung Warschauer Straße an der Oberbaumbrücke verkehrsfrei zu halten, mit Beginn des Fahrverkehrs vor dem U-Bahn-Eingang Warschauer Straße eine Postenkette zu bilden und Ausweise zu kontrollieren, eventuelle Zusammenrottungen und Provokationen im Grenzbereich zu unterbinden. Ein Doppelposten patrouillierte ständig zwischen der Oberbaumbrücke und dem U-Bahnhof. In den Ruinen der Mühlenstraße, dicht am Spreeufer, wurden weitere Posten aufgestellt. Karl Klemper und Klaus Grummel hatten als erste die Streife zwischen Warschauer Brücke und Oberbaumbrücke. Ein kalter Wind pfiff über die Brücke und in die breite Warschauer Straße, und Karl dachte: gar keine so schlechte Idee von Tine gewesen, das mit den langen Unterhosen. Er seufzte.

«Denkst du an deine Frau?» fragte Klaus.

«Hm.»

«Ich auch. Wenn sie nicht schläft, hat sie das Radio angestellt und weiß schon, was los ist.»

«Heute früh werden es alle wissen.»

«Was meinst du, wird es Rabatz geben?»

Karl schwieg. Die Schritte der beiden hallten vom Gemäuer des U-Bahnsteigs wider. Vom Ostbahnhof gellte der Pfiff einer Lokomotive. Die Straße war leer.

Wie Flocken perlten Lichttupfer an weit entfernten, tiefziehenden Wolken.

«Ein bißchen schon», sagte Karl endlich. «Den Grenzgängern geht es an den Geldbeutel und den anderen drüben an die Nieren und an den Geldbeutel. Ganz ruhig werden es beide nicht hinnehmen.»

«Scheiße», sagte Klaus.

«Klassenkampf, Junge», sagte Karl. Und dachte dabei das Wort, das er heute bei

der Auftragserteilung zum ersten Male gehört hatte, das so klar und unmißverständlich war und das doch so schwer über die Zunge gehen wollte: antifaschistischer Schutzwall.

Als Karl und Klaus abgelöst wurden und in die Schule zurückkehrten, traf auch hier die erste Verpflegung ein sowie Decken, Matratzen und Stroh. Die Freiwachen hatten in dieser Nacht in der Turnhalle der Schule auf den wenigen Turnmatten schlafen müssen, auf den lederüberzogenen Oberteilen von zwei Sprungkästen, oder sie hatten sich aus mehreren übereinandergelegten Zeltbahnen ein Lager zurechtgemacht. Die Anlieferung von Matratzen, Decken und Stroh sah nach Dauer aus.

Als sie Stunden später erneut auf Posten zogen, standen Kinder vor der Schule.

«Onkel, seit wann seid ihr denn hier?»

«Wird es Krieg geben?»

«Wann können wir denn wieder in die Schule?»

«Ej», sagte Klaus, «am ersten September natürlich. Wie immer. Denkt ihr denn, ihr könnt faulenzen?»

«Aber ihr seid doch hier?»

«Wird sich schon ein Weg finden. Auf jeden Fall: Zu Schulbeginn acht Uhr vor der Tür hier! Daß mir keiner schwänzt!»

Ein bißchen waren die Kinder enttäuscht.

Drei Mädchen, jedes einen halben Kopf kleiner als das andere, brachten einen großen Strauß Blumen: Dahlien, Mohnblumen, Sommerastern, dazwischen eine Sonnenblume. Willkürlicher Querschnitt durch den Sommergarten.

«Warum?» fragten die Posten am Schultor verwundert.

«Mutter hat uns geschickt. Wir haben sie gestern im Garten gepflückt. Wir können heute abend noch mehr bringen.»

Der Posten öffnete das Tor und bedeutete den Mädchen, weiter zu gehen. «Bringt die Blumen dem Kommandeur!» Im Schulhof übte die Freiwache unter Kastanienbäumen die Bildung einer Postenkette, übte Ausweiskontrolle, Räumkommando und die Untersuchung verdächtiger Personen. Der Tag verging rasch. Es gab keine besonderen Vorkommnisse.

Die Genossen waren in Bereitschaft, schliefen nur stundenweise, zogen auf Posten, exerzierten in der Freiwache und setzten sich zusammen, um über militärische Themen oder über politische Tagesereignisse zu reden. Zwischendurch erhielt der eine oder andere die Erlaubnis, in der Freiwache seine Betriebsabteilung zu besuchen, um nach dem Rechten zu sehen.

Die Hundertschaft des Glühlampenwerkes war mit einer Kompanie der Bereitschaftspolizei, die im gleichen Raum operierte, eng verbunden. Die Volkspolizei begann mit Teilen der Deutschen Grenzpolizei das straffe Grenzsicherungssystem aufzubauen. 1962 wurden diese Einheiten Angehörige der Grenztruppen der NVA und bildeten die Grenzbrigade «13. August». Seitdem fanden regelmäßig gegenseitige Besuche, Informationen über Waffenkunde und anderer Erfahrungsaustausch statt. Die bewaffneten Arbeiter wußten, daß die Soldaten die bessere militärische Ausbildung erhalten hatten, und ließen sich gern, auch von Jüngeren, deren Väter sie sein konnten, im Umgang mit Waffen und in anderen militärischen Fragen beraten. Soldaten und Offiziere der Partnereinheit wiederum wußten, daß die Genossen der Kampfgruppe die größeren politischen Erfahrungen hatten, die aufzunehmen eine unersetzliche Hilfe bei der Aneignung militärischen Wissens bedeutete.

Jenseits der Grenze, und doch zu Hause

Oberstleutnant Karl-Heinz Kaufmann

Wir hatten uns lange und gründlich auf die gemeinsame Übung mit unseren Waffenbrüdern vorbereitet. Unsere Besatzung wollte wie alle anderen Kampfkollektive unseres Panzertruppenteils beweisen, daß wir uns nicht hinter den anderen Bruderarmeen zu verstecken brauchten. Richt- und Ladeschütze hatten bei den Schießübungen mit der Panzerbewaffnung die Note «1» erzielt. Ich selbstverständlich auch. Unser Fahrer, ein alter Fuchs hinter den Lenkhebeln, hatte außer einer 2, die ihn mächtig wurmte, alle Fahrübungen mit der Höchstnote absolviert. Auch die Besatzungsnormen konnten wir unterbieten. Die Zug- und Kompanieausbildung lief wie am Schnürchen. Nun brannten wir darauf zu zeigen, was in uns steckte. Die Zeit verging wie im Fluge. Abends lernten wir Tschechisch, und unter den geschickten Händen unserer Bastler entstanden kleine Freundschaftsgeschenke. Die Leitung unseres Kompanieklubs hatte sogar einen Lichtbildervortrag über unser Gastland und die Geschichte der Tschechoslowakischen Volksarmee organisiert, der so viele Interessenten fand, daß die Plätze nicht ausreichten.

Das aber gehörte bereits der Vergangenheit an. Während wir zum Gefechtspark eilten, verschwendete niemand mehr einen Gedanken an die harte Vorbereitung und den Schweiß, den sie gekostet hatte. Freude lag auf den Gesichtern, als wir japsend auf unsere «Dicken» zustürmten. Japsend, weil jeder seine Waffe und Ausrüstung mitschleppte. Es ist schon eine Kunst, alles so im Panzer zu verstauen, daß sich der Turm noch schwenken läßt. Doch unser «Ladeingenieur», wie wir den Ladeschützen scherzhaft nannten, beherrschte diese Kunst meisterhaft. Bald schon blubberten die Vorwärmer, wurden die Hallentore geöffnet, begann die Kontrolldurchsicht an den Panzern. Kommandos, Zurufe, geschäftiges Treiben. Die Atmosphäre glich der eines Bahnhofs kurz vor Abfahrt eines Zuges. Dann hatten Kühlwasser und Schmiermittel die nötige Temperatur. Die Vorwärmer wurden abgestellt, die Luke im Wannenboden, aus dem die Flamme des arbeitenden Vorwärmers schlug, verschlossen, der Feuerlöscher in den Panzer gereicht. Ich saß auf und meldete die Marschbereitschaft. Nun hieß es, sich in Geduld fassen und warten.

Schließlich kam das Kommando:

«Motoren anlassen!» Die 430-kW-Triebwerke brüllten auf. Der Auspuffqualm ließ alles in einer blaugrauen Wolke verschwinden und biß in die Augen. Ich kletterte aus dem Turm und hängte die am Auspuff befestigte Ölauffangwanne ab. Sie verhinderte, daß die konservierten Motoren beim Starten das in den Zylindern befindliche Öl auf die Nachbarfahrzeuge schleuderte. Als ich wieder auf meinem Platz im Panzer saß, waren die Qualmwolken verzogen. Ruhig und gleichmäßig arbeitete unser Motor im Leerlauf. Ich hob den Arm und signalisierte so unserem Zugführer: «Motor läuft!» Rufen wäre bei dem Motorenlärm

zwecklos gewesen, und das Funkgerät durften wir nicht benutzen. An der gegenüberliegenden Halle schaltete die Ampel von Rot auf Gelb. «Gang einlegen!» befahl ich dem Fahrer über die Bordsprechanlage. Dann zeigte die Ampel Grün. Exakt nach dem Ausfahrtschema ruckte die erste Welle an. Jeder zweite Panzer der ersten Reihe rollte aus der Halle. Endlich frische Luft! An der Markierung wendeten alle Panzer auf der Stelle nach links. Unter der stehenden Kette knirschte der Beton. Aus der Linie formierte sich die Kolonne. Während wir auf die Ausfahrt des Parks zurollten, verließen die Panzer der zweiten Reihe die Halle, fuhren nach vorn, wendeten. Einheit um Einheit verließ den Park. Da auch die Panzer des in der gegenüberliegenden Halle untergebrachten Bataillons mit uns ausfuhren, bot sich dem Betrachter ein imposantes Bild. In zwei Linien rollten die Panzer aufeinander zu, machten, wie von Geisterhand gelenkt, «links um» und fuhren dann aneinander vorbei zu verschiedenen Parkausfahrten. Wieviel Können, was für eine Beherrschung der tonnenschweren Kolosse, welche Konzentration waren notwendig, um diese Präzision zu erreichen! Nur wenige Minuten nach dem Kommando «Vorwärts!» hatten alle Panzer das Objekt verlassen.

Auf Schienen dem Ziel entgegen

Nach kurzem Marsch erreichte unser Bataillon den Verladebahnhof. Die Kolonne hielt, Posten zogen auf. Richt- und Ladeschützen begannen mit Vorschlaghämmern und Brechstangen unter Leitung des Verladeoffiziers mit dem Abborden der Waggons. Rungen und Bordwände mußten umgelegt werden, ehe unsere Panzer auf die Waggons konnten. Der Fahrer und ich blieben am Panzer und bereiteten ihn zum Verladen vor. Wir lösten die vier Standardverladekeile, auch Verladeklötze genannt, aus ihren Halterungen und legten sie hinter dem Wellenbrecher ab. Dieses Brett quer auf dem Fahrzeugbug verhindert, daß beim Durchfahren tiefer Löcher Wasser in die Fahrerluke schwappt oder die Winkelspiegel des Fahrers überspült. Anschließend nahm ich die Antenne ab und überprüfte, ob alle außen am Panzer angebrachten Teile festsaßen. Inzwischen waren auch der Richt- und der Ladeschütze wieder zurück. Zu dritt brachten wir das Fla-MG aus der Gefechts- in die Marschlage.

Vom Spitzenpanzer kam das Flaggenzeichen «Motor anlassen!» und vom Verladeoffizier das Kommando «Vorwärts!» Der Fahrer startete den Motor, wir anderen saßen ab. Ich lief, in der rechten Hand eine gelbe, in der linken eine rote Flagge, vor meinem Panzer her, der mir im ersten Gang folgte. Rechts und links neben unserem «Dicken» liefen der Richt- und der Ladeschütze. Nach wenigen Metern erreichten wir die Rampe. Der erste Waggon war an die Rampe angekuppelt, damit er nicht abrollte, wenn die Panzer auffuhren. Unser Panzer mußte kurz anhalten, weil jeweils nur ein Kampfwagen über einen Waggon rollen durfte. Richt- und Ladeschütze holten die Verladeklötze vom Bug. Ich ging bis zum Ende des Waggons und machte kehrt. Dann ließ ich den Panzer auf mich zurollen und gab dem Fahrer mit den Flaggen Richtungskorrekturen, die er mit gefühlvollen Lenkbewegungen beantwortete. Da der Panzer breiter als der Waggon war und die Ketten rechts und links überstanden, mußte man höllisch aufpassen. Wie schnell konnte ein Panzer vom Waggon rutschen, weil der Kommandant nicht auf-



Vom exakten Verlegen der Standardverladekeile hängt es ab, ob der Panzer richtig «sitzt»

merksam war oder der Fahrer ruckartig lenkte! Vorsichtig rollten wir von Waggon zu Waggon, bis wir unseren Platz erreichten. Auf jedem Waggon wurden zwei Panzer festgemacht. Das verlangte ein exaktes Zusammenspiel der Besatzungen, weil die Panzer nicht nur sicher, sondern vor allem auch schnell verladen werden mußten. Im Ernstfall bieten Verladebahnhöfe mit ihrer hohen Konzentration an Truppen und Transportmitteln dem Gegner ein gutes Ziel.



«Wir machen das so ...» – keine Geheimnisse voreinander
Waffenbrüder haben

Unser Panzer stand an zweiter Stelle auf dem Waggon. Der Richt- und der Ladeschütze legten die Verladeklötze vor und hinter die Ketten. Ich sprang vom Waggon. Zuerst fuhr der vor uns stehende Panzer mit der ersten Laufrolle auf die Verladeklötze, dann unserer. Kaum waren die Motoren abgestellt, sausten Richt- und Ladeschütze wieder herbei und legten die hinteren Verladeklötze eine halbe Klotzbreite nach vorn. Ich gab meinem Fahrer das Flaggenzeichen zum Zurückrollen. Er löste die Bremse und ließ den Panzer behutsam rückwärts rollen. Geschah das mit zuviel Schwung, bestand die Gefahr, daß die hinteren Verladeklötze wegrutschten. Dann mußte die ganze Prozedur wiederholt werden, bis der Panzer fest saß. Doch unser «Dicker» stand goldrichtig. Erst jetzt rollte der vor uns stehende Panzer in die Klötze. Was nun kam, war reine Routine. Turm zurrung überprüfen, Kanone in die mittlere Stellung bringen, Fahrerluke schließen, Jalousien und UF-Klappen schließen und verriegeln, Bremse arretieren, Gang 'raus, Bodenluke öffnen, Feuerlöscher hinter den Wellenbrecher legen, Waffe, Schutzausrüstung, Trinkflaschen und Gepäck ausladen, Masseschalter 'raus. Die Besatzung trat an, ich meldete unserem Zugführer die ordnungsgemäße Verladung des Panzers. Nach einer kurzen Kontrolle schloß ich die Kommandantenluke und ging mit der Besatzung zum Mannschaftswagen, wo wir uns den Umständen entsprechend einrichteten. Keine halbe Stunde später ruckte der Zug an.

Zu Gast bei Freunden

Die Fahrt durch das malerische Elbtal wird uns noch lange in Erinnerung bleiben. An den Türen reichte der Platz für alle Schaulustigen kaum aus. Blickte man nach hinten, sah man auf der kurvenreichen Strecke die lange Wagenschlange mit den Panzern. Welch eine Kraft! Entlang der Strecke grüßten uns immer wieder Transparente. Dann der Bahnhof Děčin, erster Halt jenseits der Grenze. Blumen, Fahnen, Kinder, Eisenbahner, Arbeiter, Soldaten, herzliches Willkommen, Händeschütteln, Schulterklopfen, das obligatorische Begrüßungsbierchen. Zwar ist Alkoholgenuß bei Bahntransporten strikt verboten, doch unsere tschechoslowakischen Waffenbrüder scheinen Bier nicht zu den alkoholischen Getränken zu rechnen. Kurzer Empfang mit Imbiß beim Bahnhofskommandanten, Feldküchen der ČVA an unseren Mannschaftswagen, tschechische Küche, unbekannte Gaumenfreuden. Wir waren bei Freunden – jenseits der Grenze, und doch zu Hause. Ein betagter, stämmiger Mann, dessen schwielige Hände den Arbeiter verrieten, kam an unseren Waggon. In akzentfreiem Deutsch erklärte er uns, daß wir willkommen seien. Er erzählte uns von seinem Leben als Partisan und von dem Leid, das einst deutsche Soldaten seinem Land gebracht hatten. Aber er sprach auch von Deutschen, die an seiner Seite gegen den Faschismus gekämpft hatten.



Kurze Pause bei der Wartung der Kampftechnik im Feldpark. *Heiße Rhythmen muntern alle auf*

Unser Zug fuhr bereits wieder, doch in Gedanken waren wir noch bei dem tschechischen Genossen. Damit sich so etwas niemals wiederholen kann, dafür wollten wir unsere ganze Kraft einsetzen, dafür wollten wir im Manöver unser Bestes geben.

Im Übungsgebiet

Gegen Morgen trafen wir auf unserem Zielbahnhof ein. Die Nacht war schnell vergangen. Mehrmals hatten wir unterwegs noch gehalten, und immer wieder wurden wir herzlich begrüßt. Nur die Kinder fehlten, die schliefen.

Zügig wurden die Panzer entladen. Nach dem Frühstück begann dann der Marsch in den Konzentrierungsraum, den wir gegen Mittag erreichten. Das Vorkommando unseres Regiments hatte bereits den Feldpark eingerichtet und das Truppenlager aufgebaut. Wir brauchten nur einzuziehen. Der Rest des Tages verging mit der Wartung unserer Technik.

Der militärische Alltag hatte uns wieder. Da ich zum ersten Mal an einer gemeinsamen Übung der Armeen des Warschauer Vertrages teilnahm, hegte ich die Befürchtung, daß mit unserem Eintreffen auf dem Truppenübungsplatz unsere Bekanntschaft mit der ČSSR beendet sei. Die Kraftfahrer hatten es da besser. Da mußten Trinkwasser und Verpflegung, Diesel und Ersatzteile geholt werden. Sie sahen etwas von Land und Leuten, doch wir Panzersoldaten bekämen außer der «Kiefer 17» kaum etwas zu Gesicht und könnten den Übungsplatz nicht verlassen. Unsere Panzer würden lediglich tschechischen statt deutschen Sand aufwühlen. Aber die älteren Genossen zerstreuten meine Bedenken. Und sie sollten recht behalten.

Vormittags stand Ausbildung im Gelände auf dem Plan. Einheitsweise machten wir uns mit dem Truppenübungsplatz vertraut, übten Angriff und Verteidigung,



Wo Brücken fehlen, geht es in Unterwasserfahrt ans jenseitige Ufer

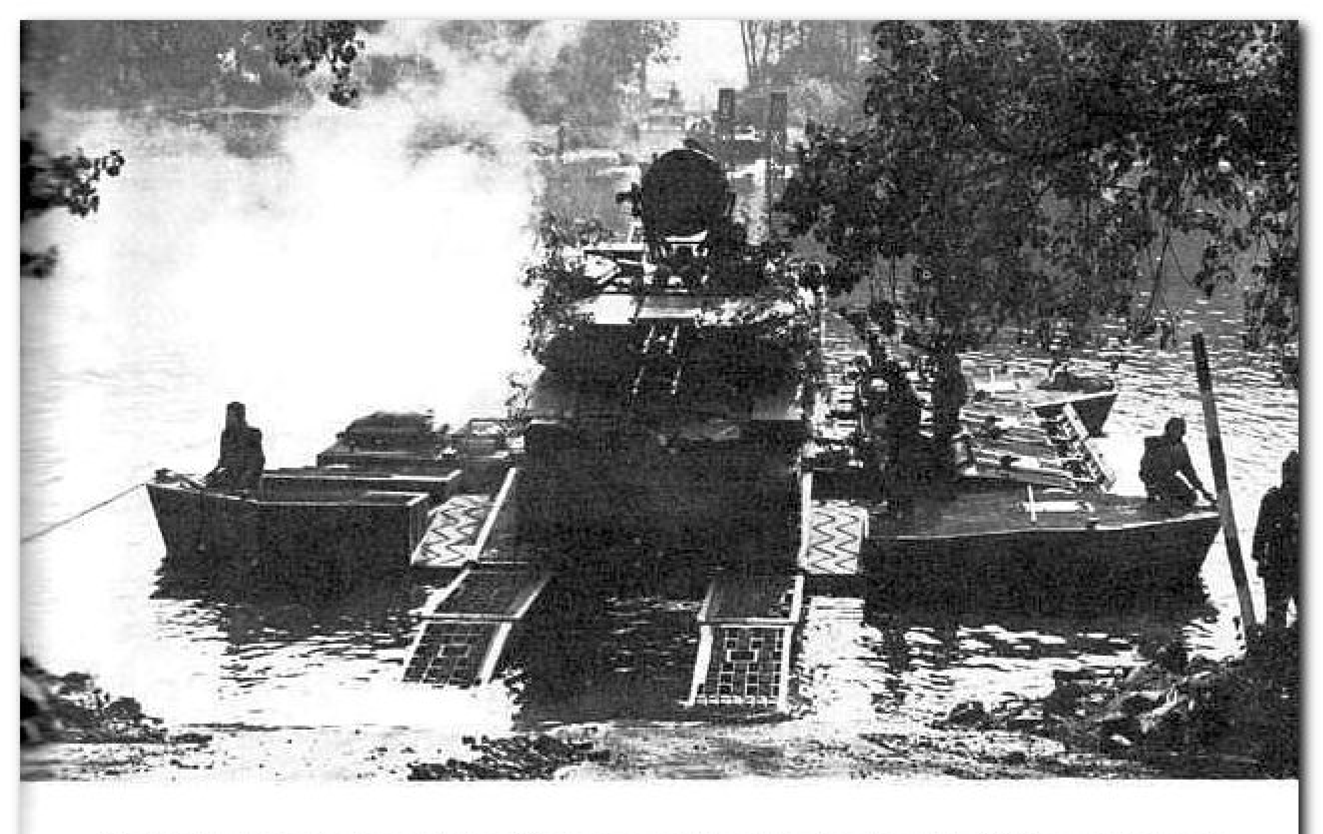
Fla-Raketen der ČVA überwinden schwimmend das Wasserhindernis und dekken uns vor Schlägen des «Luftgegners»

Nicht schwimmfähige Technik wird mit selbstfahrenden Fähren übergesetzt



trainierten Handlungsvarianten, führten Schießausbildung durch. Aber nicht allein. Rechts von uns befanden sich sowjetische Gardeschützen, links polnische Panzereinheiten. Tschechische Pioniere stellten unsere Handlungen sicher. Sowjetische Artillerie gab uns Feuerunterstützung, ungarische Fla-Einheiten deckten uns vor Schlägen eines angenommenen Luftgegners. Über uns tummelten sich Kampfflugzeuge und Hubschrauber mit den Hoheitszeichen der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages.

An den Nachmittagen begann dann der sogenannte Delegationsaustausch. Während die Technik für den nächsten Tag vorbereitet wurde, besuchten Vertreter jeder Besatzung eines der Nachbarregimenter. Die Zurückgebliebenen übernahmen bereitwillig das Arbeitspensum des Delegierten, wußten sie doch, daß sie am nächsten Tag an die Reihe kämen. Exkursionen in Betriebe und auf Staatsgüter, Besuche in Schulen und landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, Besichtigungen von Museen und Städten und Treffen mit der Bevölkerung wechselten einander ab. Aber auch wir empfingen in unserem Truppenlager Besuche. Da wurde mit Händen und Füßen geredet; auf Zettel gemalt, um sich zu verständigen; wurden Adressen getauscht, Fotos gezeigt, Erinnerungsgeschenke überreicht. Im Lager und im Park zeigte man sich die Kniffe beim Umgang mit der Technik, erklärte, was besser zu machen sei, unterstützte sich bei Instandsetzungen, half sich mit Ersatzteilen aus. An den Feldküchen bestaunte man die Kochkünste der anderen, interessierte sich für die Rezepte typischer Nationalgerichte, ließ es sich schmecken oder spuckte auch heimlich wieder aus, was für den Gaumen zu ungewohnt war. Abends traf sich alles an der Freilichtbühne, Gesangs- und Tanzensembles der einzelnen Armeen wechselten mit Konzerten bekannter Künstler und Gruppen, Filmvorführungen mit Auftritten von Komikern und Chören. Immer war etwas los, und die Nacht meistens zu kurz, um sich richtig auszuschlafen. Hier konnte jeder, vom Soldaten bis zum General, Waffenbrüderschaft hautnah erleben.



Dabei standen die eigentlichen Übungen noch bevor. Doch wer solche Freunde an seiner Seite hat, wird jede Aufgabe erfüllen und das Letzte geben, um den Waffenbruder nicht im Stich zu lassen. Das war für mich und meine Besatzung selbstverständlich. In den nächsten Tagen würden wir es beweisen.

Zum Gegenangriff – vorwärts!

Fahl dämmerte der Morgen des zweiten Übungstages herauf. Gestern war der «Angreifer» vergeblich gegen unsere Stellungen angerannt. Unsere Besatzung hatte jedoch noch keine Berührung mit ihm gehabt; wir lagen in der zweiten Staffel und warteten auf das Angriffssignal. Sorgfältig gegen Luft- und Erdsicht getarnt, hatten unsere Panzer in der Nacht den Ausgangsraum erreicht. Obwohl an Schlaf kaum zu denken gewesen war, erwarteten wir hellwach das Kommando «Vorwärts!» Doch in den Funknetzen herrschte Ruhe. Nur das gleichmäßige, einschläfernde UKW-Rauschen war in den Kopfhörern zu vernehmen. Durch die geöffneten Luken drang Morgenkühle herein. Langsam hoben sich die Nebelschwaden. Unsere Piloten würden gute Bodensicht haben.

Das Krachen der beginnenden Artillerievorbereitung riß uns hoch. Über uns donnerten im Tiefflug Jagdbomber hinweg. Riesigen Libellen gleich, folgten ihnen raketentragende Kampfhubschrauber. Erst die warmlaufenden Motoren unserer Panzer konnten das Getöse in der Luft übertönen.

Unsere Einheit formierte sich zur Kolonne und gewann an Geschwindigkeit. Die Panzerketten wirbelten Staub auf, doch glücklicherweise trieb ihn ein frischer Wind zur Seite. Als wir freies Gelände erreichten, schlossen wir die Luken. Am Vorderhang des vor uns liegenden Höhenzuges würden wir Gefechtsordnung einnehmen, die eigenen Truppen überrollen und uns auf den «Gegner» stürzen. Wir fuhren in einen abschüssigen Hohlweg. Noch gut 400 m trennten uns vom Entfaltungsabschnitt. Das Gefälle ausnutzend, schaltete

unser Fahrer in einen höheren Gang. Je schneller wir den vor uns liegenden Geländeabschnitt überwanden, je höher unsere Geschwindigkeit beim Angriff war, um so geringer würden die eigenen «Verluste» sein.

In dem tief in den Hang eingeschnittenen Weg regte sich kein Lüftchen. Dichter Staub nahm den Fahrern die Sicht. Es war, als fahre man in einen dunklen Tunnel hinein. Plötzlich bremste unser Fahrer so scharf, daß wir unsanft durch den Kampfraum flogen. Immer größer wurden die Umrisse eines vor uns aus der Staubwolke auftauchenden Panzers. Reaktionsschnell versuchte unser Fahrer, seinen «Dicken» in dem engen Hohlweg nach links zu reißen. Doch die knapp 40 t wollten erst einmal in eine andere Richtung gebracht sein. Ein schwerer Aufprall und knirschender Stahl belehrten uns, daß er es nicht mehr geschafft hatte. Gegen dieses Malheur waren die Beulen, die wir uns geholt hatten, nicht der Rede wert. Unser Panzer mußte aus der Spur, denn hinter uns folgten noch zwei Kompanien! Sie durften keinesfalls durch unsere Schuld verspätet zum Angriff antreten.

Der Panzer vor uns fuhr weiter. Auch unser Panzer ruckte an – schwerfällig, wie ein lahmer Elefant. Der Motor dröhnte im Vollgas, aber ein ungewöhnliches Quietschen mischte sich in das sonst so vertraute Geräusch. Schließlich lag der Hohlweg hinter uns. Da unser Panzer nicht auf Geschwindigkeit kam, würde er eine leichte Beute des «Gegners» werden und zudem noch die eigene Gefechtsordnung stören. Außerdem hielten wir unsere Genossen, die zweifellos versuchen würden, uns zu decken, von ihrer eigentlichen Gefechtsaufgabe ab. Darum war mein Entschluß schnell gefaßt. Ich befahl dem Fahrer, in eine vor uns liegende leere Feuerstellung zu fahren, abzusitzen und den Schaden zu untersuchen. Wir drei im Kampfraum unterstützten mit dem Feuer unserer Turmbewaffnung den Angriff der anderen Panzer, bis diese die vordere Linie des «Gegners» erreicht und überrollt hatten und unseren Blicken entschwanden.

Jetzt hatten wir Zeit für uns.

«Rechter Exzenter gebrochen, Gehäuse verbogen und gerissen, Leitrad hinüber», meldete der Fahrer. Ich informierte über Funk den Zugführer über unseren Standort und die Art des Schadens. Dann sah ich mir die Bescherung selbst an. Es war zum Heulen! Da hatten wir uns so viel vorgenommen, und nun das.

Knödel, Borschtsch und Erbsensuppe

Kurze Zeit später traf der Schlepper ein. Das Gesicht unseres Bataillons-TB, des Stellvertreters des Bataillonskommandeurs für Technik und Bewaffnung, verhieß nichts Gutes.

«Wir reparieren an Ort und Stelle. Anderthalb Tage müßten genügen. Ich hole Spezialisten und schwere Technik.»

Von ihm erfuhren wir auch, was sich eigentlich abgespielt hatte. Ein Sankra der Tschechoslowakischen Volksarmee mit einem Kranken an Bord hatte den Weg unserer Kolonne gekreuzt und den vor uns fahrenden Panzer zum Halten gezwungen, nicht ahnend, was er damit unter diesen erschwerten Sichtbedingungen auslöste. Unseren Fahrer traf keine Schuld.

Der Schlepper hängte seine Trossen ein und zog uns hinter den Höhenzug. Wieder ging es durch den Hohlweg, jetzt aber bergan und in entgegengesetzter Richtung. Dort waren wir der Sicht des «Gegners» entzogen und konnten mit der Instandsetzung beginnen.

Eine tschechoslowakische Instandsetzungsgruppe erwartete uns bereits. Wenig später trafen noch eine «Letutschka», so nennen die Freunde ihre mobilen Werkstattwagen, und ein Kran der Sowjetarmee ein.

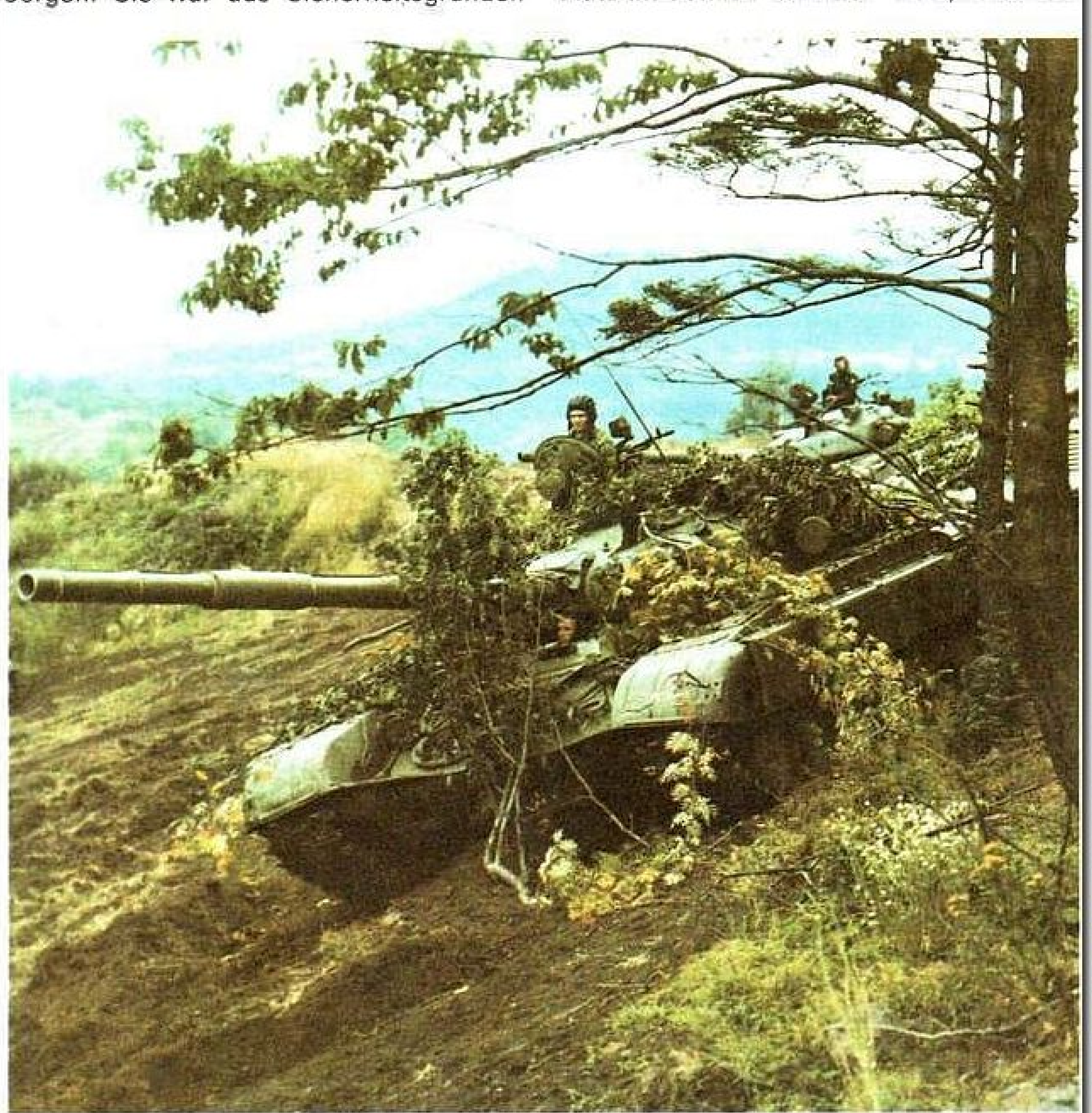
Zwar stand die Sonne noch nicht hoch am Himmel, doch uns wurde ordentlich warm in unseren Kombinationen. Wie Ameisen eine tote Raupe umringten die In-

Für moderne Panzer stellen selbst bewaldete Mittelgebirge kein unüberwindliches Hindernis dar

standsetzer unseren Panzer und diskutierten mit Händen und Füßen. Hatten wir uns noch ungläubig angeblickt, als unser Bataillons-TB von eineinhalb Tagen Arbeit sprach, so wurde uns jetzt langsam klar, was uns erwartete, wollten wir den Termin halten.

Das deformierte Exzentergehäuse mußte von der Panzerwanne getrennt und ein neues angesetzt werden. Eine Millimeterarbeit für Spezialisten. Da wir schweißen mußten, bereitete uns die unmittelbar hinter der aufzuheizenden Panzerung liegende vordere Behältergruppe größere Sorgen. Sie war aus Sicherheitsgründen auszubauen. Also Arbeit für alle, egal, ob Schlosser, Elektriker, Besatzungsmitglied oder Schweißer.

Zunächst wurden die Ketten aufgeschlagen, die zerstörten Glieder gewechselt, das Leitrad demontiert und der Exzenterarm ausgebaut. Eine Knochenarbeit. Nach gut zwei Stunden hatten wir den verbogenen Exzenter heraus. Inzwischen war der Turm zum Abnehmen vorbereitet worden. Zwei gefällte Bäume dienten als Auflage für den Turm. Schnell wurden die Seile eingehängt, der Kran zog an, unser Turm schwebte sacht zur Erde. Jetzt hatten wir Platz im Panzer. Munition 'raus, Kraftstoff



ablassen, Batterien ausbauen, Schlauchverbindungen lösen, noch einige Schrauben und Muttern, dann konnten wir das Behältergestell aus der Wanne hieven. Baufreiheit für die Schweißer, die sich unverzüglich an die Arbeit machten.

Erschöpft ließen wir uns ins Gras fallen. Die Sonne sank immer tiefer. Erst jetzt, wo wir zur Ruhe kamen, verspürten wir Hunger und Durst. Neidvoll schauten wir zu unseren tschechoslowakischen Genossen hinüber, deren Feldküche den Weg hierher gefunden hatte. Ein kurzer Zuruf genügte, und bis auf die Schweißer waren alle bei der Küche versammelt. Kochgeschirre und Trinkflaschen klapperten, Eßbestecks wurden gezückt. Wo etwas fehlte, half man sich aus. Allmählich verstummte das Sprachgewirr. Jeder war damit beschäftigt, sein rumorendes Innenleben zur Ruhe zu bringen. Knödel und Gulasch waren so recht dazu angetan. Dann ging die Arbeit weiter.

Kurz nach Mitternacht stolperte unser Hauptfeldwebel fluchend durch das nasse Gras. «Ich suche euch wie die Stecknadel im Heuhaufen.»

Was er sonst noch sagte, verstanden die anderen Genossen glücklicherweise nicht. Um so besser mundete uns aber die Erbsensuppe, die er aus seiner «Gulaschkanone» verteilte. Er mußte wohl auch seine Reserven tüchtig geplündert haben, denn Brot, Butter, Wurst und Käse fanden dankbare Abnehmer. Nur unter Tee schienen die sowjetischen Genossen etwas völlig anderes zu verstehen, denn sie lehnten höflich, aber hartnäckig ab.

Als der Morgen graute, zogen die Schweißer die letzte Naht. Dunkelrot glühten die erhitzten Panzerplatten. Wir hatten abwechselnd geschlafen und warteten nun darauf, aus unserem turmlosen «Dicken» wieder einen richtigen Panzer zu machen. Erste Wetten wurden abgeschlossen, wer uns nun wohl verpflegen würde. Eigentlich die Freunde. Doch kurze Zeit später dampften drei Feldküchen neben uns. Wir konnten wählen und entschieden uns für ukrainischen Borschtsch, in dem große Fleischbrocken schwammen.

So gestärkt ging uns die Arbeit leicht von der Hand. Gegen Mittag zeugten nur noch das Loch neben unserem Panzer und niedergetretenes Gras davon, daß hier gearbeitet worden war. So schnell wie sie aufgetaucht waren, so schnell verschwanden die Werkstattwagen auch wieder. Ein kräftiges Händeschütteln, Zettelchen mit Adressen, ein aufmunterndes Schulterklopfen – dann waren wir allein. Ein tschechoslowakischer Regulierer lotste uns nach vorn, unserer Einheit hinterher. Und während unser «Dicker» die letzten Kilometer unter die Ketten nahm, ließen wir die vergangenen Stunden noch einmal Revue passieren. Wir hatten hautnah erlebt, was Waffenbrüderschaft in der Praxis bedeutet.

«Strela» – Pfeile gegen Tiefflieger

Oberstleutnant Karl-Heinz Otto

«Strela» – der Pfeil – so lautet die Kurzbezeichnung für den kleinsten Fla-Raketenkomplex unserer Nationalen Volksarmee.

«Klein – aber oho!» schätzen die Fla-Raketenschützen ihre moderne Waffe ein. Ja, klein ist diese Fliegerabwehr-Rakete tatsächlich, die nur ein Quentchen über einen Meter mißt.

Und «oho»? Dieses Wörtchen drückt mehr als den Stolz der Soldaten aus und mehr als ihr Vertrauen zu ihrer «Strela». Mit diesem «oho» achten sie die sowjetischen Konstrukteure, schätzen sie die Präzision und Effektivität dieser militärtechnischen Spitzenleistung. Dabei wissen die Strela-Schützen ihr Waffensystem als eine der notwendigen und zugleich wirksamen Antworten auf die Aggressionsabsichten der NATO-Militärs einzuordnen.

Mit der Entwicklung der Fla-Raketentechnik verringerten sich die Erfolgschancen für Luftangriffsmittel zusehends. Wie sollte man die immer stabilere Luftabwehr der sozialistischen Staaten überwinden? Da glaubte man eine Lücke gefunden zu haben. Einige Meter über der Erde haben nämlich Funkmeßstationen erhebliche Schwierigkeiten, Luftziele zu orten. Also sollte das Funkmeßfeld in 10 bis 30 Meter Höhe unterflogen werden. Im Tiefflug wollten die NATO-Strategen unsere Luftabwehr überlisten und ihre todbringende Bombenlast unbemerkt ans Ziel bringen.

Doch die sowjetischen Konstrukteure hatten die Gefahr rechtzeitig erkannt und entwickelten einen Fla-Raketen-Komplex, der unabhängig von Funkmeßstationen arbeitet: «Strela» – der Pfeil.

Heute ist es seit langem kein Geheimnis mehr, daß die «Strela» die letzte Lücke im dichten «Raketenschirm» der Luftabwehr der sozialistischen Länder geschlossen hat.

Auch in unserer Volksarmee gehören diese kleinen, handlichen «Pfeile» zu den zuverlässigen Waffen gegen Tiefflieger.

Der Strela-Schütze – ein Einzelkämpfer

Ihren hohen Wert erhält die «Strela» durch ihre hervorragenden Gefechtseigenschaften gegen überraschend auftauchende Luftangriffsmittel. Der Fla-Raketen-Komplex ist tragbar, in wenigen Sekunden startbereit, einfach bedienbar, in schwierigem Gelände sowie von Fahrzeugen aus einsetzbar, verfügt über einen hohen Automatisierungsgrad und hohe Trefferwahrscheinlichkeit.

Diese bestechenden taktischen und technischen Eigenschaften erlauben es dem Fla-Raketenschützen, das Duell mit dem Luftgegner völlig auf sich gestellt erfolgreich zu bestehen: Der Strela-Schütze erfüllt seinen verantwortungsvollen Auftrag als Einzelkämpfer. Das kann auch nicht anders sein. In Sekundenschnelle tauchen Jagdbomber und Kampfhubschrauber über dem Gefechtsfeld auf. Also muß der Schütze in Sekundenschnelle die

Gefahr erkennen, das Luftziel zur Bekämpfung auswählen und sich zum Raketenstart entschließen. Dazu muß er das Ziel als Gegner identifizieren, den Fla-Raketenkomplex in Anschlag bringen, das Luftziel anvisieren und auffassen, den günstigsten Startmoment bestimmen und schließlich die Fla-Rakete starten.

Vielleicht erscheint es einfach: Anschlag – Visieren – Auffassen – Starten! Und tatsächlich haben die Konstrukteure alles Erdenkliche getan, um die «Strela» leicht bedienbar und treffsicher zu gestalten. Trotzdem ist viel Trainingsfleiß aufzubringen, bevor der Fla-Raketenschütze seine Waffe sicher beherrscht.

Dem Strela-Schützen über die Schulter geschaut

Eine Kompanie mot. Schützen hebt ein Grabensystem aus. Abseits der grabenden Soldaten haben die Strela-Schützen ihre Stellung bezogen. Sie haben keinen Spaten in der Hand. Dafür schultern sie ihren Fla-Raketenkomplex.

Den Hauptteil des Fla-Raketenkomplexes «Strela» bildet die Fla-Rakete, die in einem hermetisch verschlossenen Transport- und Startcontainer untergebracht ist.

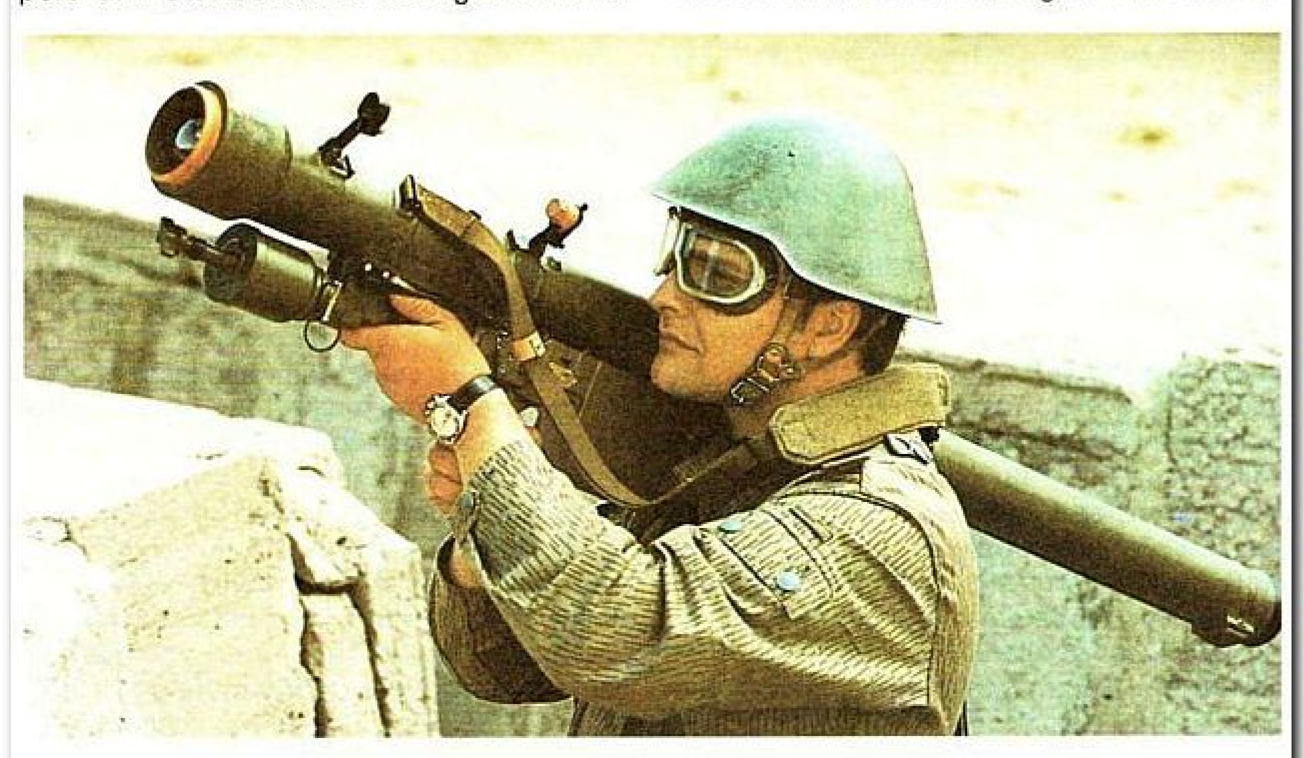
Die Rakete wird unmittelbar aus dem Container gestartet, weshalb dieser auch als Startrohr bezeichnet wird und mit der Visiereinrichtung versehen ist.

Während des Marsches trägt der Schütze das Startrohr auf dem Rücken. Doch in der Startstellung muß er schnell zur Abwehr eines Luftangriffs bereit sein. Deshalb nimmt er das Startrohr auf die Schulter und komplettiert es mit dem Startmechanismus und einer Außenstromquelle. Beide Teile führt er in einer Tragetasche am Koppel mit sich.

Während sich der Fla-Raketenschütze weiter zum Gefechtseinsatz vorbereitet – er klappt die Visiereinrichtung und den Vorhaltepfeil aus und entfernt die Verschlußkappen – beobachtet er intensiv und konzentriert den Luftraum.

Plötzlich erzittert die Luft. Motorenlärm eines tiefanfliegenden Kampfhubschraubers dringt in die Stellung.

«Fliegeralarm!» warnt der Strela-Schütze seine Einheit vor der drohenden Gefahr. Jetzt geht es um Sekunden. Er muß schneller sein als der Gegner. Mit einem Handgriff schaltet er die Außenstromquelle des Fla-Raketenkomplexes ein, die jetzt alle Systeme der Rakete mit der erforderlichen Elektroenergie versorgt. Mit einem weiteren Handgriff wird die Fla-





Rakete entsichert, und schon ist sie bereit, das Ziel aufzufassen. Ja, es ist kein Versprecher – die Fla-Rakete ist zum Auffassen bereit! Der Schütze leistet dazu lediglich die Vorarbeit. Er visiert das Luftziel grob über Kimme und Korn an, verleiht der Rakete mit Hilfe des Vorhaltepfeils den notwendigen Vorhaltewinkel, um die Zielgeschwindigkeit auszugleichen. Dann faßt der automatische Zielsuchkopf das Ziel auf. Von diesem Moment an arbeitet unsere kleine Rakete dank ihrem elektronischen «Gehirn» selbständig weiter. Hartnäckig und präzise verfolgt das automatische «Auge», das sich in der Spitze der Rakete befindet, den weiteren Flug des Zieles. Jetzt mag es sich wenden, wie es will, kein Manöver kann es zur Täuschung der Rakete unternehmen. Das Ziel kann der Rakete nicht mehr entkommen.

Der Schütze hat jetzt nur noch den günstigsten Startmoment zu bestimmen, und dann, wenn das Luftziel in die Startzone der Rakete eingeflogen ist, löst er den Abzug ...



Der Strela-Schütze erwartet mit seiner Waffe im Anschlag den «Luftgegner»

Ist das Ziel aufgefaßt, wird unverzüglich abgefeuert

Zur Objektverteidigung können mehrere Strela-Komplexe zu einem Gerät zusammengefaßt werden

Gefechtsschießen vom SPW aus

Doch diesmal bleibt die Rakete stumm, denn wir befinden uns in einer Ausbildungssituation.

Wie die «Strela» ihr Ziel findet

Schauen wir einem Fla-Raketenschützen beim Gefechtsschießen auf einem Schießplatz zu.

Nach einer gründlichen Ausbildung ist es so weit. Ein «scharfer» Start soll beweisen, ob das vorangegangene harte Training erfolgreich war.

Konzentriert beobachtet der Strela-Schütze den Luftraum. Dann zerreißt das Getöse einer rasch schneller werdenden Rakete, die als Ziel für die «Strela» dient und vom Geschoßwerfer «Katjuscha» gestartet wurde, die Stille.

Beinahe automatisiert laufen die Handlungen des Strela-Schützen ab: Anschlag – Visieren – Vorhalt – Start.

Diesmal wird das Raketentriebwerk gezündet, und mit donnerndem Lärm rast die Fla-Rakete dem Ziel hinterher.

Ob sie treffen wird? Vor dieser bangen Frage steht jeder Fla-Raketenschütze beim Gefechtsschießen, obwohl er von der Zuverlässigkeit seiner «Strela» überzeugt ist.

Doch jetzt hat er den Kopf wieder frei, denn seine Arbeit ist getan. Nach dem Start übernimmt die Elektronik der Rakete deren Lenkung bis ins Ziel.

Im Vorderteil des Raketenkörpers ist ein Selbstlenkkopf installiert. Dieser arbeitet nach dem Prinzip der passiven Zielverfolgung. Die Rakete verfügt somit über keine komplizierten Sendeeinrichtungen, sondern verarbeitet die Informationen, die vom Flugzeug ohnehin ausgehen. Diese können, je nach dem verwendeten Verfahren der passiven Zielsuche, Schall-, Wärme- oder auch elektromagnetische Wellen sein.

In jedem Fall fängt der Suchkopf die vom Flugkörper ausgehende Information auf und ermittelt die sich schnell verändernde Flugrichtung. Der Autopilot formt aus den Signalen des Suchkopfes die entsprechenden Lenkkommandos, die schließlich an die Rudermaschinen der Lenkreinrichtung gelangen und die erforderlichen Korrekturausschläge der Ruder bewirken. Nun kann sich das einmal von der Automatik der Rakete aufgefaßte Flugzeug drehen und wenden wie es will, kann beliebige Ausweichmanöver realisieren – die intelligente Elektronik der «Strela» bemerkt es und steuert sie sicher ins Ziel. Dort löst der Zünder die Detonation der Sprengladung aus.

Der Fla-Raketenschütze kann die Vernichtung des Luftziels melden.

Militärische Meisterschaft durch hartes Training am Simulator und im Gelände

Nun darf aber niemand glauben – na prima –, da braucht der Fla-Raketenschütze nur die «Strela» zu schultern, den Abzug zu drücken und dank der Elektronik auf den Treffer zu warten. Wer so denkt – der irrt gründlich.

Ohne Übung ist noch keiner Meister geworden. Das ist in der Schule so und auch in der Lehre. Wie sollte es da im Militärhandwerk anders sein?

Wollen die Fla-Raketensoldaten ihren Fla-Raketenkomplex beherrschen, müssen sie fleißig üben. Ihr Soldatenalltag heißt deshalb: Trainieren – trainieren und nochmals trainieren!

Für diese Aufgabe stehen ihnen klug ausgetüftelte elektronische Ausbildungsmittel zur Verfügung. Diese Simulatoren und Trainer ermöglichen es, das Gefecht mit dem Luftgegner unter komplizierten Bedingungen eines möglichen Krieges darzustellen (zu simulieren) und alle Gefechtstätigkeiten der «Strela» zu üben.

Dabei sind die Simulatoren auf die Lösung der Hauptaufgaben des Strela-Schützen ausgerichtet.

Wir haben bereits erfahren, daß er als Einzelkämpfer Luftziele blitzschnell erkennen und vernichten muß.

Schnelligkeit und Überraschung sind die Trümpfe der NATO-Piloten. Also muß der Strela-Schütze noch schneller und sehr aufmerksam sein. Deshalb trainiert er wö-



Ausbildung mit dem Feldtrainer. Die durch gelbe Farbe gekennzeichneten Lehrtrainingskomplexe sind per Kabel mit einem elektronischen Gerät verbunden, das alle Reaktionen der Fla-Raketenschützen registriert

chentlich am stationären Simulator und an den Feldtrainern.

In der stationären Simulationskabine übt er das schnelle Auffassen von Zielen anhand winziger Leuchtzeichen, die ein elektronisch programmierter Projektor an einem gekrümmten Plastschirm darstellt. Dieser Zielsimulator kann es dem Fla-Raketenschützen schon schwer machen. Die simulierten Ziele können aus allen Richtungen und mit unterschiedlichsten Geschwindigkeiten anfliegen. Dabei sind Manöver möglich, wie sie der Gegner ausführen wird, um sich dem Feuer der Fla-Raketen zu entziehen.

Hunderte von Starts muß der Fla-Raketenschütze am Simulator absolvieren, um seine erforderlichen Fertigkeiten stabil zu halten und seine Aufgaben erfolgreich erfüllen zu können.

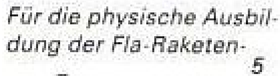
Doch die Strela-Schützen trainieren nicht nur in der Klasse. Für die Ausbildung im Gelände steht ihnen ein Feldtrainer zur Verfügung. Damit ist es möglich, real fliegende Ziele aufzufassen und die Trainingsergebnisse exakt zu bewerten. Ein Trainingskomplex besteht aus einem Kontrollgerät und drei Fla-Raketenkomplexen. Die Fla-Raketenkomplexe sind den Gefechtskomplexen genau nachgestaltet. Ihnen fehlt selbstredend der Gefechtsteil und das Raketentriebwerk. So verlassen sie nie ihren Startcontainer. Dafür ist der Komplex mit einem unbestechlichen Kontrollgerät verbunden, das die wesentlichen Handlun-

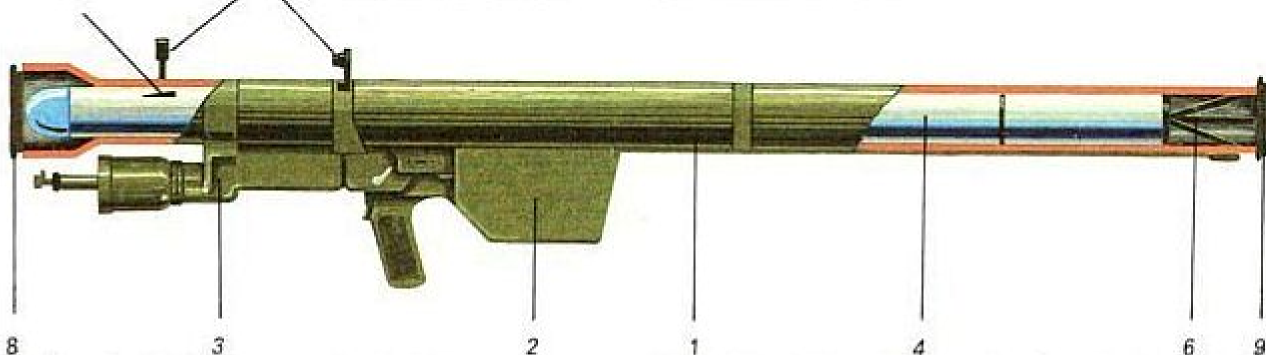


Für die physische Ausbildung der Fla-Raketenschützen gibt es ein Exerziermodell, das jegliche Belastungen verträgt



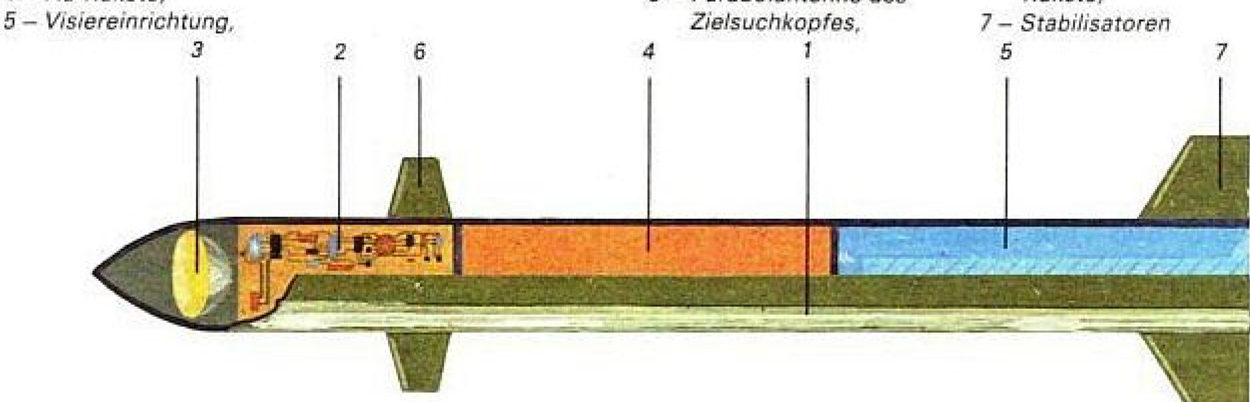
Die Schutzmaske erfordert vom Schützen eine ganz besondere Konzentration bei der Luftraumbeobachtung





Aufbau des Fla-Raketenkomplexes «Strela»:
1 – Transport- und Startcontainer,
2 – Startmechanismus,
3 – Außenstromquelle,
4 – Fla-Rakete,
5 – Visiereinrichtung,
6 – Stabilisatoren,
7 – Ruder,
8/9 – vordere und hintere Abdeckung

Prinzipieller Aufbau der Fla-Rakete:
1 – Raketenkörper,
2 – Zielsuch- und Lenkeinrichtung mit Autopiloten,
3 – Parabolantenne des Zielsuchkopfes,
4 – Sprengladung mit Zündeinrichtung,
5 – Raketentriebwerk (Feststofftriebwerk),
6 – Ruder zur Korrektur der Flugbahn der Fla-Rakete,
7 – Stabilisatoren



Gefechtskomplex

Lehrtrainingskomplex (funktionsfähig)

Exerzierkomplex (Gewichtsmodell)

Varianten des Fla-Raketenkomplexes «Strela»:



Fahrbarer Strela-Komplex auf schwimmfähigem SPW

gen der Schützen registriert. So kann der Ausbilder den jeweils erreichten Ausbildungsstand korrekt einschätzen.

Dank dem Ausbildungsfleiß der Fla-Raketenschützen unserer Nationalen Volksarmee sind die «Strela» in guten Händen, helfen sie, unseren Himmel «sauber» zu halten.

Die Uniformen der NVA

Dr. Klaus-Ullrich Keubke

Die Uniform ist ein entscheidendes Merkmal, in dem sich die Angehörigen der Streitkräfte des Landes optisch der Gesellschaft präsentieren. Auch durch die Uniform der NVA wird sich die Bevölkerung der Existenz sozialistischer Streitkräfte in der DDR bewußt; fast jeder junge Mann und heute zunehmend manche junge Frau trägt sie während des Wehrdienstes als ständige Bekleidung. Viele Jugendliche stellen deshalb die Frage nach Herkunft und Sinn der Uniform. Einem außenstehenden Betrachter wird kaum bewußt, daß die Uniformierung der NVA bei aller Stabilität in gewissen Grundelementen doch einer erheblichen Entwicklung unterworfen war. Im Wandel der Uniformen spiegelt sich mancher Wesenszug und manche Veränderung in unserer NVA, die ja in beinahe drei Jahrzehnten nach ihrer Gründung selbst schon Gegenstand historischen Interesses ist, wider. Sogar Kostümbildner bei Film und Fernsehen sowie die sich durch Perfektion und Akribie auszeichnenden Spezialisten für historische Zinnfiguren kommen heute ohne präzise Information über die Wandlung und Vervollkommnung der Uniformierung der NVA bis ins Detail nicht mehr aus.

Ein kurzer Überblick über die Uniformen der NVA hat von den Voraussetzungen und Bedürfnissen auszugehen, die 1956 bei der Schaffung der NVA für deren Bekleidung bestanden. Es wurde für die Soldaten zur Erfüllung ihrer Aufgaben und für das Auftreten in der Öffentlichkeit eine Uniform benötigt, die möglichst einheitlich – uniform – war und ihre Träger gleichzeitig von anderen Uniformträgern hinreichend unterschied, sowohl von den zivilen (z. B. von Eisenbahnern) als auch von anderen bewaffneten Organen. Dadurch fiel beispielsweise das Grün der Volkspolizei als Uniformfarbe für die NVA aus. Seit Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts war international der Trend zu verzeichnen – die Ablösung des «bunten Rockes» durch eine unauffällige Uniform, die das Erkennen des Soldaten auf dem Gefechtsfeld erschwerte. In den deutschen Armeen war seit dieser Zeit eine feldgraue Tönung üblich. In Anlehnung daran wählte man für die NVA die Uniformfarbe Steingrau. Auch andere Elemente, wie der charakteristische Uniformschnitt, die Waffenfarben, die festen Marschstiefel mit halbhohen Schäften, die Form der Schulterstücke und -klappen, wurden 1956 für die Uniform der NVA festgelegt.

Auch darin zeigte sich ein wesentlicher Unterschied zur Bundeswehr der BRD, deren Schöpfer einen an die USA-Armee angelehnten Uniformstil wählten. Damit wollten sie ihrem Verbündeten hofieren und gleichzeitig die Wesensverwandtschaft mit den Zielen der NATO dokumentieren.

Bei der Begründung der Gesetzesvorlage zur Schaffung der NVA vor der Volkskammer der DDR am 18. Januar 1956 unterstrich der Minister für Nationale Verteidigung der DDR, Generaloberst W. Stoph, daß «unsere Nationale Volksarmee Unifor-

men tragen (wird), die den nationalen Traditionen unseres Volkes entsprechen ... und als Ausdruck der entschlossenen Verteidigungsbereitschaft unserer demokratischen Errungenschaften einen wirklichen patriotischen Sinn erhalten». Am selben Tage bestätigte die oberste Volksvertretung der DDR die von der Regierung beschlossenen Uniformen der NVA. Demzufolge erhielten die Angehörigen der NVA als Hauptuniformarten die Drillich-, Dienst-, Parade- und Ausgangsuniform (Tabelle 1). Weibliche Angehörige aller Teilstreitkräfte bekamen eine Dienst- und Ausgangsuniform im Kostümschnitt entsprechend der damaligen Mode. Die Uniformarten unterteilten sich jeweils in Sommer- und Winterbekleidung. Die Tragzeit für die Sommeruniformen begann in der Regel für die Land- und Luftstreitkräfte am 1. April – für die Seestreitkräfte am 1. Mai – und endete am 30. September für alle Teilstreitkräfte. In den Teilstreitkräften bzw. Waffengattungen, Spezialtruppen und Diensten der Landstreitkräfte werden festgelegte charakteristische Waffenfarben an der Uniform geführt (Tabelle 2).

Bei den Seestreitkräften erhielten die Matrosen und Maate anstelle der Drillichuniform einen blauen bzw. weißen Bordanzug. Während die Offiziere der Land- und Luftstreitkräfte keine Drillichuniform trugen, verfügten die Meister und Offiziere der Seestreitkräfte für bestimmte Tätigkeiten an Bord und in der Ausbildung ebenfalls über den Bordanzug als Uniformart (Tafel 2). Boots- und Schiffsbesatzungen erhielten außerdem das Recht, während des Borddienstes folgende Bekleidungsstücke anzulegen: den Ledermantel oder eine lange Lederjacke; die kurze Lederjacke und eine Lederhose für das Maschinen- und Sperrpersonal beim Dienst an der Maschine und am Sperrgerät; Ölzeug für das Oberdeckpersonal sowie für diesen Personenkreis auch Pelzmütze, Watteanzug, Pelzmantel oder Wachmantel und Filzstiefel je nach Witterung. Unter Berücksichtigung strengster Sparsamkeit ordnete der Chef der Seestreitkräfte bereits am

Tabelle 1
Uniformen der NVA 1956/1957

Uniformart	Träger	Anlaß
Drillichuniform	Soldaten, Unteroffiziere	Arbeitsdienst, Waffen- und Revierreinigen, Ausbildung im Gelände und im Objekt
Bordanzug (entspricht dem Drillich)	Matrosen, Maate, Meister, Offiziere	wie vorher, aber Meister und Offiziere nur zum täglichen Dienst an Bord, beim Exerzieren und bei der Schießausbildung
Dienstuniform[1]	alle Dienstgrade, auch weibliche Armeeangehörige	Wach- und 24-Stunden-Dienst, täglicher Dienst, Meldungen beim Vorgesetzten, Felddienst, Marschanzug bei Versetzungen und Kommandierungen
aber: Dienstuniform I	Generale	Felddienst, Truppenbesichtigungen
Dienstuniform II[2]	Generale	Stabsdienst
Paradeuniform	alle Dienstgrade	Paraden, Staatsfeiertage, Staatsakte, Empfänge, besondere Anlässe wie Ehrenkompanien, Trauerparaden usw.
Ausgangsuniform	alle Dienstgrade, auch weibliche Armeeangehörige	Ausgang, Urlaub, Kulturveranstaltungen

Anmerkungen:
1 Admirale, Offiziere der Küstenartillerie und Flakartillerie, Kommandeure und Ausbildungsoffiziere in Ausbildungs- und Wacheinheiten der Seestreitkräfte trugen bei Übungen, Besichtigungen von Landeinheiten usw. auch Stiefelhose und Stiefel
2 Vorläufer der dann für alle Offiziere zu tragenden Stabsdienstuniform

Tafel 1
Uniformen der Land- und Luftstreitkräfte 1956/1957

1 Flugzeugführer (Offizier), Luftstreitkräfte, Sonderbekleidung, Sommer
2 Kanonier, Artillerie, Drillichuniform (geschlossen)
3 Oberfeldwebel (Dienststellung: Hauptfeldwebel), Infanterie, Dienstuniform
4 Leutnant (weiblich), Nachrichtentruppen, Ausgangsuniform
5 Major, Luftstreitkräfte, Paradeuniform
6 Generalmajor, Luftstreitkräfte, Dienstuniform I
7 Generalleutnant, Landstreitkräfte, Paradeuniform



2



3



4 5



6 7



1

7. Juni 1957 an, Lederbekleidung als Schutzbekleidung nur noch an das gesamte Personal von Torpedoschnellbooten und an das Maschinenpersonal der Hochdruck-Heißdampfmaschinen auszugeben. Matrosen und Maate des Maschinenpersonals anderer Schiffe und Boote bekamen zusätzlich zur bisherigen Ausstattung einen weiteren blauen Bordanzug, so daß sie während der Bordzeit über drei derartige Uniformen verfügten. Nur die Kommandanten und Flottillenchefs behielten Ledermantel und -jacke.

Weitere Sonderbekleidung trugen in allen Teilstreitkräften Kraft- und Kradfahrer, Panzerbesatzungen, Werkstattpersonal, Posten und Sanitätsdienste sowie insbesondere das fliegende Personal der Luftstreitkräfte (Tafel 1).

Im Gründungsjahr der NVA war es natürlich nicht gleich möglich, alle Armeeangehörigen vollständig mit den vorgesehenen



Tafel 2
Uniformen der Seestreitkräfte 1956/1957

1 Matrose, Bordanzug (weiß)
2 Maat, Dienstuniform, Winter
3 Meister, Paradeuniform
4 Leutnant, Dienstuniform (weiß)
5 Konteradmiral, Ausgangsuniform

Uniformarten zu versorgen. Die ökonomische Lage und die kurze Zeitspanne von der Gesetzgebung bis zur Aufstellung der NVA machten es erforderlich, die Uniformierung etappenweise durchzuführen. Deshalb legte der Minister für Nationale Verteidigung in seinem ersten Befehl zur „Bildung der Nationalen Volksarmee, des Ministeriums für Nationale Verteidigung und Einführung der Uniformen der Nationalen Volksarmee" vom 10. Februar 1956 fest, die NVA-Angehörigen entsprechend dem Zeitplan der Aufstellung der Einheiten so einzukleiden, „daß zunächst alle Angehörigen der neu aufzustellenden Dienststellen mit je einer Uniform (Ausgehuniform) ausgestattet werden".

Von Anfang an war natürlich die militärische Ausbildung durchzuführen. Wie es seit langem bei ähnlichen Situationen in vielen Ländern üblich ist, griff auch die Führung der NVA auf derzeit vorhandene Uniformbestände anderer bewaffneter Organe zurück. Der Minister für Nationale Verteidigung wies deshalb an, im täglichen Dienst verfügbare Uniformen aus dem Bestand der Kasernierten Volkspolizei (die KVP war am 1. Dezember 1956 endgültig aufgelöst worden) aufzutragen.

Im militärischen Leben spielen Dienstgrade, die die Ranghöhe kennzeichnen, eine wichtige Rolle. Mit dem Beschluß des Ministerrates der DDR vom 18. Januar 1956 über die Einführung der Uniform, der Dienstgradbezeichnungen und Dienstgradabzeichen wurden sie für die NVA festgelegt (Tabelle 3). Diese Dienstgradabzeichen lehnten sich an die bisher gebräuchliche deutsche Form an. Es gab jedoch einige Modifizierungen. Um das Zusammenwirken in der sozialistischen Militärkoalition zu erleichtern, ging die NVA dazu über, auch die Soldaten- und Matrosendienstgrade auf den Schulterklappen sichtbar zu machen. Für die Offiziersdienstgrade verwendete man die in den Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages übliche Anzahl von Sternen zur Darstellung der Dienstgrade auf den Schulterstücken (Tafel 3); der Dienstgrad Unterleutnant wurde u. a. eingeführt. In den Seestreitkräften kamen zusätzlich zu den Schulterklappen und -stücken bei allen Dienstgradgruppen Ärmelabzeichen bzw. -streifen hinzu. Dienstgrade in allen Teilstreitkräften ab Unteroffizier aufwärts befestigten an der Sonderbekleidung sowie auch an den Trainingsanzügen Dienstgradabzeichen in Form eines Systems von silbergrauen und goldenen Tressen unterschiedlicher Stärke (Tafel 4).

Aus der militärtechnischen Entwicklung erwuchs auch die Forderung nach immer höherer Qualifikation und Spezialisierung der Armeeangehörigen. Im äußeren Bild der NVA zeigte sich das in Dienstlaufbahn- und Qualifizierungskennzeichnungen. Ab 15. Dezember 1957 begann dementsprechend eine Differenzierung (Tafel 3). Danach waren vor allem Soldaten, Flieger, Matrosen, Unteroffiziere, Maate bzw. Meister, die über eine abgeschlossene Spezialausbildung verfügten und in dieser Richtung eingesetzt wurden, berechtigt, Dienstlaufbahnabzeichen zu führen. So

Tabelle 2
Waffenfarben der NVA 1956/1957

Teilstreitkräfte/Waffengattungen, Spezialtruppen und Dienste	Waffenfarben
Landstreitkräfte	
Mot. Schützen- und Aufklärungstruppenteile	weiß
Artillerie- und Truppen der Luftverteidigung[1]	ziegelrot
Panzertruppenteile	rosa
Truppenteile der Pioniere, der chemischen Truppen, der Kfz-Truppen des Eisenbahndienstes sowie der entsprechenden technischen Dienste	schwarz
Nachrichtentruppenteile und Funkortungseinheiten	gelb
Rückwärtige Dienste, Justiz, Bauwesen, Finanzwesen u. a. administrative Dienste	grün
Generale[2]	hochrot
Luftstreitkräfte	hellblau
Seestreitkräfte	kornblumenblau[3]

Anmerkungen:
1 Für die Truppen der Luftverteidigung wurde Hellgrau erst ab 1962 als Waffenfarbe bestimmend (Militärarchiv der DDR, VA-01/12072), die DV-10/5, 1961, weist diese Waffenfarbe bereits aus
2 Für Generale der Luftverteidigung nennt erst die DV 010/0/005, 1972, als Waffenfarbe Hellblau, zuvor galt für sie auch das Hochrot der Generale der Landstreitkräfte
3 Erst die DV-10/5, 1965, bezeichnet diese Waffenfarbe als dunkelblau

Tabelle 3
Dienstgradbezeichnungen der NVA 1956/1957

Landstreitkräfte	Luftstreitkräfte	Seestreitkräfte
Soldat: Schütze für Infanterie, Aufklärung, rückwärtige Dienste, topographische Dienste und Stäbe Kanonier für Artillerie, Granatwerfer ab 120 mm, Flak-Artillerie, Panzerjäger, Artillerie-Aufklärung Funker für Nachrichten, Funkaufklärung, Funkmeßdienst Panzerschütze für Panzer und SFL Pionier für Pioniere, Eisenbahnpioniere, Straßenbau Kraftfahrer für Kfz-Dienste[1]	Flieger[1]	Matrose
Gefreiter	Gefreiter	Obermatrose
Stabsgefreiter	Stabsgefreiter	Stabsmatrose
Unteroffizier	Unteroffizier	Maat
Feldwebel/ Wachtmeister für Artillerie usw., wie bei Kanonier	Feldwebel	Meister
Oberfeldwebel/ Oberwachtmeister, wie vorher[2]	Oberfeldwebel	Obermeister[2]
Unterleutnant	Unterleutnant	Unterleutnant
Leutnant	Leutnant	Leutnant
Oberleutnant	Oberleutnant	Oberleutnant[3]
Hauptmann	Hauptmann	Kapitänleutnant
Major	Major	Korvettenkapitän
Oberstleutnant	Oberstleutnant	Fregattenkapitän
Oberst	Oberst	Kapitän zur See
Generalmajor	Generalmajor	Konteradmiral
Generalleutnant	Generalleutnant	Vizeadmiral
Generaloberst	Generaloberst	Admiral
Armeegeneral		

Anmerkungen:
1 Die verschiedenen Bezeichnungen für «Soldat» entfielen Ende 1970
2 1962 wurden die Dienstgrade Unterfeldwebel und Stabsfeldwebel bzw. Unterwachtmeister und Stabswachtmeiser sowie Stabsobermeister bestätigt; Ende 1970 entfielen auch die Wachtmeisterbezeichnungen
3 Die Seeoffiziere der drei Leutnantsdienstgrade der Seestreitkräfte führten zusätzlich zum Dienstgrad die Bezeichnung «zur See»

legten in den Landstreitkräften Soldaten und Unteroffiziere derartige Abzeichen an, die in mot. Schützentruppenteilen ihren Dienst als Kraftfahrer versahen. In den Luft- und Seestreitkräften trugen schon damals Offiziere Dienstlaufbahnabzeichen. An Offiziere der Luftstreitkräfte wurden diese Abzeichen entsprechend der erreichten Qualifikation in den Stufen Bronze, Silber und Gold verliehen. Sie können somit als Vorläufer der späteren Klassifizierungsabzeichen gelten. In allen Teilstreitkräften gab es Dienstlaufbahnabzeichen für Offiziere des Sanitäts- und des Musikdienstes. Bedingt durch den hohen Grad an Spezialisierung bei den Seestreitkräften, weil auch international traditionsgemäß stark ausgeprägt, war das System der Dienstlaufbahnabzeichen in dieser Teilstreitkraft von Beginn an sehr vielfältig. Hinzu kam noch eine große Anzahl von Abzeichen für Sonderausbildung der Matrosen und Maate.

Außerdem kennzeichneten ein spitzer Winkel Soldaten und Matrosen mit mehr als dreijähriger und ein doppelter Winkel Armeeangehörige mit mehr als fünfjähriger Dienstzeit sowie ein Ärmelstreifen an beiden Unterärmeln der Uniformröcke und -mäntel die Hauptfeldwebel.

Die fortschreitende Entwicklung auf wissenschaftlich-technischem Gebiet mit ihrer Ausstrahlung auf das Militärwesen wirkte sich auch auf die Uniformierung der NVA aus. Bei der Weiterentwicklung der Uniformen der NVA ließ sich die Armeeführung vor allem von den Erfordernissen des Gefechts leiten. Sie berücksichtigte von Beginn der Existenz der NVA an jene Erfahrungen aus der Militärgeschichte, die eine spezielle Uniform für die Kämpfer verlangten. Charakteristisch war dafür die Einführung von Kampfanzügen, die bei der Ausbildung, bei Übungen und im Gefechtseinsatz getragen wurden und den Bedingungen des modernen Krieges weitgehend angepaßt waren. Dieser Kampfanzug hatte sich bewährt und die äußere Erscheinung der Soldaten noch stärker verändert. Es war eine neue Uniformart entstanden, die ganz ohne äußeren Schmuck, vollständig auf die Erfüllung der Kampffunktionen der Soldaten abgestimmt war. Zum Kampfan-


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
10
11
12
16
17
18
12
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42

Tafel 3
Dienstgrad- und Dienstlaufbahnabzeichen sowie Effekten der NVA 50er Jahre (Auswahl)

1 Gefreiter, Artillerie
2 Unteroffizier, rückwärtige Dienste
3 Feldwebel, Musiker
4 Leutnant, Luftstreitkräfte, medizinischer Dienst
5 Major, Nachrichten
6 Generalleutnant, Landstreitkräfte
7 Matrose
8 Obermaat
9 Obermeister, Technische Laufbahn
10 Kapitänleutnant (Schulterstück und Ärmeltressen)
11 Kapitän zur See (Schulterstück und Ärmeltressen)
12 Konteradmiral (Schulterstück und Ärmeltressen sowie Seestern für Admirale)
13 Unteroffiziersschüler, Panzer
14 Offiziersschüler, Seestreitkräfte, 4. Lehrjahr

Kragenspiegel, Luftstreitkräfte

15 Soldaten und Unteroffiziere
16 Unterleutnant bis Hauptmann
17 Major bis Oberst
18 Generale

Trageweisen

19 Winkel für mehr als dreijährige Dienstzeit
20 Winkel für mehr als fünfjährige Dienstzeit und Ärmelstreifen für Hauptfeldwebel
21 Dienstgradabzeichen für Sonder- und Spezialbekleidung
22 Dienstlaufbahnabzeichen der Landstreitkräfte, hier Feuerwerker
23 Dienstlaufbahnabzeichen und Abzeichen für Sonderausbildung der Matrosen und Maate, hier seemännische Laufbahn und Funk
24 Dienstgrad- und Dienstlaufbahnabzeichen, Unterleutnant bis Kapitän zu See, hier Oberleutnant, Küstendienstlaufbahn

Dienstlaufbahnabzeichen

25 Truppen-Nachrichten, Landstreitkräfte
26 Aufklärer, Landstreitkräfte
27 Kraftfahrer und Traktoristen, Land- und Luftstreitkräfte
28 Funkortung, Luftverteidigung
29 Fallschirmdienst, Soldaten und Unteroffiziere, Luftstreitkräfte
30 Flugschüler, Offiziersschüler, Luftstreitkräfte
31 Matrosen, seemännische Laufbahn
32 Matrosen, technische Laufbahn
33 Obermaat, seemännische Laufbahn
34 Offiziersschüler, 1. Lehrjahr, Verwaltungs-Offizierslaufbahn
35 Offiziere, seemännische Laufbahn
36 Offiziere, Küstendienstlaufbahn

Abzeichen für Sonderausbildung der Matrosen und Maate

37 Torpedo
38 Signal
39 Mot.-Technik
40 Fernmelder
41 Artillerie
42 Pionier

Tafel 4.
Felddienstuniformen sowie Dienstgradabzeichen für Sonder- und Spezialbekleidung (Auswahl)



1 Felddienstuniform, Soldat, Infanterie
2 Felddienstuniform, Leutnant, Infanterie
3 Unteroffizier
4 Oberfeldwebel
5 Unterleutnant
6 Hauptmann
7 Major
8 Oberst
9 Generalmajor
10 Armeegeneral

zug gehörte der Stahlhelm, der sich schon im ersten Weltkrieg als unverzichtbar erwiesen hatte.

Die NVA wurde von 1957 an mit dem Stahlhelm Modell 1956 ausgerüstet. Zuvor verwandte man vereinzelt den Helm der sowjetischen Waffenbrüder. Da besonders an den Knickstellen des früheren deutschen Stahlhelms während des zweiten Weltkrieges infolge von Durchschlägen Kopfverletzungen aufgetreten waren, wählten die Verantwortlichen der NVA für den Stahlhelm eine überschräge Form, die Geschosse und Splitter im wesentlichen abgleiten läßt.

Um auch in der NVA eine spezielle Bekleidung und Ausrüstung für die Ausbildung im Gelände und für das Gefecht einzuführen, erprobte man ab 1957 einen Kampfanzug und auch ein Sturmgepäck anstelle des bisher verwandten Rucksacks und Brotbeutels. Danach wurden lt. Befehl des Ministers für Nationale Verteidigung der DDR vom 26. Juni 1959 die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere der Landstreitkräfte (außer den Panzerbesatzungen) und die Luftverteidigungstruppen schrittweise bis 1960 mit dieser Felddienstuniform und dem Sturmgepäck ausgestattet (Tafel 4). Zum selben Zeitpunkt versah man die Dienstuniform aller Angehörigen der Land- und Luftstreitkräfte sowie der Luftverteidigung mit dunklen Effekten und Knöpfen. Die Drillichuniform trugen die Soldaten und Unteroffiziere nunmehr zu Arbeitsdiensten.

In der Uniformierung schlugen sich auch grundsätzliche politische Entscheidungen nieder. So verlieh der Minister für Nationale Verteidigung der DDR, Generaloberst H. Hoffmann, am 3. November 1960 den Seestreitkräften der NVA auf Beschluß des Nationalen Verteidigungsrates der DDR vom 19. Oktober des Jahres anläßlich des 42. Jahrestages des Aufstandes der Kieler Matrosen den ehrenvollen und verpflichtenden Namen «Volksmarine». Zum Zeitpunkt der Namensverleihung wechselten die Matrosen und Maate der Teilstreitkraft ihre Mützenbänder, sie führten nunmehr solche mit der Aufschrift «Volksmarine».

In der «Vorläufigen Bekleidungsordnung der Nationalen Volksarmee» von 1957 war bereits festgelegt: «Die Uniform der Nationalen Volksarmee ist das Ehrenkleid aller Angehörigen der Nationalen Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik. Jeder Angehörige der bewaffneten Kräfte der Deutschen Demokratischen Republik ist verpflichtet, die Ehre und Würde der Uniform zu wahren.»

Diesen Auftrag erfüllten schon die ersten Soldatengenerationen mit Leben. Das Ehrenkleid der NVA wurde sehr rasch zu einem selbstverständlichen Anblick. Bei Übungen, Paraden und militärischen Zeremoniellen brachte die Bevölkerung der DDR, wenn sie ihre enge Verbundenheit zu ihren Soldaten bekundete, auch ihre Sympathie mit der tief in der deutschen Militärgeschichte verwurzelten und schließlich erstmals von einer wahrhaften Volksarmee getragenen Uniform zum Ausdruck.

Wo man gern den Sieg teilt

Oberstleutnant Ernst Gebauer

«Siehst du, Leonid Fjodorowitsch, sie gönnen keinem allein den Sieg!» Eigentlich hätte Bedauern, sogar Ärger im Ton liegen müssen, mit dem Oberstleutnant Walter Holland diese Worte sagte. Daß sie fast fröhlich von seinen Lippen kamen, verblüffte mich. Kannte ich doch Walter Hollands gesunden Ehrgeiz. Immer wollte er seine Soldaten vorn sehen. Über Jahre hinweg hatte er sie zu Erfolgen geführt, ohne ihnen die Arbeit dafür zu ersparen. Solche Kommandeure mögen die Soldaten. Sie lieben sie sogar auf ihre Art.

Gardemajor Leonid Fjodorowitsch Swetelski lernte ich erst an diesem Morgen kennen. Etwas jünger als Walter, doch in gleicher Position. Auch er ist Kommandeur eines Aufklärungsbataillons, und er schien mir auch fast vom gleichen soldatischen Charakter. Jedenfalls meinte ich es daran zu erkennen, wie er mit seinen Soldaten umging. Korrekt und fordernd. Daß Leonid und Walter Freunde waren, sah man auf den ersten Blick. Was sie nicht daran hinderte, auf den Sieg der eigenen Mannschaft zu hoffen. Leonids Soldaten hatten bei dem Leistungsvergleich Heimvorteil. Was aber wäre Walters Erziehung wert gewesen, hätten seine Jungen vor diesem Risiko kapituliert?

Doch nun konnte keiner der in Soldatendingen so erfahrenen Kommandeure den Erfolg für sich und seine Truppe allein verbuchen.

Zuerst hörte ich, sogar die «Alten» im Truppenteil können sich an keine Zeit erinnern, wo man nicht mit den «Swetelskis» – sie hießen natürlich auch mal anders, Kommandeure und auch ihre Soldaten dienen nicht ewig in derselben Funktion – zusammengekommen sei. Major Paruschke ist so ein «alter» Genosse. Begonnen hat er bei den «Hollands» vor knapp zehn Jahren als Politarbeiter. Schon damals, sagte er, habe er eine gemeinsame Politschulung zu organisieren gehabt. «Meine erste», erzählte lächelnd der jetzige Stellvertreter des Kommandeurs für politische Arbeit im Truppenteil: «Wie sollte ich mit den vielen Sprachen zurechtkommen? Da sprach man doch nicht nur Russisch und Deutsch. Wie man mir sagte, sollten auch Letten, Usbeken, Georgier und Tataren teilnehmen. Trotzdem zog ich los. Ausgemacht war, ich bringe zehn Genossen mit, und zehn Genossen werden vom sowjetischen Truppenteil daran teilnehmen. Zwei Dolmetscher wollten die Freunde stellen. Welches Thema? Was würde beide Seiten gleichermaßen interessieren? Woran habe ich nicht alles während der Vorbereitung gedacht. Bis ich mir sagte: Sollen doch die Soldaten über ihre Probleme sprechen. Einfach über ihr Soldatsein. Warum sie es sind. Meinetwegen können sie auch über das, was ihnen lieb und teuer ist, reden.

Meine Genossen forderte ich auf, recht viele Fotos mitzunehmen, über die NVA und über die DDR. Wie ich dann später feststellte, hatten fast alle auch Fotos von ihren Frauen und Mädchen eingesteckt.

Als ich meine Eröffnungsworte sprach,

die ins Russische und Georgische übersetzt wurden, tat ich das recht zaghaft. War ich doch vom Gelingen unseres Vorhabens noch immer nicht überzeugt. Zu unterschiedlich sahen sie mir aus, die da vor mir saßen.

Was meinen Sie, was danach passierte? Auftragsgemäß meldete sich unser Gefreiter Kühnlenz zu Wort. FDJ-Funktionär. Wie abgesprochen, erzählte er über die Freie Deutsche Jugend. Allgemein und über ihre besondere Funktion in den Streitkräften. Der war noch gar nicht mal am Ende, da fragten schon die sowjetischen Soldaten. Das riß nicht ab. Worum es damals im einzelnen ging, kann ich nicht mehr sagen. Genau weiß ich noch, nur sechs von meinen zehn Genossen gelang es, die vorbereiteten Vorträge zu halten. So sehr kamen wir miteinander ins Gespräch. Die zwei Stunden waren schnell vergangen. Die andere Sache vergesse ich nicht. Wir hatten ab sofort im Truppenteil keine Probleme mehr mit den Zieloptiken auf den Schützenpanzerwagen. Einer unserer Richtschützen hatte die Freunde befragt. Die sowjetischen Genossen kamen darauf, daß es bei uns vielleicht nur an unsachgemäßer Behandlung der Dichtungsringe liegen könne. So war es auch.

Diese Begegnungen finden immer noch regelmäßig statt. Wir sprechen vorher die Themen ab, lassen aber den Soldaten Zeit, Probleme, die sie bewegen, dabei zu diskutieren. Mal ist diese Schulung bei uns, mal dort. Mir hilft das sehr in der politischen Arbeit. Vor allem stellen unsere Soldaten fest, daß die sowjetischen Genossen keine anderen gesellschaftlichen und politischen Ideale haben als sie selbst!»

Auf ziemlich nachhaltige Weise begegneten die Oberfeldwebel und Gruppenführer Bohne und Wilfer den «Swetelskis». Wenige Tage nach ihrer Versetzung zu den «Hollands» schickte man sie zu ihnen.

«Das dauert zwei Stunden, zu Mittag seid ihr zurück!» Jetzt stehen sie am Schluß des angetretenen Aufklärungstrupps von Gardeoberleutnant Wassiljewitsch. Das kann heiter werden, denken die Oberfeldwebel. Zwar ergibt das wenige, das sie verstehen, für sie kaum einen Sinn. Doch eine Ahnung verdichtet sich immer mehr, als sie zuhören, wie ein Major vom sowjetischen Truppenteil den Ausbildungsbefehl für den Trupp verliest: Das ist nicht in zwei Stunden abgetan!

Gardeoberleutnant Wassiljewitsch arbeitet die Gefechtsaufgabe in seine Karte ein. Sein Trupp wird ins «gegnerische» Hinterland «eingeflogen», soll dort einen Sektor aufklären, die Startrampen einer angenommenen Raketenbatterie aufspüren, ihre Koordinaten ermitteln, und – wenn möglich – sie vernichten. Dazu hat man ihm einen Sergeanten, einen Funker und sechs Aufklärer gegeben. Eigentlich nur vier. Weiß er, ob die beiden NVA-Unteroffiziere sich als solche bewähren? Ach was, denkt er, zeigen wir ihnen, was wir können, und sehen wir, was die bringen. Er zeichnet weiter in seiner Karte. Beruhigt dadurch, daß er vier seiner besten Soldaten dabei hat.

«Eingeflogen» werden sie per LKW. Der Major selbst hat ihn so dicht verschlossen, daß während der Fahrt die «Fluggäste» keine Orientierung nach draußen haben. Dazu ist ihnen, als führe der Fahrer sie noch absichtlich im Kreis herum. Sie «landen» schließlich auf der Nordseite eines Gebirges. Hier liegt noch Schnee. Naß ist er und pappig. Nun erst sieht sich Wassiljewitsch für einen Moment die beiden Oberfeldwebel an. Kräftig sind sie. Seine Kopfbewegung deuten die richtig, eilen mit seinen Soldaten zum Waldrand hinauf, tief in den Altschnee einsinkend.

Schwer atmend liegen sie im Unterholz. Der Gardeoberleutnant und der Sergeant beugen sich über die Karte. Reinhard Bohne beobachtet, wie sorgsam die beiden arbeiten. Dann rufen sie ihn und Wilfer

---

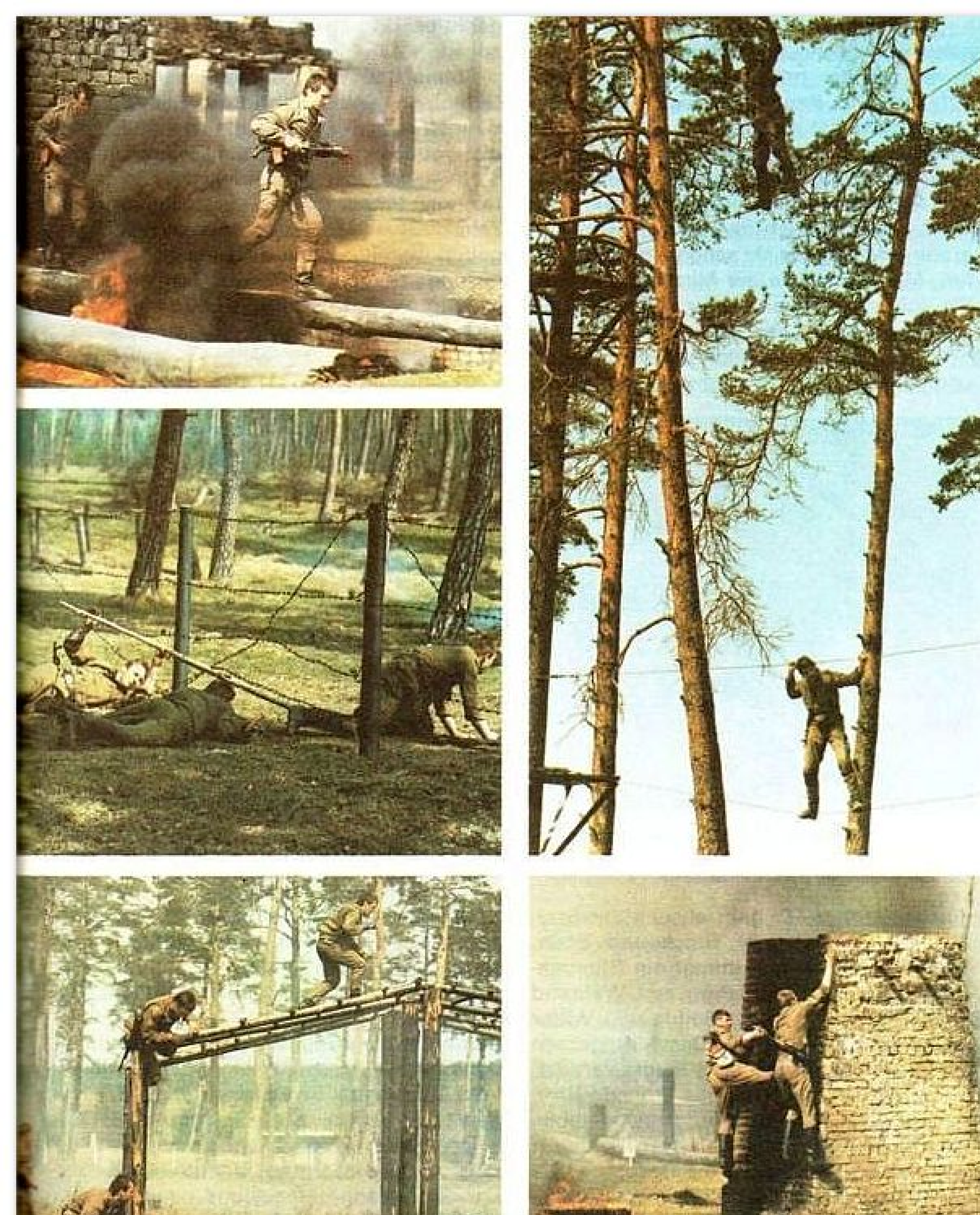
Die Gruppe der NVA überwindet eine Brandstelle auf der Kampfbahn

Die Genossen der gemischten Gruppe helfen sich gegenseitig beim Durchkriechen der Drahtsperre

Die Genossen der NVA-Gruppe klettern über einen «Schuppen»

Auf dem Hochseil sind Mut und Geschicklichkeit zu beweisen

Am Kamin klettern die sowjetischen Genossen

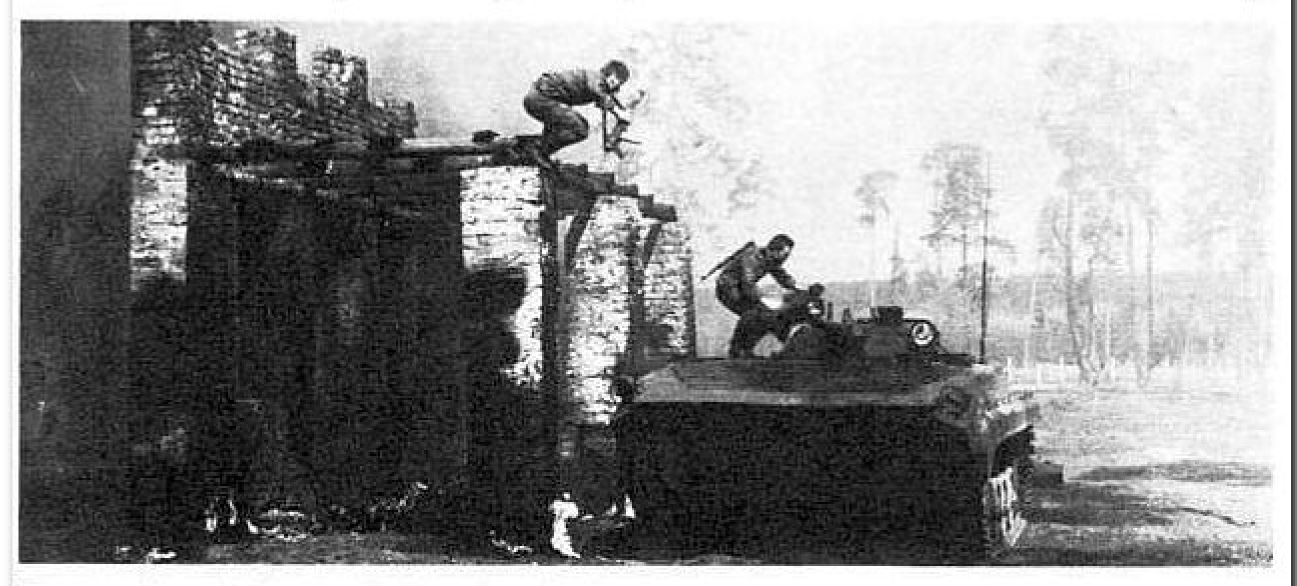


hinzu. Bohne erkennt an den roten und blauen Einzeichnungen des Oberleutnants etwas von der bevorstehenden Gefechtsaufgabe. Der Raum der besonderen Aufmerksamkeit ist markiert. Dort müssen die Rampen sein. Der Marschweg dorthin ist lang, sehr lang. Dazwischen liegen mehrere Sicherungslinien des «Gegners».

Wie beschwerlich der Marsch wird, begreifen sie erst, als sie schon ein Stück laufen. Man hat sie in die Mitte genommen. Sie spüren, wie man immer wieder auf sie achtgibt. Auch der Oberleutnant sieht nach den beiden. Denen ist das Tempo und unser Schrittrhythmus ungewohnt, denkt er. Und zuviel haben sie auch angezogen.

Bohne und Wilfer haben ebenfalls das Gefühl, noch nicht Schritt gefaßt zu haben. Sie halten sich aber an die Abstände, die die Freunde zueinander eingenommen haben. Sie schweigen, weil es auch die anderen tun. Immer besser verstehen sie die Zeichen, die von Mann zu Mann weitergegeben werden, wenn eine neue Richtung, besondere Vorsicht, Deckung und anderes verlangt wird. Die Blicke der Freunde sind nicht mehr nur neugierig, sie werden freundlicher.

Stunde um Stunde läuft der Trupp



Genossen der gemischten Gruppe greifen einen Schützenpanzer an, blenden ihn und werden danach eine Sprengladung ansetzen

durchs Gebirge. Er geht abseits der Straßen und Wege, über Stock und Stein. Trotzdem hält er fast immer ein Stundenmittel von acht Kilometern ein! Während der zweiten Rast legen Bohne und Wilfer ihre dicken Pullover ab. Das Mittagessen unten in ihrer Garnison ist längst verdaut. Sie langen zu, als ihnen die Freunde Brot, Fisch, Speck, Tee und Würfelzucker anbieten. Sie kommen nun doch, wenn auch oft mit Händen und Füßen, ins Gespräch. Sie debattieren über die Vorteile von Fußlappen und die breiteren MPi-Tragegurte der sowjetischen Genossen. Verlegen erst der eine, dann reichen alle Fotos der Frauen und Bräute in die Runde.

Als es weitergeht, bekommen auch Bohne und Wilfer Beobachtungssektoren zugeteilt. Sie laufen nicht mehr in der Mitte des Trupps, sondern hinten und seitwärts. Echt böse wird der Oberleutnant, als ihm Bohne einen sowjetischen Geländewagen nicht als «Gegner» meldet. Wie denn auch? Doch darin sitzt ein Kontrolloffizier vom Truppenteil Swetelski, und auf Wassiljewitschs Karte ist der blau gezeichnet.

Den beiden Oberfeldwebeln tun die Knochen weh. Fast im Laufschritt hasten sie vorwärts, Hänge hinauf und hinunter. Sie sind müde. Doch nie befällt sie das Gefühl von Unlust. Sie sehen, wie genau Wiktor mit der Karte arbeitet. Wie sorgfältig er die Strecke in Abschnitte einteilt, in die Zeitkalkulation nötige Umgehungen aufnimmt.

Nie müssen sie auf der gesamten Strecke nur einmal etwas aufholen, dafür gar Pausen opfern. Sie befinden sich immer unter gleichbleibender Belastung. Es gefällt ihnen, wie sich der Oberleutnant dabei mit seinen älteren Soldaten berät. Doch am Abend, während sie länger rasten, schlafen beide sofort und fest ein. Auch die anderen ruhen. Abwechselnd, weil Posten aufgestellt werden.

Gegen Mitternacht haben sie den sogenannten Raum der besonderen Aufmerksamkeit erreicht. Sie stoßen auf eine weitere Sicherungslinie des «Gegners», beobachten, wie motorisierte Patrouillen das Gelände kontrollieren.

Gardeoberleutnant Wassiljewitsch vermutet, in der Nähe der Rampen zu sein, und will sich selbst ein Bild über die Situation verschaffen. Unter dem Kommando des Sergeanten läßt er den übrigen Trupp zurück. Die Oberfeldwebel Bohne und Wilfer nimmt er mit. Sie sichern sein Vorgehen. So kann er sich ganz auf seine Beobachtung konzentrieren. Unbemerkt umgehen sie die Posten. Der Oberleutnant erkennt den Standort der Rampen, ermittelt die Koordinaten und erkundet noch den günstigsten Weg für die Annäherung des Trupps.

«Otlitschno!» sagt er vor allen, als sie zum Trupp zurückkehren. Darauf schauen die sowjetischen Genossen Bohne und Wilfer so an, daß beide wissen, das gilt ihnen.

Durch alten verharschten Schnee gehen sie weiter. Voran der Genosse mit der kleinsten Schuhgröße. Alle anderen – der Größe ihrer Schuhe nach – hinterher. Es wird immer in die Fußstapfen des Vordermannes getreten. Zum Schluß sieht es so aus, als sei nur einer gegangen, mit großen Füßen, aber nur einer.

Es gelingt ihnen, unbehelligt durch alle vom «Gegner aufgestellten Posten» zu kommen. Der Oberleutnant erkennt die Raketen als startbereit. Noch bevor sie abgeschossen werden, muß er sie vernichten. Er gibt das vereinbarte Zeichen.

Vom Sergeanten geführt, arbeitet sich der Überfalltrupp an die Rampen heran. Die Oberfeldwebel Bohne und Wilfer decken dessen Vorgehen. Wenig später geben die Detonationen das Signal für den Rückzug. Als Bohne und Wilfer sehen, daß der Überfalltrupp dem «Gegner» entkommen ist, lösen auch sie sich von der Batteriestellung. Vollzählig trifft sich der Trupp am vereinbarten Sammelpunkt.

Gardeoberleutnant Wassiljewitsch meldet seinem Vorgesetzten die Erfüllung der Gefechtsaufgabe. Glückliche Gesichter, der Trupp erhält eine Fünf, die deutsche Eins.

Einiges dazugelernt zu haben, sehen die Oberfeldwebel Bohne und Wilfer als das wichtigste Ergebnis an. Daß die sowjetischen Genossen sie ohne Vorbehalte als Kampfgefährten akzeptieren, macht sie froh.

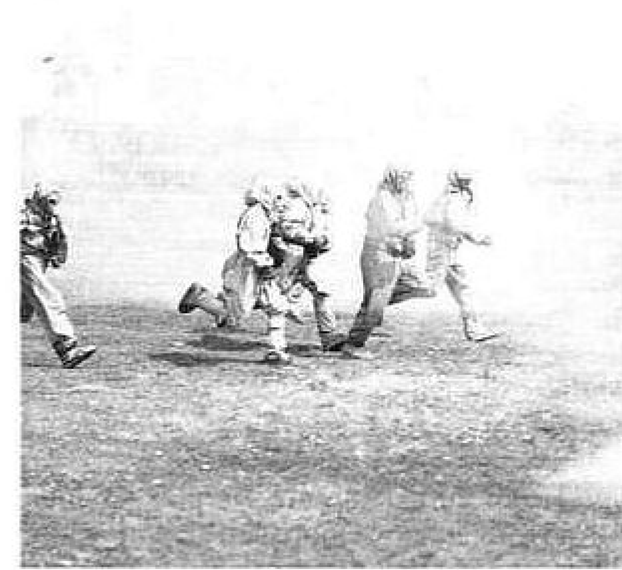


Nach der Gefechtsausbildung, Abendessen im gemeinsamen Feldlager

Das «sehr gut» macht auch den Gardeoberleutnant glücklich. Warum hatte er nur Bedenken? Die beiden Oberfeldwebel haben sich gut in seinen Trupp eingefügt. Herzlich umarmt er sie beim Abschied ...

Nachdem ich nun einiges wußte, war mir klar, beide Kommandeure hatten bereits über Jahre hinweg ihre Truppenteile so zusammengeführt, daß ihre Soldaten jede gemeinsame Handlung mit dem bestmöglichen Erfolg lösen konnten. So war auch das erstaunliche Ergebnis des Leistungsvergleiches zu begreifen. Folgendes war geschehen:







Als ein Schützenpanzer das erste Mal in die Schneise preschte, von ihm eine Gruppe Aufklärer in sowjetischen Uniformen ins Unterholz sprang und zum Überwinden der Aufklärerkampfbahn startete, die acht Soldaten dann ein brennendes Gehöft verließen, über Zäune stiegen, durch Feuer sprangen, über Balken balancierten, auf Bäume und wieder über Drahtzäune kletterten, durch einen Kamin stiegen und über Schuppendächer liefen, sie dabei schossen, Handgranaten warfen und es im Nahkampf noch mit einem Panzer aufnahmen und sich dann der letzte von ihnen am Ende der 21 raffiniert angelegten Hindernisse in den Zielgraben warf, blieb die Stoppuhr bei 14:45 Minuten stehen. Danach sprangen wieder Aufklärer vom Schützenpanzerwagen in der Schneise ins Unterholz, diesmal in der Felddienstuniform der NVA. Sie nahmen denselben beschwerlichen Weg. Auch sie fielen schwer atmend in den Zielgraben. Die Stoppuhr hielt aber erst bei 15:14 Minuten an.

Noch einmal verließ dann in der Schneise eine Gruppe Aufklärer den Schützenpanzerwagen. Ebenfalls kräftige





Genossen der gemischten Gruppe gehen die Giebelwand an

Das Ermitteln der Koordinaten einer erkannten Raketenstellung ist eine weitere Station des Aufklärerwettkampfes

Abnahme der Normen in der Schutzausbildung während des Leistungsvergleichs beider Truppenteile

1000-m-Lauf in Schutzbekleidung während des Aufklärerwettkampfes

Während des Aufklärerwettkampfes an der Station «Erkennungsdienst». Die Wettkampfteilnehmer haben hier Ausrüstung und Bewaffnung des Gegners nach Typ und Wirkung zu bestimmen

Eine Aufklärerspezialität ist Wurst am Spieß am abendlichen Lagerfeuer

Viele Köche verderben keineswegs das Essen. Im Gegenteil, die ausgetauschten Rezepte bereichern die Speisezettel in den Garnisonen

Sieger im Leistungsvergleich ist die gemischte Gruppe. Oberstleutnant Holland überreicht die Medaillen

Burschen, nur in verschiedenen Uniformen. Neben den sowjetischen die der NVA. Auch diese Gruppe stürmte unverzüglich los. Am Ziel zeigte die Stoppuhr jedoch nur 14:16 Minuten.

Die Kampfbahn gehört dem Truppenteil Swetelski. Der Gardemajor sparte nicht mit Anerkennung für seine Soldaten, als sie ihm die 14:45 Minuten meldeten. Ein neuer Bahnrekord war ihm beim Leistungsvergleich mit den Genossen vom NVA-Truppenteil recht. Herzlich gratulierte er Oberstleutnant Holland zu den 15:14 Minuten. Daß die deutschen Genossen die ihnen unbekannte Bahn so in den Griff bekommen hatten, freute ihn. Über die 14:16 Minuten der gemischten Gruppe staunten beide Kommandeure. Gerade die zeigte sich als die beste. Was Oberstleutnant Holland dazu veranlaßte zu sagen: «... sie gönnen keinem allein den Sieg!»

«Wir sind nicht das erste Mal zusammen, und es wird noch lange nicht das letzte sein», sagte Gardemajor Swetelski zu mir.

«Weil beide Truppenteile dabei viel für die tägliche Ausbildung gewinnen, vor allem aber Vertrauen zueinander, Vertrauen in die eigene Kraft und in die des Waffenbruders. Das erwirbt der Soldat auch nur auf dem Gefechtsfeld im Frieden. Keiner von den Burschen will sich dabei vor dem anderen blamieren. Darin lagen wohl auch die Potenzen in der gemischten Gruppe!»

Sitzt erst der Wurm in der Frucht

Wieland Herzfelde

Sitzt erst der Wurm in der Frucht
Kannst du sie nicht mehr retten
Willst du das Leben beschützen
Vernichte im Frieden den Krieg.

Auf großer Fahrt

Ulrich Berger

Wie gelingt dem Fregattenkapitän Herbert Kalkofen, 51 Jahre alt, der Blick zurück, der Blick auf die Zeit, da er achtzehn, neunzehn Jahre alt war? Die Uniform hatte er damals angezogen, die er von nun an ein Leben lang tragen sollte.

Gerät er ins Schwärmen, wenn er zurückblickt? Trübt Wehmut vielleicht die Erinnerung, oder liegt Zweifel gar auf der Lauer: Habe ich damals richtig entschieden?

Nichts von alledem. Ein Armeeleben lang dazu erzogen und nun längst gewohnt, sachlich zu denken und nüchtern zu urteilen, wird der Blick zurück mehr ein historischer Bericht als eine packende Erlebnisschilderung. Manchmal nur blitzt hintergründiger Humor auf, wenn er erzählt, unterläuft ihm ein respektloses Wort, wird innere Bewegung spürbar in einem kleinen Lächeln oder einer sparsamen Geste.

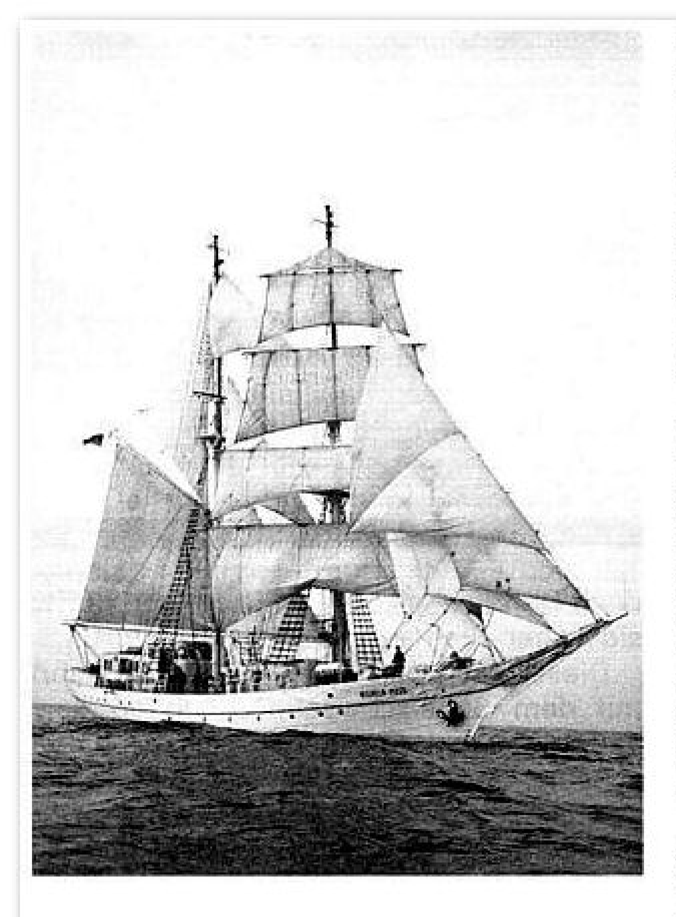
Ob er etwas von einem jungen Helden an sich hatte, läßt er uns nicht wissen – ein hübscher Kerl war er auf jeden Fall. Und so ist es sicher kein Zufall, daß es einem jungen Mädchen zu danken ist, wenn sich heute in seinen Unterlagen eine Mappe mit Zeitungsausschnitten über ein Ereignis findet, welches sein weiteres Leben entscheidend mitbestimmen sollte. Mit Sorgfalt hatte sie alles ausgeschnitten und aufgeklebt, was im «Neuen Deutschland», in der «Jungen Welt» und anderen Zeitungen im September/Oktober 1952 über die erste Fahrt der «Wilhelm Pieck» in die Volksrepublik Polen zu lesen stand. Wußte sie doch Herbert Kalkofen an Bord, und hoffte sie sicher auch auf ein lobendes Wort.

Dieser hatte von einer Ausbildungsfahrt mit dem Segelschulschiff auch an dem Tag noch nicht zu träumen gewagt, da er, als einer der aktivsten Wasserfahrtsportler des Landes Sachsen-Anhalt nach Warnemünde delegiert, ihren Stapellauf und die Schiffstaufe – unser Genosse Wilhelm Pieck hielt eine begeisternde Rede – miterleben konnte. Er hatte sich verpflichtet, nach Abschluß seiner Lehre freiwillig in den bewaffneten Kräften zu dienen – am liebsten natürlich auf See. Ein Lehrgang auf der «Wilhelm Pieck» jedoch schien unerreichbar.

Ein Jahr später aber schon, er hatte seine Lehre in Roßlau beendet und einen Viermonatelehrgang an der Wasserfahrtsportschule der FDJ in Rechlin besucht, hielt er eine Delegierung für solch einen Lehrgang, den vierten auf der «Wilhelm Pieck», in den Händen – vom 17. Juni bis zum 3. Oktober 1952.

Während dieser Zeit wurde die Gesellschaft für Sport und Technik gegründet, und ihre Reise in die Volksrepublik Polen im September/Oktober trat die «Wilhelm Pieck» bereits unter deren Flagge an.

Am 15. Septemberr 1952, 9.00 Uhr, wurde das Segelschulschiff unter Kapitän Weitendorf in Rostock feierlich verabschiedet. «Auf dem 22 Meter hohen Fockmast», so hieß es im «Neuen Deutschland», «weht die Fahne der Volksrepublik Polen, auf dem 24 Meter hohen Großmast die Fahne



der Gesellschaft für Sport und Technik, und am Heck weht die schwarzrotgoldene Fahne unserer Deutschen Demokratischen Republik. Das Schiff hat über die Toppen geflaggt. Die Matrosen und Offiziere sind auf dem Schiff in ihrer schmucken Kleidung angetreten ... Und jetzt ist der große Augenblick gekommen. Unter den Klängen der Nationalhymne legt das Schiff von der Pier ab und sticht in See. Flink entern die Matrosen die Wanten und nehmen auf den Rahen Paradeaufstellung.»

Herbert Kalkofen hatte in dieser Paradeaufstellung seinen Platz auf der unteren Rah ganz außen. So wurde er von allen zwar gut gesehen, beim täglichen Frühsport aber, als das geübt wurde und die «Wilhelm Pieck» noch im Hafen lag, da waren kein Wasser und kein Deck unter ihm, sondern in beängstigender Tiefe der Steinboden der Pier. «Nur gut», so sagt er heute, «daß man nie Zeit hatte, sich darüber groß Gedanken zu machen.»

Nach zweitägiger Fahrt bei mäßigem Seegang erreichte das Schiff die Danziger Bucht. Hier wurde es von dem polnischen Segelschulschiff «Dar Pomorza» an der Spitze einer festlich beflaggten Flottille kleiner Segelschiffe begrüßt und in den Hafen begleitet. Mit dem jubelnden Empfang durch Tausende von polnischen Jugendlichen im Hafen von Gdynia begann für die achtzehn-, neunzehnjährigen Kursanten eine Woche voller Erlebnisse so eindrucksvoll, daß sie bis heute nicht vergessen sind.

Sie wurden nach Warschau eingeladen, bewunderten das Aufbautempo in der polnischen Metropole und legten einen Kranz am Ehrenmal der gefallenen Helden der Sowjetarmee nieder. Sie wurden von einem polnischen Minister und vom Botschafter der DDR in der Volksrepublik Polen empfangen. Sie besuchten Nowa Huta und Krakow. «Das erschütterndste Erlebnis aber», so Herbert Kalkofen, «waren die Stunden im ehemaligen Vernichtungslager Auschwitz.»

«Es war ein Gebiet qualvollsten Todes», schrieb der Berichterstatter der «Jungen Welt». «Millionen und aber Millionen Menschen sind durch dieses Konzentrationslager der Himmler-SS gegangen. Die wenigsten von ihnen haben ihre Heimat wiedergesehen. Denn Tag und Nacht glühten die Öfen der Krematorien von Auschwitz. Im Andenken an die vier Millionen Toten, die tapferen Widerstandskämpfer von Auschwitz legten wir den Schwur ab: den Faschismus zu hassen und zu bekämpfen wie die Pest, unsere junge Deutsche Demokratische Republik so zu schützen und zu hüten, daß es nie mehr zu einem Auschwitz kommen kann.»

Nur Stunden später sollten sie erleben, wie berechtigt ihre Sorge um den Frieden war, wie notwendig das Engagement der jungen Generation für den Schutz der sozialistischen Heimat.

Das «Sportecho» berichtete über die Rückfahrt: «Bornholm ist nähergekommen. Deutlich können die Jungen an der Reling die dänische Insel ausmachen. Da! Was ist das? Ein Schnellboot kommt aus der Richtung des Eilands in rasender Fahrt auf das Segelschiff zu. Hoch hebt sich sein Bug aus dem Wasser. Kurz vor der Brigg stoppt es. Eine Stimme schreit auf Englisch her-



über: ‹Go off! Go off!› Abdrehen? Wozu? Manöver der NATO-Streitkräfte. Go off! Das Segelschulschiff dreht ab, nimmt Kurs auf die Ostseeküste.»

Hätte es für Herbert Kalkofen überhaupt noch Zweifel gegeben an seinem Entschluß, die Soldatenuniform anzuziehen – seine Erlebnisse während der Reise mit der «Wilhelm Pieck» hätten sie beseitigt. Die in Augenschein genommenen erschreckenden Zeugnisse faschistischer Gewaltherrschaft, die ihnen von der polnischen Bevölkerung entgegengebrachte herzliche Freundschaft und die sich in Sichtweite vollziehenden Kriegsvorbereitungen der NATO-Staaten hatten sich zu erlebter Zeitgeschichte verdichtet, tiefer wirkend als viele Lektionen.

Alle 22 Teilnehmer des Lehrgangs erklärten ihre Bereitschaft, den Dienst in den bewaffneten Kräften der DDR aufzunehmen.

Für Herbert Kalkofen und zwei seiner jungen Kameraden aber gab es zunächst noch eine Zwischenstation. Die gerade gegründete Gesellschaft für Sport und Technik brauchte Funktionäre, und so sah er sich auf einmal in der Funktion eines Oberinstrukteurs für Schulen und Schulschiffe im Zentralvorstand der GST in Halle. Noch nicht einmal achtzehn Jahre war er alt, und mit «Na, das war nicht gerade das Ideale» umschreibt er heute die Schwierigkeiten, mit denen er damals hatte fertig werden müssen.

Anfang 1953 aber erfüllte sich schließlich sein Wunsch. Er kam nach Kühlungsborn und wurde Offiziersschüleranwärter der Volkspolizei – See. Zunächst war ein Dreimonatelehrgang zu bewältigen. «Nach einer Woche», so erinnert er sich, «wurden alle Genossen zusammengeholt, weil die

Wilhelm Pieck im Kreis von Besatzungsmitgliedern des Segelschulschiffes und Funktionären des Zentralvorstandes der GST



Herbert Kalkofen als Angehöriger der Volkspolizei–See

ЛЕНИНГРАД

1959 г.


Bedingung für die

SEESPORTPRÜFUNG **C**

erfüllt am 10. Juni 1952

in Zentrale Wassersportschule [illegible]
Ort Interessengemeinschaft

Diese Prüfung berechtigt:

~~1. Zum Führen eines Segelkutters~~

2. Zur Abnahme der Seesportprüfung **A** ~~und B~~

in Verbindung mit einem weiteren Abnahmeberechtigten gleicher Qualifikation

Prüfungskommission

(Nichtzutreffendes ist zu streichen)

(13) - (3197) - 2929 ZA 1004 - A. f. I. 101746/51 DDR

Bedingungen für das

HOCHSEE-LEISTUNGSABZEICHEN

erfüllt am 14. September 1952

auf dem Segelschulschiff WILHELM PIECK

Prüfungskommission

(13) - (3196) - A. f. I. 101746/51 DDR

Errinnerung an das Studium in Leningrad von 1957–1959 (rechts oben: Herbert Kalkofen)

Von Jugend an für die Seefahrt begeistert

Bestätigung für den Seetörn auf der «Wilhelm Pieck»

Funktionen verteilt werden mußten. Ich war als Gruppenführer vorgesehen. Meinem zaghaften Einwand, ich könne nicht kommandieren, wurde mit dem Ratschlag begegnet: ‹Dann gehen Sie abends an den Strand üben!› Ich hab's aber auch so gelernt. Und bereut habe ich die Entscheidung meiner Vorgesetzten nie. Sowie man

in eine Kommandeursfunktion gelangt, und sei es auch nur die eines Gruppenführers, handelt man unter den kritischen Augen seiner Genossen. Für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit kann das nur gut sein. Ich jedenfalls hatte ständig das Gefühl, Vorbild sein zu müssen, was sich auf meine Leistungen, theoretisch wie praktisch, außerordentlich positiv ausgewirkt hat.»

Diese Erkenntnis bestätigte sich ihm auch während der Jahre auf der Seeoffiziersschule in Stralsund, wo er als Zugführer eingesetzt war. Er besuchte sie von April 1953 bis Oktober 1955 und erreichte dort so vorbildliche Leistungen, daß er als einer von zwei Genossen aus fünf Kompanien von Absolventen sofort zum Kommandanten eines Küstenschutzbootes ernannt wurde.

Es war ein KS-Boot mit 20 Mann Besatzung, ausgerüstet als UAW-Fahrzeug mit einer hydroakustischen Ortungsanlage und später mit Wasserbombenablaufgerüsten. Ein viertel Jahr lang befehligte Unterleutnant Kalkofen dieses Boot auf See, dann folgten für das Schiff eine fällige Werftliegezeit und für ihn ein Kadergespräch. Ob er Interesse daran habe, auf «kleinen, schnellen Schiffen» zu dienen, wie es geheimnisvoll hieß. Das war für ihn und für andere natürlich keine Frage: Je schneller, desto schöner! Wieder folgten Monate des Lernens.

Die am 1. März 1956 gebildete Nationale Volksarmee, wollte sie den militärischen Schutz des Sozialismus zuverlässig sichern, brauchte gut ausgebildete Offiziere. Die eigenen Möglichkeiten waren begrenzt. Das begann schon mit den Anschauungsmaterialien, die kaum zur Verfügung standen. Herbert Kalkofen: «Erläutere und begreife mal die Kreiselgesetze mit Hilfe von Zeichendreieck und Zirkel!»

Die Sowjetunion half. Und eines Tages wurde auch Herbert Kalkofen gefragt, ob er bereit sei, in Leningrad einen Zweijahreslehrgang zu absolvieren. Schließlich sei er ja noch ledig. Natürlich stimmte er zu. Einen Russisch-Vorbereitungslehrgang mußte er vorher besuchen.

Ledig war er aber nicht mehr, als er Anfang Oktober in die UdSSR fuhr. Am 21. 9. 1957 heiratete Leutnant Kalkofen in Roßlau seine Frau Eva-Maria – nicht diejenige allerdings, die die Zeitungsausschnitte gesammelt hatte. Seine Frau wußte, daß das Leben an der Seite eines Offiziers nicht einfach werden würde, begann es doch auch gleich mit zweijähriger Trennung. Sie nahm das aber mit Selbstverständlichkeit auf sich, verständnisvoll unterstützt von ihrer Mutter, die den Entwicklungsweg ihres Schwiegersohnes mit Sympathie und Anerkennung verfolgte.

Zunächst hielt die Sowjetunion für Herbert Kalkofen und seine Genossen aber eine Enttäuschung bereit. Nun hatten sie so intensiv Russisch gelernt – war das, was die Leute im Zug hinter Brest sprachen, etwa dieselbe Sprache? «So dicke war es mit unseren Russischkenntnissen offensichtlich doch nicht», mußten sie sich eingestehen. «Aber nach einem halben Jahr», so erzählt er heute, «konnten wir schon alle Lektionen mitschreiben. Und als wir Witze russisch verstehen und erzählen konnten, wußten wir, daß wir die Sprache tatsächlich beherrschten.» Nur mit dem мягкий знак, dem Weichheitszeichen, hat Herbert Kalkofen noch heute seine Schwierigkeiten – auch wenn sich sein Name in russisch, Калькофен, mit einem solchen schreibt.

Im Juli 1959 kehrte Herbert Kalkofen, Absolvent der Höheren Seeoffiziersschule der UdSSR, ausgebildet als Kommandant von UAW-Schiffen, in die DDR zurück.

Dem Studium folgten drei Jahre verantwortungsvoller Dienst zum Schutz der Seegrenzen unserer Republik. Herbert Kalkofen wurde Gruppenchef, Kommandeur von vier Schiffen des Typs 201-M, einer U-Boot-Such- und -Schlag-Gruppe. Hier hatte er die Möglichkeit, all sein im Studium erworbenes Wissen im Gefechtsdienst anzuwenden, seine Kommandeurseigenschaften zu erproben und auszuprägen. Er sollte Erfahrungen sammeln, die ihm noch heute nützlich sind.

Er wurde Oberleutnant und Kapitänleutnant. Seine Frau lebte noch immer in Roßlau, so daß auch in diesen Jahren gemeinsame Stunden die Ausnahme blieben.

Im November 1962 begann für ihn und andere seiner Genossen erneut ein Lehrgang: Vorbereitung auf den Besuch einer sowjetischen Militärakademie. Hier nun wurde er einmal nicht bis zum letzten gefordert. War Hauptinhalt des Lehrgangs doch Russisch – und das sprach er immer noch perfekt. Der gemeinsame Schutz der Ostseeküste durch sowjetische, polnische und DDR-Seestreitkräfte hatte auch in den vergangenen Jahren genügend Gelegenheit geboten, russisch zu sprechen. Diese Sprache war zur Sprache der Waffenbrüderschaft geworden.

Der September 1963 sah ihn wieder in Leningrad, als Offiziershörer an der Akademie, zur Vorbereitung auf eine Kommandeurslaufbahn.

Neben Offizieren aus den Armeen des Warschauer Vertrages, der Nationalen Volksarmee der DDR, der Polnischen Armee und der Bulgarischen Volksarmee, stu-



dierten in Leningrad auch Offiziershörer aus Jugoslawien und aus arabischen Staaten. Mit großer Hingabe, ja mit Begeisterung drangen sie in die Geheimnisse der operativen Kunst ein und spornten sich im «internationalen Wettbewerb» untereinander immer wieder an.

Herbert Kalkofen traf in Leningrad auch Freunde wieder, Genossen, mit denen er hier Jahre zuvor schon einmal gemeinsam studiert hatte. Er wurde in Leningrad heimisch, die folgenden Jahre sollten ihm die Sowjetunion zur zweiten Heimat werden lassen. Trotzdem sehnte er sich, wie jeder seiner Genossen, nach der Frau im heimatlichen Roßlau. Um den Urlaub – und sei es auch nur um Tage – verlängern zu können, lernten sie noch intensiver, so daß die Frühjahrsprüfungen vorgezogen werden konnten.

Zum Abschluß des Lehrgangs erhielten drei Studenten ihrer Lehrgruppe eine Goldmedaille, das heißt, sie hatten alle Fächer mit «sehr gut» absolviert. Zu den drei Offizieren, die mit Auszeichnung bestanden hatten – eine Prüfung war «nur» mit «gut» bestanden worden –, gehörte auch Korvettenkapitän Kalkofen.

Am 16. Dezember 1966, einen Tag vor seinem 32. Geburtstag, schlossen sich hinter ihm die Tore der Akademie in Leningrad. Diesmal kehrte er nach Rostock in eine eigene Wohnung zurück, die seine Frau wenige Tage zuvor schon bezogen hatte.

Sein Wunsch nach einer Kommandeurslaufbahn aber erfüllte sich nicht. Ein Befehl berief ihn in das Kommando der Volksmarine. Hier ist er seither als UAW-Spezialist auf dem Gebiet der Ausbildung tätig. In der nüchternen und keine Einzelheiten preisgebenden Sprache der Militärs heißt das, er hat, ausgehend von den Befehlen und Direktiven des Ministers für Nationale Verteidigung, teil an der Erarbeitung von Grundsatzdokumenten für die Ausbildung, kontrolliert in den Verbänden deren Einhaltung, hilft bei ihrer Durchsetzung und trägt so zur Gefechtsbereitschaft der Volksmarine bei.

Erhofft hatte sich Herbert Kalkofen, unterdessen Fregattenkapitän, wohl doch

Auf einem Schiff dieses Typs fuhr Herbert Kalkofen als Kommandant



Herbert Kalkofen während des Studiums an der Akademie in Leningrad

eher die Laufbahn auf den Planken eines Decks. Falls das so ist und er es auch heute noch beklagen sollte: Anmerken läßt er sich das nicht.

Wenn er heute von seinem Dienst spricht, dann klingt sehr viel Stolz mit. Nicht auf sich selbst, sondern auf die Waffengattung, deren Entwicklung er von den ersten Tagen an miterlebt hat, für deren Wohl und Wehe er mitverantwortlich ist. Seine Überzeugung davon, daß jedem Aggressor eine vernichtende Niederlage bereitet würde, gründet sich nicht auf Hoffnungen und auf Glauben, sondern auf genaues Wissen um die waffentechnische Ausrüstung, die Moral der Soldaten, ihren Ausbildungsstand und ihre Gefechtsbereitschaft. Und er weiß auch um die entscheidende Rolle, die das Zusammenwirken der Baltischen Rotbannerflotte, der Polnischen Seekriegsflotte und der Volksmarine der DDR spielt. Und dabei hat für ihn die Waffenbrüderschaft Gesicht und Stimme. «Viele der sowjetischen und polnischen Genossen, mit denen gemeinsam ich in Leningrad studierte, habe ich in den letzten Jahren wiedergesehen, und nicht nur einmal. Ich kenne sie so gut, daß ich weiß: Auf sie kann ich mich verlassen wie auf mich selbst», sagt Herbert Kalkofen. Welch großen persönlichen Anteil er an der Festigung der Waffenbrüderschaftsbeziehungen haben muß, beweist überzeugend die Tatsache, daß die Sowjetregierung ihm 1981 die Waffenbrüderschaftsmedaille verlieh, eine Auszeichnung, mit der unsere sowjetischen Freunde sehr sparsam umgehen.

Herbert Kalkofen war zeitlebens mit Herz und Verstand Soldat. «Das Wichtigste, was man begreifen muß», so seine Worte, «ist die Tatsache, daß von einem selbst der Schutz des Sozialismus abhängt. Und dazu muß man das Soldatenhandwerk gründlich und mit Begeisterung erlernen. Was nutzt einem ein Offizier, der seinen Beruf nicht liebt? Diese Liebe aber schließt ein, so manchen persönlichen Wunsch im Interesse der Sache zurückzustellen.» Er selbst hat es konsequent so gehalten.

Verhängnisvolle Rückkehr

Kriminalerzählung

Fred Ufer

Das Gewitter tobte und brüllte direkt über der Stadt. Blitze, vor denen man unwillkürlich die Augen schloß. Einschlag auf Einschlag. Böse dröhnendes Krachen, das in widerwärtigem Knirschen verebbte.

Mich fröstelte.

Das Licht blieb weg, und gleich darauf mischte sich in das Grollen und Donnern ein dem Unwetter fremder Laut. Er schien nicht von außen ins Haus zu dringen.

Im ersten Moment begriff ich gar nicht, daß es ein Schrei war. Ich lief auf den Korridor, rief, ob jemand da sei, erhielt keine Antwort.

Einige Sekunden schwieg das Gewitter. Mir war, ich hörte Röcheln und Stöhnen. Zum Glück ging das Licht wieder an. Ich rannte die Treppe hinauf.

Mattuschke lag auf dem Absatz zwischen dem ersten und zweiten Stock. Wie im Schlaf. Auf dem Rücken. Den Kopf dicht an der untersten Stufe.

Er war sehr blaß. Ich fühlte seinen Puls, der schlug, und Mattuschke atmete auch. Aus der Nase blutete er leicht. Ich hob behutsam seinen Kopf, sprach ihn an, aber er reagierte nicht.

Am Hinterkopf hatte er eine Wunde. Doch auch sie blutete nur wenig.

Mattuschke muß auf der Treppe gestolpert, ausgerutscht und hingeschlagen sein. Als das Licht erlosch, verfehlte er wahrscheinlich eine Stufe.

Ich knöpfte ihm das Hemd auf, zog ihn am linken Arm und Bein vorsichtig auf seine rechte Seite. Mattuschke atmete tief, ich dachte, er würde zu sich kommen, aber er wachte nicht auf. Den rechten Arm bog ich unter dem Körper nach hinten, den linken winkelte ich an und legte ihm die Hand mit dem Handrücken zum Gesicht unter den Kopf. Schließlich schob ich den linken Fuß auf die Wade des rechten, ausgestreckten Beins.

Wird sich die Polizei mit dieser Erklärung zufriedengeben? Ist das, was er auszusagen gedenkt, glaubhaft? Oder enthält es etwas, das Argwohn erregen könnte?

Hans Belaschk verabscheute Menschen, die sich nicht in der Gewalt hatten, in welcher Situation auch immer, und am heftigsten bekämpfte er diesen Makel an sich selbst. Er ließ sich in den Schreibtischsessel fallen, starrte das Telefon an, ohne nach dem Hörer zu greifen. Er brauchte diesen Augenblick der Besinnung. Er spürte, wie die Nackenmuskeln schmerzten, daß das Herz nur zögernd zum gewohnten Rhythmus fand, fühlte die schweißige Nässe der Handfläche.

Die Angewohnheit, jedes Wort sorgsam zu wählen, hatte sich ihm soweit verinnerlicht, daß Belaschk auch angesichts dieses abnormen Sachverhalts nicht davon abwich. Er war unversehens in eine Lage geraten, die den Vorstellungen, wie er sein Leben zu regeln gedachte, zuwiderlief. Er wollte sich ihr wenigstens äußerlich ruhig stellen. Gewissenhaft wiederholte er in Gedanken Satz für Satz der beabsichtigten Aussage und gelangte zu dem Schluß, daß

sie keine Formulierung enthielt, die der Polizei Anlaß geben könnte, an ihrem Wahrheitsgehalt zu zweifeln. Als er nach dem Telefonhörer langte, zitterte die Hand kaum noch.

Dr. Klauck meldete sich sofort. In zehn Minuten sei er vor dem Haus. Belaschk solle am Eingang warten.

«Bringen Sie ihn in die stabile Seitenlage», sagte der Arzt noch.

«Das habe ich bereits getan», antwortete Belaschk, legte den Hörer auf. Im Schein der Tischlampe glänzte das Telefon fettig.

Belaschk holte aus dem Schrank neben der Tür ein Handtuch, wischte die Schweißspuren vom Apparat, hängte das Tuch zurück an seinen Platz, setzte sich wieder, schloß die Augen.

Morgen werden sie eine neue Abteilung des Museums der Öffentlichkeit übergeben. «Geschichte der Arbeiterbewegung in der Niederlausitz.» Bis zum Abend hatte er an der Exposition gearbeitet, und mit dem Skizzieren der Einweihungsrede war er noch nicht einmal fertig. Er würde das Fragment vortragen müssen.

Es gewitterte häufig in diesem Sommer 1955, aber so plötzlich, wie sich das Gewitter über der Stadt entladen hatte, war es vorüber. Nur ein paar letzte große Tropfen klatschten noch gegen die Scheiben.

Belaschk öffnete das Fenster. Frische, feuchte Luft strömte in den Raum. Er atmete sie gierig, lehnte sich hinaus, spähte die Straße hinab. Die war eine einzige Pfütze, die Buckel des Katzenkopfpflasters, die an einigen Stellen aus dem Wasser ragten, glänzten matt im Schein zweier trüber Laternen.

Grüblerisch sah Belaschk zu, wie ein Teil des Wassers gluckernd, gurgelnd und schmatzend in einem Gully verschwand. Er hatte nicht gewußt, daß sich Mattuschke im Haus aufhielt. Der hatte sich doch von ihm verabschiedet. Kurz nach neun. Und um halb elf fand er ihn. Weshalb war Mattuschke ins Museum zurückgekehrt? Weshalb bloß?

Ein Auto bog in die schmale Straße ein, schleuderte Wogen von Feuchtigkeit auf Bürgersteige und gegen Häuserwände. Das Auto bremste und hielt. Belaschk beeilte sich, die Haustür aufzumachen.

«Ich mußte vorsichtig fahren bei der Nässe», sagte Dr. Klauck. «Wo liegt der Verletzte?»

Belaschk führte den Arzt ins Haus.

Mattuschke lag auf dem Rücken. Unter dem Kopf eine Blutlache. Glasige graue Augen blickten zur Decke. Im offenen Mund stand Erbrochenes.

Der Arzt öffnete seine Tasche, holte Instrumente heraus, beugte sich über Mattuschke.

Belaschk wich langsam zurück, bis er an der gegenüberliegenden Wand Halt fand. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, der Geruch des Erbrochenen ließ ihn krampfhaft schlucken.

Er versuchte, das Würgen zu unterdrükken, wollte nicht davonstürzen, preßte das Taschentuch auf den Mund, stierte auf den Rücken des Arztes.

«Ich begreife nicht ...», stammelte er.

Dr. Klauck stand auf, sah Belaschk fragend an. «Der Mann ist tot. Erstickt. Warum haben Sie ihn so liegen lassen?»

Belaschk stieß sich mühsam von der Wand ab, trat einen Schritt auf den Arzt zu, streckte abwehrend die Hände aus. «Als ich ihn gefunden habe, war er bewußtlos, aber er hat geatmet. Ich habe ihn in die stabile Seitenlage gebracht. Was hätte ich sonst tun sollen?»

Dr. Klauck griff nach seiner Tasche. «Wo kann ich mir die Hände waschen?»

«Sie müssen mir glauben!» Belaschk schrie es, war versucht, den Arzt zu pakken, zu schütteln, festzuhalten. «Er muß aufgewacht und aufgestanden sein! Ist nochmals gefallen!»

Der Arzt war bereits auf der Treppe. «Möglich. Das ist nicht mehr mein Problem. Das muß die Polizei untersuchen.»

Die Rücklichter des Arztwagens verschwanden hinter der Kurve. Dr. Klauck hatte die Polizei verständigt. Die würde ihre zuständigen Leute informieren und den Staatsanwalt.

Belaschk scheute sich, ins Haus zurückzugehen. Er wollte nicht mit der Leiche allein sein. Der Arzt hatte seine Bitte, ge-

meinsam auf die Polizei zu warten, abgelehnt. Unmittelbar nach Belaschks Anruf habe wieder das Telefon geläutet. Ein dringender Fall sei zu behandeln.

Alle Fenster in der Straße waren dunkel. Häßliche weibliche Oberkörper, die die Balkone von Häusern aus den Gründerjahren trugen, ragten aus den Wänden, warfen Schatten mit verschwommenen Umrissen, griffen nach dem einsamen Mann. Die Mauern in dem Straßenschlauch rückten gegeneinander, bildeten eine Zelle, die enger und enger wurde. Eine Zelle aus Häuserwänden, Katzenkopfpflasterboden und Gewitterwolkendecke. Wände, die sich im schmutzigen Licht der Laternen bewegten.

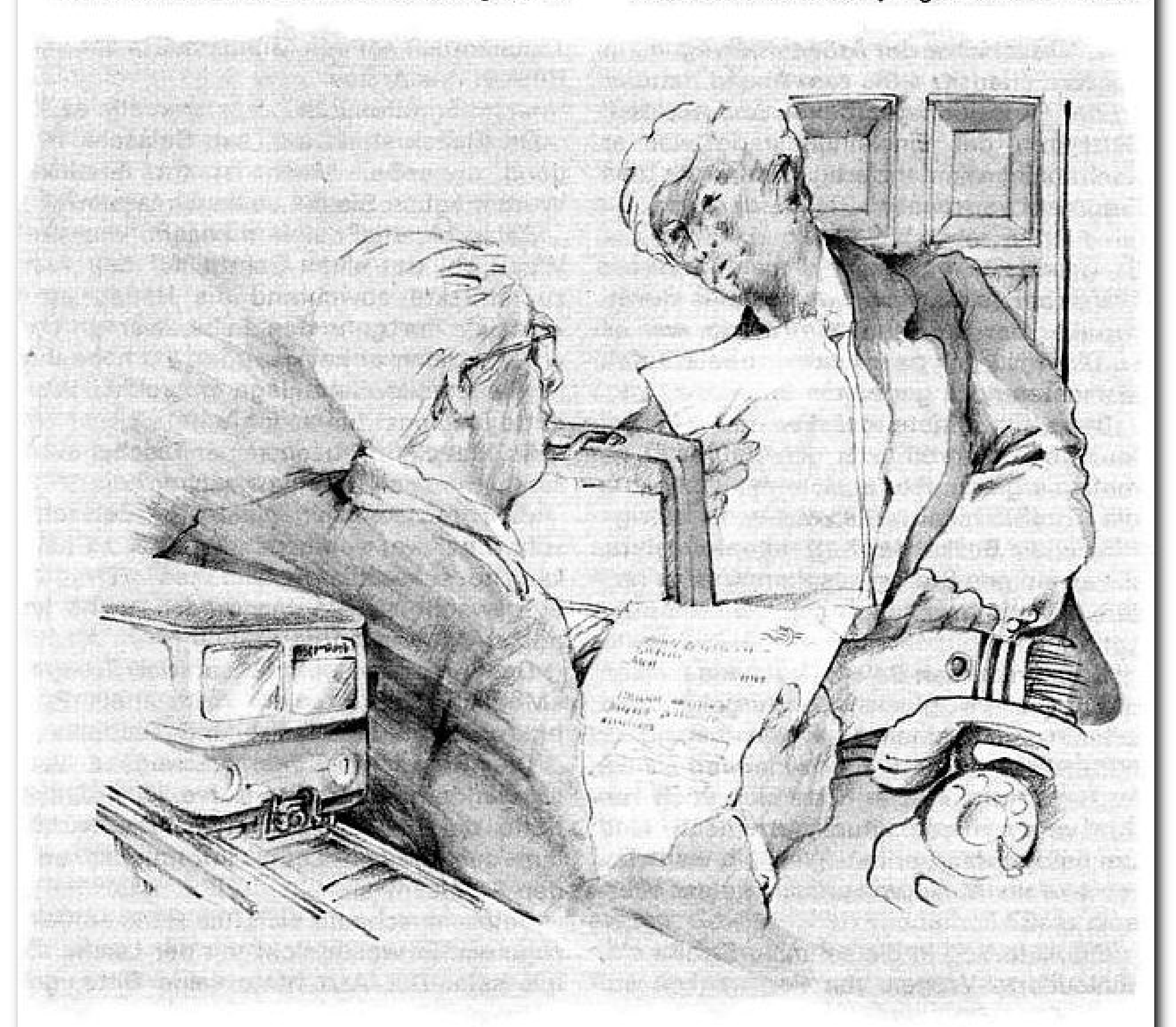
Eines der monströsen Weiber streckte die Hand aus. Die Hand wies auf ihn. «Weshalb haben Sie ihn so liegen lassen?»

Nein, er ließ sich nicht beschuldigen. Er hatte sich richtig verhalten! Sollten sie nur kommen, die Herren von der Polizei und der Staatsanwaltschaft! Er würde ihnen sagen, welchen Verdacht der Arzt hegte.

Förmlich sehnte er die Polizisten herbei, er mußte Leute um sich haben, mit jemandem reden. Doch gleichzeitig fürchtete er das abermalige Fragen. Wieder mußte er vor Mattuschke stehen, Erklärungen abgeben.

Unvermittelt spürte Belaschk, wie müde er war. Furchtbar müde. Seit dem frühen Morgen hielt er sich im Museum auf. Keine Zeit für das Mittagbrot. Ein schnelles Abendessen im «Schwarzen Adler». Danach wieder ins Museum. Mattuschke war gerade mit der Überprüfung der Beleuchtung für die neuen Schaukästen und Vitrinen fertig.

Belaschk hatte den jungen Mann im «Ad-



ler» kennengelernt. Seit dem Tode seiner Frau aß er meist im «Adler». Vor ein paar Wochen hatte sich Mattuschke zu ihm an den Tisch gesetzt, sie kamen ins Gespräch. Es stellte sich heraus, er gehörte zu den Leuten, die in den ausgedehnten Wäldern südlich der Stadt, in denen reiche Braunkohlenlager vermutet wurden, Bohrungen niederbrachten, die Aufschluß darüber geben sollten, wo Kohle lag. Keine einfache Arbeit. Und ein kostspieliges Unterfangen.

Es plauderte sich angenehm mit diesem Mattuschke. Offensichtlich ein vernünftiger Bursche. Nicht einer von diesen fahrenden Gesellen, die von Baustelle zu Baustelle zogen und denen Geld und Faust locker in der Tasche saßen. Er sagte, er verstehe vielerlei Handwerk. So einen schickte der Himmel!

Sie wurden sich einig. Mattuschke hatte nicht zuviel versprochen. Er war Elektriker und Klempner, er mauerte und tischlerte nach Feierabend im Museum. Und fand dabei noch Zeit, sich für die Exponate des Hauses zu interessieren.

Ein paar Minuten nach neun verabschiedete sich Mattuschke. Alles funktionierte.

Weshalb war er zurückgekehrt? Weshalb? Immer wieder stellte sich Belaschk die Frage. Hatte er etwas vergessen? Werkzeug, das er am nächsten Tag an der Bohrstelle benötigte?

Schritte hallten über das Pflaster. Zwei Polizisten in Uniform. Endlich!

Belaschk führte sie zu der Leiche. Die Genossen der K und der Staatsanwalt kämen auch bald, sagten die Polizisten.

Nein, sie brauchten ihn nicht, er könne in seinem Zimmer warten.

Belaschk setzte sich abermals an den



Schreibtisch, schlug die Mappe mit dem unvollendeten Entwurf der Rede auf, schrieb einige Sätze, strich, formulierte neu. Die Buchstaben tanzten vor den Augen.

Im Treppenhaus sprachen die Polizisten miteinander. Er war versucht, zur Tür zu gehen, um etwas von ihrer Unterhaltung zu erlauschen, unterließ es jedoch.

Er kannte nicht einmal Mattuschkes Vornamen, wußte überhaupt wenig von ihm. Er hatte ihn nie gefragt, wozu er den Nebenverdienst brauchte. Mattuschke verdiente sicher nicht schlecht beim Bohrtrupp. Der junge Mann erzählte einmal etwas von drei kleineren Geschwistern, die die Mutter zu versorgen habe. Vermutlich unterstützte er die Mutter. Der Vater war wohl im Krieg geblieben. Die Leute wohnten irgendwo in der Umgebung von Cottbus.

Es klopfte, zwei Männer traten ins Zimmer. Der eine stellte sich als Oberleutnant Simon, der andere, der ältere der beiden, als Staatsanwalt Reichenberger vor. Belaschk wunderte sich, wie munter dieser Simon mitten in der Nacht war. Im Gegensatz zu Reichenberger. Der gähnte ungeniert, während sie nach oben liefen.

Zwei Kriminalisten und der Polizeiarzt waren bereits an der Arbeit. Die Leiche wurde fotografiert, markiert und untersucht.

In Gegenwart der vielen Leute war es halbwegs erträglich, vor Mattuschke stehen zu müssen, dennoch war Belaschk um Distanz bemüht. Er berichtete, wie er den Gehilfen gefunden und was er unternommen hatte, ihm beizustehen, wiederholte, daß Mattuschke ein zweites Mal gestürzt sein mußte.

Der Fragende war Simon. Der Staatsanwalt, der mittlerweile sein Gähnen unter Kontrolle hielt, ließ sich kein Wort entgehen, ohne sich selbst am Gespräch zu beteiligen. Belaschk war froh, daß er sich alles gut eingeprägt hatte und exakt Auskunft geben konnte.

Der Polizeiarzt unterbrach den Dialog.

Neben dem Toten lag ein zusammengerolltes Stück Leinwand. «Es steckte unter seinem Hemd», sagte der Arzt.

Vorsichtig rollte Simon die Leinwand auseinander. Er hielt ein Bild in den Händen. Ein Bild mit der Ansicht der Stadt im vorigen Jahrhundert.

«Das ist ... das ist doch das Gemälde aus dem blauen Salon», stotterte Belaschk.

Der Oberleutnant hatte gesagt, er könne nach Hause gehen. Aber Hans Belaschk zog es vor zu warten. Bis die Polizisten, der Staatsanwalt und der Arzt das Museum verließen und der Tote im blechernen Sarg hinausgetragen wurde. Erst dann ging auch er und schloß sorgfältig die Tür hinter sich ab.

Vom Rathausturm hallte verloren ein Glockenschlag. Belaschk begab sich in seine Wohnung. Selbst in Gedanken sagte er nicht ‹nach Hause›. Seit Margaretes Tod besaß er kein Zuhause mehr. Nur eine Flucht kalter, leerer Zimmer.

Die Frage, weshalb Mattuschke spätabends zurückkehrte, schien ebenfalls beantwortet. Er wollte das Bild stehlen, schnitt es in aller Eile aus dem Rahmen. In seiner Hosentasche fand sich das Messer, mit dem er es tat, an der Klinge haftete noch ein Leinwandfetzen.

Mattuschke besaß einen Schlüssel zum Museum, und er wähnte sich höchstwahrscheinlich allein im Haus. Licht sah er nicht brennen, die Fenster von Belaschks Arbeitszimmer wiesen nicht zur Straße. Im Toben des Gewitters schlich er ins Gebäude, ohne gehört zu werden. Wäre er nicht gestürzt, hätte er es auch unbemerkt wieder verlassen.

Der Teufel wußte, weshalb er gerade dieses Gemälde an sich nahm. Es war nicht sonderlich wertvoll, an den Wänden hingen kostbarere. Mattuschke war eben doch ein ungebildeter Bursche.

Belaschk seufzte. Der Kerl hatte sich angebiedert und unentbehrlich gemacht, und das mutmaßlich nur, um den Diebstahl vorzubereiten. Und er, der erfahrene Museumsdirektor, fiel darauf herein.

Abrupt blieb Belaschk stehen, drehte sich um, bohrte die Augen ins Dunkel. Waren Schritte hinter ihm? Folgte ihm jemand?

Unwillkürlich umkrampfte er den Henkel des Aktenkoffers fester, war versucht, in eine Nebenstraße zu stürzen. Ein kaum zu bändigender Drang, davonzulaufen, sprang ihn an. Rennen, rennen, rennen. Bis er nicht mehr an Mattuschke und an Simon, an das Museum und an das Gemälde zu denken brauchte.

Nein, er hatte sich wohl getäuscht, das Echo der eigenen Schritte vernommen, zwang sich zum angemessenen Gehen.

Niemand würde je erfahren, was sich wirklich abgespielt hatte. Er hielt sich im Archiv im oberen Stockwerk auf, sortierte die Schriftstücke, begann, sie in den Koffer zu schichten. Mattuschke stand plötzlich in der Tür. Es gelang ihm nicht, die Papiere zu verbergen. Mattuschke sah sie, blätterte, erkannte ihren Wert, sprach von einem unglaublichen Glücksfall. Er werde gleich am nächsten Morgen die Werkleitung verständigen. Viel Geld und Zeit könne eingespart werden! Fragte, wie er die Akten gefunden habe.

Im Treppenhaus schlug er Mattuschke zu Boden. Er wollte ihn nicht töten, nein, das nicht, nur eine Weile außer Gefecht setzen. Er hatte im Krieg bei den Fallschirmjägern gedient, wußte, wie er zulangen mußte.

Er kümmerte sich nicht weiter um den reglos Liegenden. Er mußte die Zeit, die Mattuschke bewußtlos blieb, nutzen, hastete ins Archiv zurück, stopfte Papiere in den Koffer. Er konnte nicht alle mitnehmen, es waren zu viele. Welche waren wichtig, welche nebensächlich? Packte er die wesentlichsten ein?

Die Herren in dem Büro im Grunewald betonten, sie legten auf sämtliche Unterlagen Wert. Er hatte geplant, sie ihnen im Verlaufe einiger Wochen zu bringen. Unauffällig. Nicht mehr als fünf bis sechs Aktenordner auf einmal. Gegen sofortige Barzahlung. Nach dem letzten Besuch wollte er in Westberlin bleiben, seine Wertsachen lagen bereits in einem Banktresor am Kurfürstendamm.

Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als sofort zu fliehen. Mit dem Auto nach Berlin. Und mit der S-Bahn über die offene Grenze in den Westteil der Stadt. Immer wieder lauschte er, ob Mattuschke zu sich kam, sich bewegte.

Als er die Treppe hinablief, sah er, Mattuschke war tot. Er nahm sich nicht die Zeit, über seine Schuld zu erschrecken. Er begriff, er brauchte nicht Hals über Kopf zu flüchten, er mußte nur die Kaltblütigkeit aufbringen, sich die Freiheit des Handelns zu erhalten, die er benötigte, um alle Papiere zu retten. Er ersann die Geschichte von Mattuschkes Sturz und der eigenen Hilfeleistung; mit Mattuschkes Taschenmesser schnitt er das Bild aus dem Rahmen, schob es ihm unter das Hemd ...

Er war auf die Schriftstücke gestoßen, als in den Betrieben Material für die «Geschichte der Arbeiterbewegung in der Niederlausitz» zusammengetragen wurde. Niemand hatte bisher die verstaubten Papierbündel durchgesehen. Ihr Verkauf würde ihm die Mittel für ein zweites Leben sichern. Noch fühlte er sich mit fünfzig nicht zu alt dazu. Ein Leben, in dem ihm keine halbgebildeten Proleten Vorschriften machten, wie er ein Museum zu gestalten und zu leiten habe. Ihm, Doktor Hans Belaschk, der bereits vor fünfundzwanzig Jahren ein viel beachtetes Werk über die Entwicklung der mit der Braunkohleförderung beschäftigten Unternehmen im hiesigen Gebiet veröffentlicht hatte.

Was zählte das noch!

«Ihre Arbeit, Herr Doktor, hat einen empfindlichen Mangel, Sie haben die Arbeiter vergessen.» Das durfte er sich anhören!

Vor dem Haus, in dem Belaschk wohnte, wartete Oberleutnant Simon. Er müsse noch ein paar Fragen stellen. Eigentlich überflüssig, aber notwendig. Für das Protokoll. Sie verstehen. Man könne es gleich auf der Straße erledigen. Seine Stimme schien um Entschuldigung zu bitten.

«Fragen Sie nur.»

«Wie haben Sie Mattuschke in die stabile Seitenlage gebracht?»

Belaschk runzelte die Stirn. Hatte er das nicht schon erklärt? Er unterdrückte eine diesbezügliche Bemerkung, antwortete. «Ich kniete mich neben ihn, zog ihn am linken Arm und Bein auf die rechte Seite.»



«Blutete Mattuschke?»

Was sollte das? Auch das war längst besprochen worden. Aber schön, er hatte nichts zu verheimlichen. «Er blutete nur leicht. Aus der Nase und am Hinterkopf.»

«Hatte sich unter dem Kopf eine Blutlache gebildet?»

«Nein. So stark blutete er nicht.»

«Wie haben Sie dann die Wunde am Hinterkopf bemerkt?»

«Ich wollte sehen, ob er bei Bewußtsein ist, habe seinen Kopf angehoben. Da klebte mir Blut an den Fingern.»

«Danach haben Sie ihn in die Seitenlage gebracht?»

«Ja.»

«Sofort?»

«Selbstverständlich.»

«Wir hätten Blutspuren an Mattuschkes linkem Arm oder Bein finden müssen. Blut, das Sie angeblich an Ihren Händen bemerkten! Wenn er von Ihnen in die Seitenlage gebracht worden wäre! Aber wir haben kein Blut gefunden!» Simons Stimme hatte jeden beiläufigen Klang verloren.

«Ich sagte doch, es war nur sehr wenig Blut.»

Der Oberleutnant überhörte den Einwand. «Sie haben noch einen Fehler gemacht. Auf Mattuschkes Taschenmesser befand sich kein einziger Fingerabdruck. Sie haben es abgewischt.»

Belaschk lachte unsicher. «Ich habe es abgewischt? Ich?»

«Wer sonst? Meinen Sie, Mattuschke rieb das Messer ab und steckte es anschließend in die eigene Hosentasche? Er gäbe das einen Sinn?»

Belaschk machte einen Schritt auf Simon zu, hob den Aktenkoffer, schien nach dem Oberleutnant stoßen zu wollen, wandte sich jäh um. Er lief dem Polizisten, der ihm gefolgt war, direkt in die Arme.

Dem Koffer entnahmen die Kriminalisten einen Teil von umfangreichen Aufzeichnungen über Bohrungen nach Kohle, die in den zwanziger und dreißiger Jahren in den ausgedehnten Waldgebieten südlich der Stadt vorgenommen worden waren.

Die Verwertung dieser Papiere versprach einen volkswirtschaftlichen Nutzen von vielen Millionen Mark.

Sicher zur Erde zurück

Oberstleutnant Horst Spickereit

In regelmäßigen Abständen, weit um einen militärischen Flugplatz postiert, stehen Leuchtfeuer. Mit Neonröhren und Funkaggregaten bestückt, senden sie in einem bestimmten Rhythmus Blink- und Funksignale. Es sind Orientierungszeichen für den Flugzeugführer, nach ihnen richtet er sich, wenn er auf Landekurs ist, an ihrem verschlüsselten Spruch, Code genannt, erkennt er seinen Heimatflugplatz, über ihren Standort kontrolliert er seinen richtigen Anflug.

Bis zu 60 Kilometer weit können die Neon-Code-Leuchtfeuer ihr purpurrotes Licht werfen, geleiten sie den Piloten sicher zur Erde zurück. Damit diese Signale nie versiegen, dafür stehen die Soldaten der Flugsicherungskompanie ein. Ihnen obliegt die Wartung dieser Signal-, der Navigations- und Lichtanlagen auf dem Flugplatz. Hier sind rund 600 Lampen installiert. Darüber hinaus stehen Landescheinwerfer bereit. Aber nicht genug damit: Die Genossen der Flugsicherung verfügen außerdem über Richtfunk-, Funk- und Funkmeßanlagen. Notwendige Technik, um in jeder Gefechtslage und bei jedem Wetter, am Tage und in der Nacht alle Flüge innerhalb ihres Flugleitungsbereichs zu kontrollieren.

Die Genossen der Flugsicherungskompanie sind Partner der Flugzeug- und Hubschrauberführer, helfen ihnen, die Gefechtsaufgabe zu lösen, garantieren einwandfreie Starts, Flüge im Platzgebiet und Landungen. Minuten, ja Sekunden sind es, die mitunter über das Gelingen des Einsatzes entscheiden. Vertrauen auf die solide Technik, vor allem aber auf die Arbeit der Soldaten am Boden, auf die Funker, Funkorter, Fernsprecher, Mechaniker, Funkmeßoberdispatcher, Truppführer ist da unerläßlich. Das trifft im besonderen Maße für den kompliziertesten Flugabschnitt, das Landen, zu. Rund 100 Handgriffe hat da ein MiG-Pilot auszuführen, Geräte und den Luftraum zu beobachten. Meteorologische Bedingungen erschweren alles. In dieser Situation muß er sich auf die Männer am Boden verlassen können.

Der Autor dieses Beitrages war einige Tage in solch einer Einheit und berichtet in einigen Episoden über ihre Arbeit.

Alarm!
Fernfunkfeuer gestört!

Nach halbstündigem Erkundigungsflug landet das Wetterflugzeug. Sein Flugzeugführer hat günstige meteorologische Bedingungen auf der vorgesehenen Flugstrecke der Jagdflieger ermittelt. Wie geplant, kann also die Gefechtsausbildung beginnen, können die MiGs auf die Start- und Landebahn gerufen werden. Noch einmal schaut der Diensthabende der Flugsicherungszentrale auf die Pulte. Plötzlich stutzt er: «Nanu, das kann doch nicht wahr sein!» Die optische Anzeige des Überwachungsempfängers blinkt nicht rhythmisch, dann erscheinen verzerrte Signale, Nebengeräusche. Er drückt ein paar Tasten, reguliert

die Abstimmung, nichts ändert sich. Dann ist es ihm gewiß: Zusätzlich zum Fernfunkfeuer der Nebenlanderichtung hat sich plötzlich das von der Hauptlanderichtung eingeschaltet. Eine einmalige Situation, noch nie eingetreten! Die eindeutige Navigation der Flugzeugführer jedenfalls ist nicht möglich, sie werden irritiert. Alarm für die Einsatzgruppe des Flugsicherungszuges!

Truppführer Unteroffizier Richter und Soldat Flegel, der Mechaniker, springen in ihren UAZ, ein kleines Geländefahrzeug, fahren zum einige Kilometer entfernten Fernfunkfeuer. Werden sie den Kampf gegen die Zeit gewinnen? Werden sie klug genug sein, den Fehler zu ermitteln, ihn zu beseitigen? Wird der heutige Flugtag stattfinden, werden die vielfältigen Vorbereitungen nicht umsonst sein? Genosse Richter fühlt, daß die Genossen des Geschwaders jetzt auf sie beide warten, der pünktliche Beginn von ihnen abhängt. Er weiß, wie er vorgehen muß, schaltet die Anlage ab. Damit ist erst einmal die Einsatzbereitschaft des Systems wieder gegeben, die Navigation für den Piloten eindeutig. Die Ausbildung kann beginnen. Jetzt kommt es darauf an, den Fehler an der defekten Fernsteuereinrichtung zu finden, der zur Selbsteinschaltung führte. Er kontrolliert systematisch einen Teil nach dem anderen. Nach zwanzig Minuten findet er eine durchgebrannte Feinsicherung, wechselt sie aus. Ein unscheinbares Teil hätte die MiGs vorerst fast am Boden festgehalten. Kleine Ursache, große Wirkung. Ein Stein fällt beiden vom Herzen, als der Unteroffizier zum Telefonhörer greift und melden kann: «Fehlerursache beseitigt, Funkfeuer wieder einsatzbereit!»

Die MiGs zurückholen?

Truppführer Unteroffizier Thieme und Unteroffizier Böhm, ein noch unerfahrener Funker, erhalten den Auftrag, ihre mobile Funkstation im Gelände, etliche Kilometer vom Flugplatz entfernt, aufzubauen. In dieser Gegend werden junge Flugzeugführer Luftkampfmanöver üben, und beide haben sie dabei zu unterstützen. Die Unteroffiziere sind guter Dinge, haben sie doch am Vortage alles tipptopp in Ordnung gebracht und überprüft. Und doch – nach einer Stunde Arbeit senden sie einen Hilferuf zur Flugsicherungszentrale: «Elektroaggregat arbeitet unstabil. Bitten um ein neues.»

Fähnrich Pikos fährt los, bringt ein Reserveaggregat zum Aufbauplatz, schließt es an. Einwandfrei arbeitet es. Die fliegerische Ausbildung kann also ungestört weiterlaufen. Doch nach 15 Minuten verstummt die Anlage. Wechsel auf das erste Aggregat. Da knallt es. Kurzschluß in der Spannungsverteilung! Die Funkstation ist ohne Strom! Was nun? Die Ausbildung der Jagdflieger abbrechen lassen, zurück zum Flugplatz fahren, in Ruhe dort alles überprüfen? Der Fähnrich verwirft diesen Gedanken. Flugstunden kosten viel Geld. Eine Menge Menschen und Technik sind aufgeboten. Die Truppe darfst du nicht im Stich lassen.

Fähnrich Pikos beruhigt den nervös gewordenen Unteroffizier Böhm, läßt sich auch nicht von der Erregtheit des Flugleiters anstecken, der dauernd anruft. Zwar arbeitet der Flugleiter inzwischen mit einer kleinen Reservestation, aber diese hat nur eine geringe Reichweite, und die Flugsicherheit kann man mit ihr nicht mehr voll gewährleisten, die Übung müßte also doch bald abgesetzt werden.

Der Fähnrich breitet ein Schaltbild aus, überprüft Sicherungen und Spannungsstabilisatoren, kreist nach und nach die Fehlerquelle ein, stößt endlich auf eine durchgebrannte Spule in einem Relais, kurze Zeit später ist der Fehler behoben. Das Aggregat läuft! Eine spannungsgeladene halbe Stunde ist vorüber. An der fliegerischen Gefechtsausbildung gab's keinen Abstrich!

«Ruhe bewahren, nicht die Übersicht verlieren!» spricht Rudolf Pikos, der erfahrene Spezialist, die beiden Funker an. «Und dann logisch vorgehen, überlegen. So regelt sich vieles.»

Zwölf saubere Landungen

Längs des Flugplatzes, geschützt in einem Bunker, arbeitet die Flugleitung. Mit ihr verbunden ein schmaler Raum, in dem Halbdunkel herrscht. Dort sitzen vor einer Reihe von Funkmeßanlagen Landeleiter, Funkmeßoberdispatcher, Steuermann, Höhenfunkorter – die Sichtgerätegruppe. Über Wechselsprechanlagen schallen Befehle aus dem Gefechtsstand. Die eintönig summenden Ventilatoren kämpfen vergeblich gegen die drückende Schwüle. Intensiv blickt Unteroffizier Günther, der Funkmeßoberdispatcher, auf den Bildschirm mit dem kreisenden Auslenkstrahl, der Runde um Runde die Bewegungen der Antenne nachzeichnet. Weitab fliegen zwölf MiGs, erfüllen eine Ausbildungsaufgabe. Nach ihrer Übung hat sie der Unteroffizier gemeinsam mit dem Landeleiter zum Heimatflugplatz zu führen, auf den richtigen Landepfad zu leiten. Aber werden sie zurückkehren können? Draußen hat starker Regen eingesetzt, tief hängen die nächtlichen Wolken. Ein Wettereinbruch! Jetzt wäre es notwendig, die MiGs zum Ausweichflugplatz zu schicken. Doch vom Gefechtsstand kommt der Befehl: «Nicht möglich. Auch dort Wettereinbruch. Müssen hier landen!» «Oh, das wird hart», durchzuckt es Genossen Günther. Schon legt der Landeleiter neben ihm fest: «Aufgrund des Wetters Abstand 10 Kilometer halten!» Da erscheinen auf seinem Bildschirm drei Leuchtpünktchen, die ersten Maschinen. Der Unteroffizier identifiziert sie als eigene, schreibt sich ihre Indexe, ihre Erkennungszeichen, auf eine Planchette und erkundigt sich, wer den niedrigsten Kraftstoffrest hat. Diese Maschine muß zuerst landen. Wird der erste Anflug gelingen, wird der Flugzeugführer den Platz rechtzeitig erkennen? Oder muß er womöglich durchstarten und in die zweite Platzrunde gehen, die ganze Sache noch mehr erschweren? Lutz Günther weiß um seine Verantwortung, keine Komplikationen entstehen zu lassen, die MiGs wechselseitig, nacheinander, genau, aber auch zügig auf den Landepfad einzuordnen.

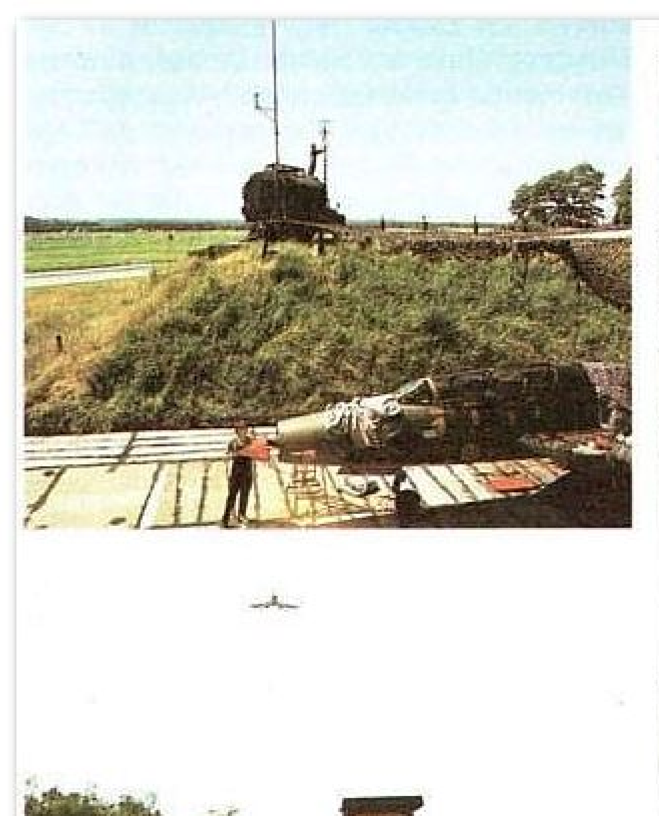
«Kurs 180 ... Gleitflug 2150 Meter ... Einkurven auf Landekurs ...», spricht er den Flugzeugführer an, achtet darauf, daß das Kommando fehlerlos quittiert wird, die Maschine den richtigen Kurvenpunkt anfliegt, internationale Flugtrassen oder Sperrzonen nicht verletzt werden.

Schon spricht er die weiteren Flugzeugführer an. Neue Überlegungen sind nötig, denn jede Maschine fliegt anders, schafft eine veränderte Situation. Zuerst die Linke nehmen, denkt der Dispatcher, sie hat den günstigsten Kurs, braucht keine langwierigen Manöver. Dann die nächste ... Achtung! Die erste MiG nähert sich mit einer Geschwindigkeit von etwa 450–500 km/h der Start- und Landebahn. Jetzt wird sie an den Landeleiter übergeben! «Bei 20 Kilometer: Index 221.» «Aufgefaßt», quittiert dieser. Die beiden sind eingespielt, verstehen sich. Unerläßlich gerade bei diesem komplizierten Landevorgang, wo es Schlag auf Schlag geht und die Flugzeugführer den Platz erst Sekunden vor dem Aufsetzen erkennen. Unteroffizier Günther hört von draußen Triebwerksgeräusche: das Zeichen, daß die erste MiG soeben sicher gelandet ist. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn, notiert die Reihenfolge der nächsten Flugzeuge, die in den Auffassungsbereich der Funkmeßlandeanlage einfliegen; fiebert mit jedem sich bewegenden Leuchtpünktchen auf seinem Bildschirm, beobachtet, wie die Flugzeugführer ihre Maschinen auf den von ihm befohlenen Kurs einfädeln.

Eine Maschine nach der anderen setzt, einen Schweif sprühender Nässe nach sich ziehend, auf der Start- und Landebahn auf – aus dem ersten Anflug und ohne Schaden! Als nach 25 Minuten die letzte Maschine landet, atmen alle im Raum auf, lehnen sich mit durchschwitzten Rücken zurück: «Manometer – so schnell nicht wieder!» Schnell jedoch handelte der Geschwaderkommandeur, der sie alle belobigte.

Lappalie nicht erkannt

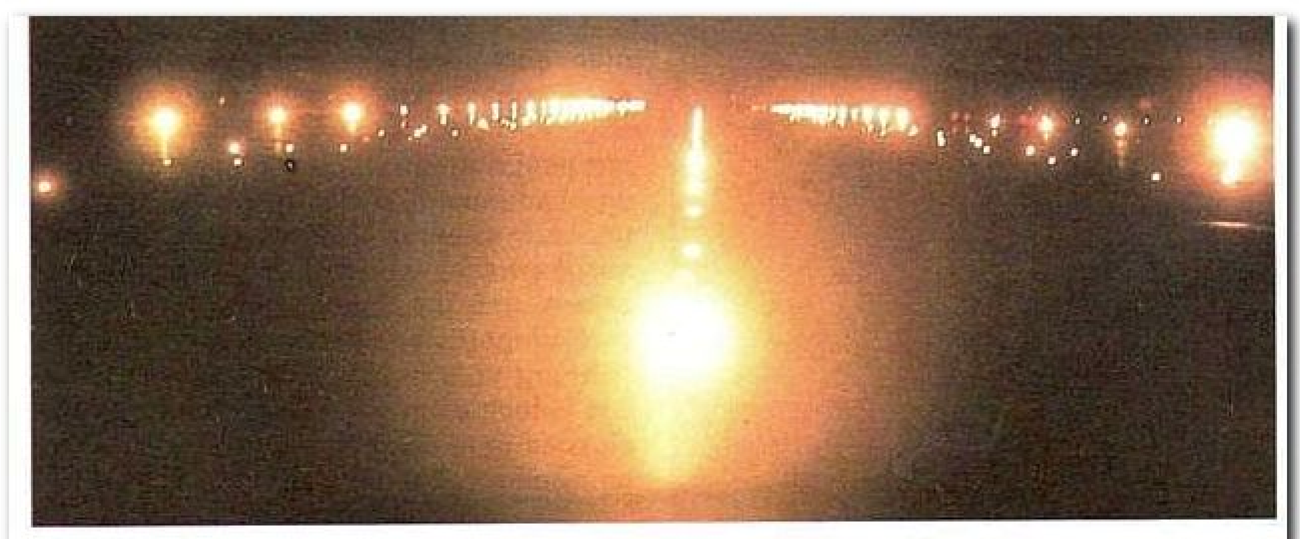
Unablässig drehen sich die breit ausladenden Rundblickantennen um ihre Achse, su-





chen mit ihren elektronischen Strahlen den weiten Himmel ab. Einige Meter daneben ist die Höhenfinderantenne aufgerichtet, ihre Form erinnert an eine große, grüne Bananenschale, die unaufhörlich auf und nieder wippt. Höhenangaben der Flugzeuge, ihr Gleitweg, werden damit empfangen. Am Sichtgerät des Höhenfinders in der abgeschlossenen Kabine eines Spezialfahrzeugs sitzt Soldat Schneidewind, der Funkorter. Monoton schnarren die elektronischen Geräte, verbreiten Wärme in dem abgelichteten Raum. Rhythmisch funkeln kleine helle Lichtpünktchen auf dem mattgrünen Sichtschirm, verfolgt von den Augen des Funkorters. Die Pünktchen zeigen ihm die sich ständig verändernden Standorte der Jagdflugzeuge an, die hoch droben ihre Luftmanöver fliegen. Aus der Wechselsprechanlage tönt in regelmäßigen Abständen eine Stimme. Sie gehört dem Steuermann vom Dienst. Er fordert die Höhenwerte ab. Sie sind für ihn unerläßlich, damit er die superschnellen MiGs sicher dirigieren kann.

Plötzlich schrickt Soldat Schneidewind auf. Die Antenne schwenkt nicht mehr! Woran kann das liegen? Eine Havarie? Unmöglich, es ertönte doch kein Signal! Schon fordert der Steuermann die neuen Höhenangaben. Der Funkorter muß passen, meldet den Ausfall der Antenne. «Störung sofort beseitigen!» fordert der Steuermann. Er wird ungeduldig. Eine Vereinigung von zwei Flugzeugen deutet sich an seinem Bildschirm an. Er braucht dringend die Höhen, damit er den Maschinen eventuell einen anderen Kurs übermitteln kann. Es darf zu keiner gefährlichen Annäherung, zu keinem Flugvorkommnis kommen!



In einem getarnten Fahrzeug neben der Rollbahn befindet sich der Start- und Kontrollpunkt

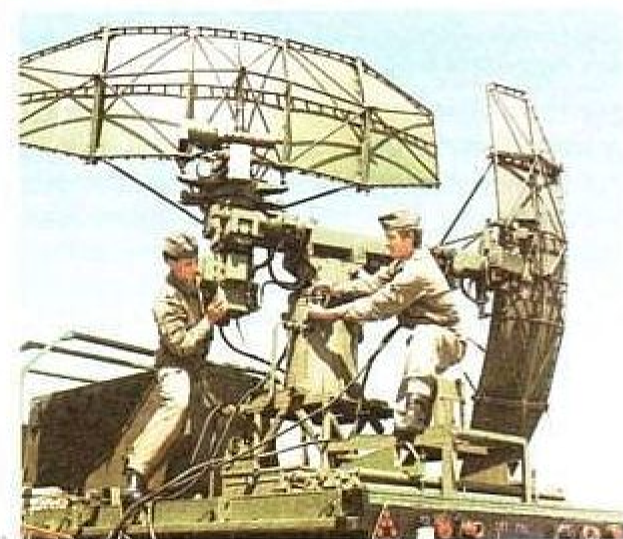
Die Signale des Nahfunkfeuers vor dem Flugplatz ermöglichen dem Flugzeugführer letzte Korrekturen für den richtigen Landeanflug

Blick in das Innere einer fahrbaren Funkmeßlandeanlage

Rund 600 Lampen auf dem nächtlichen Flugplatz orientieren die Flugzeugführer: Impuls-, Unterflur-, Allrichtungs- und Richtungsfeuer

Sorgfältige Wartung der Antennen

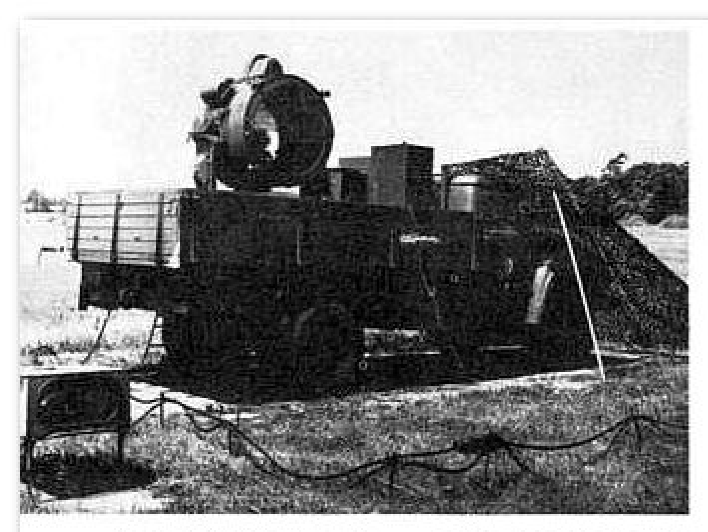
An diesen Sichtgeräten bei der Flugleitung sitzen Landeleiter, Funkmeßoberdispatcher, Steuermann, Höhenfunkorter





Soldat Schneidewind wird nervös. Er betätigt wahllos mehrere Bedienelemente, atmet erleichtert auf: Die Antenne dreht und schwenkt wieder. Sofort meldet er die benötigten Höhenwerte. Doch nur wenige Augenblicke vergehen, da steht die Antenne wieder. Erneut kann er keine Angaben übermitteln. Schweiß perlt von seiner Stirn herunter, während er hastig Knöpfe drückt, Hebel umsetzt. Sekunde um Sekunde vergeht, am Antennenmechanismus tut sich nichts. Der Soldat kann sich den Fehler nicht erklären, weiß nicht, wo er suchen soll, meldet unsicher dem Steuermann: «Ausfall der Dreh- und Schwenkmotoren.»

Der Stationsleiter, Leutnant Zieger, wird aufmerksam. Blickt kurz auf die Apparaturen, klettert aus der Kabine, schaut draußen nach dem Rechten. Und siehe da: Das Tarnnetz hat sich im Blockierungsschalter der Antenne verfangen, der kräftige Wind hatte es dort hineingepustet. Wahrscheinlich war das Netz auch nicht fest verzurrt



Landescheinwerfer auf dem Flugplatz beleuchten nachts den Aufsetzpunkt auf der Rollbahn

gewesen. Unverzüglich wird der Schaden behoben, die Station arbeitet stabil weiter, meldet die neuen Höhenangaben an den Steuermann. Der hatte inzwischen den Jagdmaschinen einen anderen Kurs befohlen, die kritische Luftlage bereinigt. Für Soldaten Schneidewind indes, einem psychisch und physisch noch wenig gestählten Funkorter, gab es einige harte Worte durch seinen Stationsleiter – und praktische Hinweise, wie man künftig vorgehen müsse. Er wird in Zukunft derartigen unerwarteten Ereignissen erfahrener und gefaßter entgegentreten.

Landescheinwerfer fernbedient

Die sowjetischen Freunde von der Partnereinheit kommen zu Besuch. Nach Sport und Spiel und Mittagessen wird den Spezialisten die Technik gezeigt. Aufmerksam schauen sie sich in der Flugleitung um, einige Elemente sind ihnen neu.

Pjotr, Major und Stellvertreter des Kommandeurs für Technik, hat es besonders die Fernbedienung der Landescheinwerfer angetan. Einzeln oder in Gruppen können mit einem Knopfdruck die längs der Start- und Landebahn in Höhe des Aufsetzpunktes aufgestellten Lichtspender ein- und ausgeschaltet werden. Die Gastgeber erzählen, daß die Scheinwerfer in der Industrie umgerüstet werden, die Fernwirkeinrichtung vom Arbeitsplatz des Flugleiters aus jedoch nach vorgegebenem Projekt im eigenen Bereich entstanden ist. «Gute ökonomische Lösung», meint Pjotr. Auf seinem Flugplatz sei noch die Ortsbedienung Mode, das Arbeiten am Gerät selbst. Nicht zu vergleichen mit dem hier. «Kann ich eine Konstruktionszeichnung bekommen?» Fragend blickt der Major seine Gastgeber an. Seine Bitte wird ihm erfüllt, eine Kopie der Schaltunterlagen hergestellt. «Und wenn ihr das Mustergerät baut, werden wir euch helfen.»

Das war selbstverständlich, so wie im umgekehrten Falle etliche Monate vorher. Auch da waren sowjetische Sergeanten und Offiziere Gäste der Flugsicherungskompanie. Unsere Genossen wandten sich an einen Funkmeßobermechaniker, ob er in der Funkmeßstation einmal nachsehen könne. Das System zur Festzielunterdrükkung und damit zur Verbesserung der Arbeit in geringen Höhen und bei schlechten Wetterbedingungen sei bei ihnen nicht in Ordnung. Wolken und Geländeobjekte erschienen zu stark auf dem Bildschirm. Der Sergeant ließ sich das nicht zweimal sagen. «Wo ist das Werkzeug?» Er prüfte, maß, verglich, veränderte, kam auf die Störung, die den Unsrigen nicht bekannt war. Seitdem funktioniert diese Betriebsart auf dem Bildschirm wieder «karascho».

Ein zweifacher Millionär

Hans Bach

Zwei Scheinwerfer stoßen ihr spitzes, blauweißes Licht in die Baugrube, hüllen alles in gespenstisches Weiß, lassen die mickrigen Pflanzen und die Erdkrumen überdeutlich und langschattig aus dem Schwarz der Nacht ragen. Aus der Baugrube taucht ein Kopf auf. Dann die Schultern und die Arme. Die Hände – in diesem Licht fast dunkelbraun – nehmen aus der aufgeklappten Tasche ein Instrument. Im nächsten Moment verschwindet die Gestalt in der Tiefe der Grube, gleich darauf taucht sie erneut auf. Elastisch springt der Mann nach oben. Ist kaum ein paar Schritte gegangen, als ihm aus der Finsternis andere Männer entgegenkommen.

«Was ist, Genosse Seifert?» wendet sich ein Offizier an ihn.

Der Sprengmeister sieht sie der Reihe nach an. Weiß, was sie erwarten. Sein Blick wandert zur Straße, hinüber zur Absperrung, hinter der eine Autoschlange steht. Die Fahrer warten darauf, daß die Tankstelle wieder öffnet. Sie verstehen nicht, warum sie mit einemmal warten müssen, und starren ungeduldig aus den herabgelassenen Fenstern in die Finsternis.

«Die Autos wegschicken», erklärt Sprengmeister Major Seifert, «alle müssen weg.»

Einer aus der Gruppe entfernt sich, und es dauert kaum eine Minute, als die Autofahrer, murrend und vor sich hinschimpfend, abfahren.

«Eine Bombe», erklärt der Sprengmeister. «England 1200 Kilogramm, LZZ Nummer siebenunddreißig.» Er sieht es den Blicken der anderen an, daß man ihn nicht verstanden hat. «Langzeitzünder Nummer siebenunddreißig», erklärt er nun, «mit Ausbausperre.»

«Aber sie ist doch zu transportieren», erkundigt sich der vom Bezirkskommando erschienene Oberstleutnant der Bereitschaftspolizei.

«Nein», antwortet Gerhard Seifert ruhig, «nicht zu transportieren.»

«Nicht zu transportieren?» Der Direktor vom VEB Minol schreit es fast. «Das geht doch nicht! Wir können hier an der Autobahnauffahrt nicht eine Tankstelle in die Luft jagen, nur ..., nur weil ...» Er spricht nicht weiter, weil er hätte sagen müssen, weil die Zeit den Zünder labilisiert und die Bombe dadurch zu einem unwägbaren Risiko gemacht hat.

«Das ist ein mieses Spiel», sagt Seifert, «der Zünder ist ein wenig abgeknickt. An jedem Punkt der Welt hätte ich gesagt: Sprengladung ran und hoch das Ding! Mehr geht nicht.»

«Und hier?» Die Frage des Direktors klingt bang, aber ein wenig Hoffnung ist da schon. Ein ganz klein bißchen Hoffnung.

Seifert antwortet nicht. Sein Blick geht vorbei an dem Stab, der schweigend wartet, geht vorbei an den Tankstellenaufbauten, berührt die Autobahn, über die Fahrzeugkolonnen rollen. Ruhig. Gleichmäßig. Manche blinken rechts, wollen einbiegen, werden abgewiesen.

«Ja, ja», sagt man ihnen, «fahren Sie weiter, wir versorgen Sie weiter vorn.»

«Zuerst müssen das Benzin und der Dieselkraftstoff abgepumpt und aus der Gefahrenzone gebracht werden», sagt der Sprengmeister.

Der Direktor geht nur wenige Schritte zum Sprechfunkgerät, in das er seine Anweisungen gibt.

Jetzt haben sie Zeit, begeben sich in das leere Tankstellengebäude, nehmen im Aufenthaltsraum Platz. Seifert fordert ein Hundert-Meter-Kabel, eine Bohrmaschine und einen Feuerwehrschlauch an. Die Stimmung im Raum ist gedrückt.

Jeder denkt an das, was kommen könnte: Neuaufbau der Tankstelle, also Abzug von Arbeitskräften aus anderen Objekten. Informationen an die Autofahrer. Gerüchte, denen man entgegentreten muß: Schon gehört, da hat einer die Tankstelle in die Luft gejagt. Und das mitten im vollsten Verkehr ... Gerüchte, um sich interessant zu machen. Um Aufmerksamkeit zu wecken. Aus Bosheit. Dummheit. Unwissenheit ...

Dumpfes Schweigen in dem Aufenthaltsraum. Club- und Semperwölkchen vermengen sich. Die Luft wird dick. Man könnte sie zerschneiden. Dann endlich kommen die Fahrzeuge. Mächtige Tankwagen. Die Angestellten tauchen hinter dem Absperrkreis auf. Pumpen werden angeworfen. Motoren dröhnen. Augenpaare starren auf Anzeigen. «Das mache ich zum erstenmal», sagt einer der Tankfahrer, «Benzin abholen.»

Gerhard Seifert schaut zu, interessiert und schweigend. «Wieviel bleibt drin?» Seine Frage ist an einen Tankwart gerichtet. Der hebt die Schultern. Er weiß es nicht. Seifert geht in den Aufenthaltsraum zurück. Erkundigt sich dort.

«Genug», sagt der Direktor, «daß man den Flammenschein noch in der Stadt sehen könnte. Genug.» Genaue Zahlen kennt er auch nicht. Da müßte einer der Ingenieure oder Techniker hier sein. Ist aber nicht. Draußen fahren die Fahrzeuge davon. Plötzlich ist es unglaublich still. Die Pumpenmotoren schweigen, die Fahrzeuge sind abgefahren.

Der Direktor sieht Seifert einen Moment an. Bittend. Die Hoffnung in den Augen, die Katastrophe zu verhindern. Dann wendet er sich ab. Die anderen Verantwortlichen des schnell gebildeten Stabes folgen ihm.

Major Gerhard Seifert nimmt das Bohrgerät und sieht ihnen hinterher, wartet, bis alle den Gefahrenkreis verlassen haben. Jetzt erst wendet er sich der Lichtgrube zu. Die beiden Scheinwerferaugen starren in das aufgerissene Erdwerk. Seifert taucht ein in das Licht, verschwindet in dem Rachen aus schwarzer Erde und Gestein. Er verbindet das Bohrgerät mit der Leitung,



die er hinter sich herzieht. Jaulend beginnt das Gerät seinen Lauf. Unendlich vorsichtig, so daß es keine merklichen Erschütterungen gibt, setzt der Major den Bohrer an. Einmal. Zweimal. Dreimal. Der glitzernde Bohrkopf frißt sich in das Metall. Der Grund, auf dem der Major steht, ist inzwischen matschig, schlammig. Denn aus dem feinen Schlauch stößt ein kalter Wasserstrahl ununterbrochen gegen das Metall, und Wasser ergießt sich auf den Bo-

den. Präzis dort trifft der Strahl auf, wo der Bohrkopf aufsetzte. Inzwischen hat der Major den Bohrkopf gegen den Fräskopf ausgetauscht. Und wieder ist der Wasserstrahl da, während ein Teil des blanken Messingzünders weggefräst wird.

Der Sprengmeister schaltet das Gerät aus, legt es am Grubenrand ab. Nur noch ein Geräusch ist um ihn: Ein feiner Nachtwind ist aufgekommen. Er klettert aus der Grube, reckt sich einmal. Nimmt einen größeren Werkzeugwickel und eine Tasche und springt zurück in die Tiefe, bemerkt jetzt erst, daß das Wasser unter seinen Füßen aufspritzt. Hat es im selben Augenblick schon wieder vergessen. Jetzt folgt der Teil der Arbeit, der die Hände eines Neurochirurgen erfordert: Mit einer Pinzette muß die Ampulle mit dem Lösungsmittel entfernt werden. Die Ampulle ist zwar so eingepaßt, daß die Bombe unbedenklich transportiert und abgeworfen werden kann, wird aber die Ampulle zerstört, kann das Lösungsmittel auf die Schlagbolzenhalterung einwirken, und dann ist der Zünder empfindlich – zudem, wer weiß, welchen Einfluß der einstige Aufschlag genommen hat. Hat das Glas Sprünge? Feinste Haarrisse?

Für die hinter den Absperrungen Wartenden verstreicht die Zeit quälend langsam. Sie hören nichts und sehen nicht, was dort, im grellen Lichterviereck, geschieht.



Zur Entschärfung einer USA-Fliegerbombe wird eine Pulverturbine am Heckzünder angebracht

Bergung eines Torpedos aus dem Alten Strom in Rostock-Warnemünde

Freilegen des Heckzünders einer amerikanischen Fliegerbombe in 2,50 m Einschlagtiefe

Der Major ist bei dem letzten Teil der Arbeit angekommen. Wie zwei wunderbare metallene Greifer, ohne das geringste Zittern, halten seine Hände das Werkzeug, mit dem er die Reste des Zünders samt der Ausbausperre aus der Aufnahmebuchse zieht. Dabei darf nicht die Spur einer Dre-

hung auftreten. Axial nennen Techniker eine solche Bewegung. Axial, das heißt in diesem Fall: äußerste Konzentration, völlige Körperbeherrschung. Nerven wie Drahtseile.

Die einst gefährlichen Teile liegen am Grubenrand. Der Bombe selbst sieht man nicht an, daß sie jetzt harmlos ist, nicht mehr explodieren kann. Der Sprengmeister taucht auf. Er transportiert die ausgebauten Teile fort. Erscheint erneut. Hebt den rechten Arm.

Die Absperrung fällt, und die Menschenwoge der Wartenden flutet ihm entgegen. Gratulationen. Freudebekundungen. Die Motoren der Tankwagen brummen irgendwo auf. Nun wird es nicht mehr lange dauern, und der normale Betrieb kann wieder aufgenommen werden. Wieder ist der Schatten des Krieges, der in Form von Blindgängern und Munition noch immer auf unserem Land liegt, ein Stück kürzer geworden. Das ist der Alltag des Majors Seifert. Täglich wird Munition gefunden: Bomben, Minen, Granaten, Torpedos, alte, völlig verrostete Panzerfäuste ...

Gerhard Seifert ist Jahrgang 1922. Als er eingeschult wurde, verlor sein Vater den Arbeitsplatz. Blieb fünf lange Jahre ohne Einkommen: Weltwirtschaftskrise. Und Vater Seifert, gelernter Dreher, mußte bei Bauern Hilfsarbeiten verrichten, um einige Pfund Kartoffeln oder Möhren für seine Familie zu bekommen. Die Mutter saß in der Zeit in einer schlecht beleuchteten Hutfabrik und nähte, nähte, nähte ... Wem etwas nicht paßte, der konnte ja gehen. Für jeden Arbeitsplatz gab es Hunderte Bewerber. Und wie der Vater so lernte auch Gerhard einen Metallberuf, wurde Dreher. Seit 1933 hatte auch der Vater wieder Arbeit. Der zweite Weltkrieg kündigte sich an: Granaten, Zünder, Waffen wurden hergestellt. Als Lehrling wurde Gerhard schon mit Munition bekannt.

Gerhard Seifert wurde Flieger. Als Jugendlicher war er Segelflieger, später flog er in den Krieg. Das Neue, der gewaltige technische Fortschritt, die Fliegerei begeisterte ihn. Und es dauerte lange, ehe er begriff, daß ein solches System ohne Versklavung fremder Völker, brutale Unterdrükkung des eigenen Volkes und Vernichtung der Andersdenkenden nicht auskommen konnte. Ein weiter Weg.

Er wurde als Jagdflieger in der Heimat eingesetzt und glaubte es günstig getroffen zu haben. Doch das änderte sich rasch. Es kamen die anglo-amerikanischen Bomberströme und mit ihnen die Fernjäger «Lightning» und «Thunderbolt». Jeder Angriff – und zwischen zwei Angriffen lagen manchmal nur zwei oder drei Stunden Dämmerschlaf – konnte der letzte sein. Aus den einzelnen Alarmen wurde im Verlauf des Krieges Daueralarm. Man lag in voller Montur auf durchgewetzten Sesseln in schmucklosen Räumen und wartete auf das Heulen der Sirene. Unrasiert, apathisch, ausweglos ...

Als sich der Krieg seinem Ende näherte, gab es keinen Treibstoff, keine Ersatzteile, keine Maschinen mehr. Das fliegende Personal wurde kurzerhand zu «Fallschirmjägern» erklärt. Die so rekrutierten Fallschirmjäger fuhren mit der Eisenbahn, so es noch eine gab, oder mit Fahrrädern an die Orte, an denen sie Brücken und andere strategisch «wichtige» Objekte sprengen sollten. Und wer mit einem Fahrrad unterwegs war, konnte unversehens hinter der sich schnell verändernden Front sein. Als Gerhard Seifert vom Fahrrad stieg und einigen kanadischen Soldaten in die Gesichter blickte, war der Krieg für ihn zu Ende. Es folgte Kriegsgefangenschaft in Belgien. Arbeit im Bergwerk. Silikose, das heißt Staublunge wegen schlechter Ventilation vor dem Arbeitsplatz.

Der Neubeginn fiel schwer. Nicht nur Gerhard Seifert. Zerstoben ein «Abenteuer», das so romantisch, faszinierend begonnen hatte und blutig und barbarisch endete. Das Land ein einziges Trümmerfeld. Was also tun?

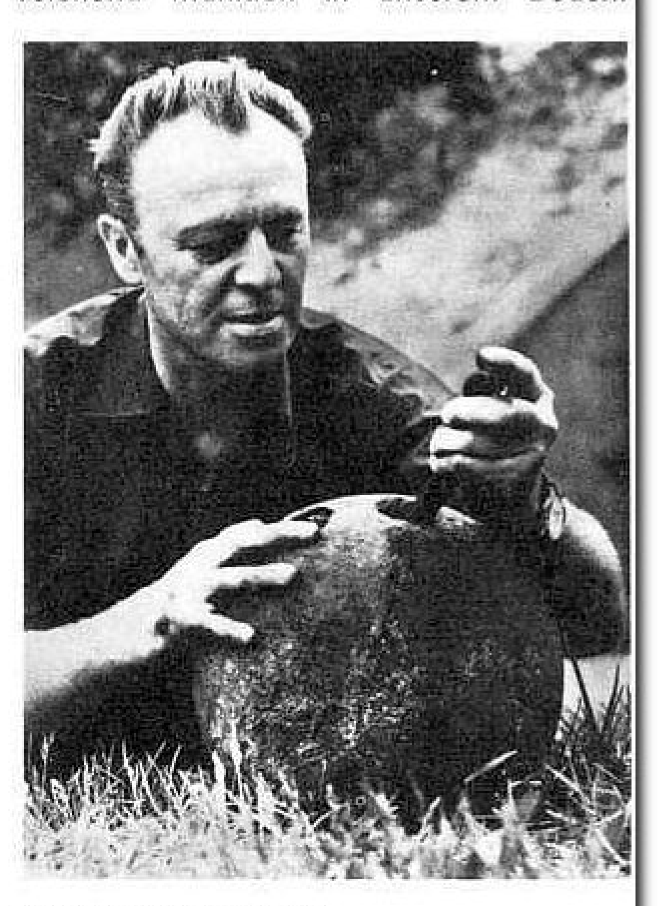
Gerhard Seifert arbeitete zuerst bei einem Privatunternehmer als Dreher. Diese Arbeit befriedigte ihn nicht. Er wechselte, wurde Kraftfahrer bei einem Treuhandbetrieb, der Munition barg. Und dann mußte das Auto in die Werkstatt. Für zwei Wochen. Seifert ging mit «auf das Feld», wie es hieß, suchte Munition: Granaten, Bom-

ben, Minen. Zwei Wochen sollte dieser Einsatz dauern, und er kam nicht mehr davon los ...

«Wie fängt so etwas an?» fragst du. «Mit vielem. Schon als Lehrling wurde ich mit Munition konfrontiert. Ich war also kaum zu verblüffen oder zu überrumpeln. Selbst wenn man nicht in die Munition hineinschauen kann, siehst du alles vor dir. Na ja – und Geld gab es. Mehr, als wenn du Kraftfahrer bist. Und es ist eine Herausforderung. Ja, es ist eine Herausforderung. Da liegt ein stummes technisches Gebilde, darauf programmiert, dich zu zerreißen. Und auf der anderen Seite bist du. Schwach. Zerstörbar. Aber du hast zwei geschickte Hände und einen Kopf. Und dieser Kopf will den Tod besiegen. Und deine Werkzeuge sind die Hände ... Das hat nichts mit dem Leichtsinn derjenigen zu tun, die sich auch einmal versuchen wollen und im Krankenhaus enden, günstigstenfalls. Du lernst im Umgang mit der Munition eiserne Disziplin. Sonst geht gar nichts. Und Nerven brauchst du, denn, wenn du siehst, wie zweihundert Meter neben dir einer zerrissen wird, der noch am Morgen mit seinem Kaffee neben dir saß, dann willst du erst einmal nicht mehr. Willst alles hinwerfen und weg ... Und damals, das war ein zusammengewürfelter Haufen. Zum Teil auch Entwurzelte, Abenteurer, Verlorene. Einige tranken zuviel. Und wer nicht mit sich klarkam und morgens schon am Hals der Flasche hing, der stolperte dann einfach vorwärts, löste so den Zünder der Schützenmine aus. Starb.

Und als die Volkspolizei die Sprengkommandos übernahm, da war es vorbei mit dem Sterben. Es wurde gesiebt. Verstehst du. Keiner verlangt, daß du Abstinenzler bist, aber du mußt wissen, wann du ein Glas leeren kannst, und du mußt einen klaren Kopf haben, wenn du auf das Feld gehst.

Inzwischen ist viel Zeit vergangen. Und die Zeit ist dein Feind. Sie tarnt die Munition, macht sie unkenntlich. Gleich nach dem Krieg war eine Mine eine Mine und eine Granate eine metallglänzende Granate. Das ist nicht mehr so. Alles verändert sich. Rost und Algenbewuchs maskieren die Gefahr. Und nun stell dir vor, in einem Dorfteich, in dem die Stalljauche eingeleitet wird, liegt eine Panzermine. Mehr als dreißig Jahre schon. Versuch dir auszumalen, wie sie jetzt aussieht. Von außen nichts als ein vielleicht veralgter oder von Schimmel überwachsener Rosthaufen. Aber innen ist sie topfit und wartet nur darauf, belastet zu werden. Die Sicherungen sind labiler geworden, weil die Sperren anfällig sind. Die Sicherungen. Alles andere ist unverändert. Verstehst du? Die Arbeit des Sprengmeisters wird immer schwieriger, nicht leichter. Und es liegt noch ausreichend Munition in unserem Boden.



Auch das kommt einmal vor: In einem Museum mußte eine Brandmischung aus einer Kanonenkugel, die vermutlich aus dem 30jährigen Krieg stammt, entnommen werden. Die Füllung dieser Kugel geriet in Brand, als ein Angestellter des Museums den Verschluß entfernte

Wenn du nur daran denkst, daß fast zwanzig Prozent der anglo-amerikanischen Zünder nicht angesprochen haben. Damals für die Menschen ein Glücksumstand. Heute etwas, das uns mit Sorgen erfüllt. Aber ich

rede zuviel, was? Du wolltest doch nur wissen, wie ich angefangen habe. Ein kaputtes Auto war schuld daran ...»

Der Anfang, das war nicht 1945 oder '47 oder '49, sondern 1950/51. Die junge DDR wandelte ihr Gesicht. Überall sollte gebaut werden, sollten Werke entstehen. Und überall war vordem gekämpft worden. Verbissen. Von der Oder bis nach Berlin, Neubrandenburg, Wismar. Und die Spuren des Kampfes, die Spuren des Rückzugs, Munition, Minensperren und Bombenblindgänger, gab es mehr als genug. So begann das unruhige Leben der Munitionsbergungsarbeiter. In Wohnwagen wurden sie an jene



Demonstration der Wirkung eines 20-mm-Flak-Geschosses

Orte verlegt, an denen später gebaut werden sollte: Eisenhüttenstadt, Schwedt, Leuna, Bitterfeld. Immer zogen die Männer dem Schatten des Krieges hinterher. Und immer wieder gab es Überraschungen. Unbekannte Zündsysteme. Flügelbomben. Raketen. Vielfach gesicherte Minen.

«Der Tod des Sprengmeisters», sagte mir der Major, «ist die Routine. Vielleicht ist das auch die Faszination, die mein Beruf auf mich ausübt. Es darf keine Routine geben. Keine Bombe ist wie eine andere. Keine Mine wie eine andere. Die Umstände, der Boden und die Vegetation, die klimatische Lage und das geologische Profil, die Feuchtigkeit oder Trockenheit, der Säure-Basen-Spiegel, alles kann auf die hochempfindlichen Zünder einwirken, sie verändern. Gehst du da mit Routine heran, lebst du nicht lange. Und noch etwas ist wichtig: Fünfundneunzig Prozent der Zünder kennst du, aber bei fünf Prozent oder vielleicht auch nur bei einem Prozent ist ein irrationales Element dabei, sagen wir: so eine Art Ahnung, Gefühl, Intuition. Das kann man nicht erklären. Stell dir vor, du bohrst ein Loch in einen Bombenleitwerksträger, siehst ins Innere, erkennst, was du wissen mußt. Eigentlich ist alles klar. Eigentlich. Und dann kommt das, was ich meine. Anstatt den Zünder abzuschrauben, sagst du: Da stimmt doch etwas nicht. Was da nicht stimmt, kannst du nicht sagen, kannst es nicht benennen. Du setzt also ein elektrisch betriebenes Entschärfungsgerät, das du dir selbst konstruiert hast, an, gehst in Deckung und betätigst den Motorenschalter. Hörst das leise Summen des Motors. Und dann: Das Stromkabel jagt in hohem Bogen über dich hinweg, und da vorn springt dieser Wacholderbaum aus Staub und Sand aus dem Boden, rast nach oben, wird unförmig und fällt zurück. Die Bombe ist detoniert. Nichts war in Ordnung. Und mehr weißt du nicht und erfährst du nicht. Nur dieses schemenhafte Bild und die Ahnung: Da stimmt etwas nicht ...»

Die Zeiten waren schwierig und unruhig, als sie durch die Republik zogen und die Munition aus dem Boden holten, aber das war nicht das ganze Leben. Nach Feierabend sandten sie zwei «Kundschafter» aus, die in Erfahrung brachten, wann in welchem Dorf Bums (Tanz) war. Und dahin gingen sie, die Männer von der Munition, warfen schon mal eine Saalrunde, und abseits standen sie nie. Doch das verlor sich. Der eine blieb hier, der andere dort hängen ... Und irgendwann einmal war die Ar-

beit getan. Die Großprojekte konnten errichtet werden. Die Munitionsberger hatten ihren festen Standortbetrieb.

«Und wenn heute eine Brigade loszieht, ein Feld, eine Meliorationsfläche oder eine Baustelle zu räumen und zu entseuchen, dann wohnt man je nach den Gegebenheiten in einem kleinen Hotel oder in einem Wohnwagen mit Kleinstküche, Fernsehapparat und Radio.»

Der Major hält inne, nur einen Moment. «Unfälle», sagt er gedehnt, und seine Augen wandern in die Ferne, «es gibt Unfälle, das ist ein trauriges Kapitel, weißt du. Noch immer sterben Kinder und Jugendliche. Fast nur Jungen, weil sie etwas finden und sich irgendwie beweisen wollen. Das ist überhaupt paradox: Eine zwei Meter lange Bombe würde kein Mensch anfassen. Niemand. Aber wenn so ein Ding nur fünfzehn Zentimeter lang ist, dann geht man dem zu Leibe. Mit Hammer, Zange, Schraubenschlüssel. Es ist, als glaube man nicht, daß das Kleinzeug auch töten kann. In Wirklichkeit töten beide: die Riesenbombe und die kleine Granate.»

Das, was sich dann anschloß, was jenen irreführenden Namen Alltag trug, bedeutete für den Sprengmeister eine ständige Erweiterung seines fachlichen Horizonts. Immer wieder gab es Überraschungen. Chemische Kampfstoffe waren produziert worden. Wenn sie auch nicht zum Einsatz kamen, wurde doch solche Munition gefunden. Es gab lenkbare Flügelbomben und Luft-Raketen. Objektzerstörer mit Annäherungszünder. Panzerbrechende Bomben. Rotationswasserbomben, Gleitminenbomben, Torpedos, Minenbomben und die sogenannte Erdbebenbombe. Die Demonstrationsobjekte in den Lehrkabinetten nahmen zu, die zusammenfassenden schriftlichen Aufzeichnungen des Majors erreichten den Umfang eines mehrbändigen Buches. Das alles hatte Gerhard Seifert für die Zukunft zusammengestellt, gesammelt, fixiert. «Für meinen Nachfolger», wie er immer sagte.

Die Zukunft aber hat schon begonnen. Seit dem Koreakrieg, der Israelaggression, dem Vietnamkrieg. Neue Munitionen werden konstruiert und eingesetzt. Die Sprengkraft steigt. Die Zielgenauigkeit nimmt zu und – die Elektronik findet Anwendung. Man hörte seinerzeit von Spinnen- und Ananasbomben, aber was sich dahinter verbirgt, all die teuflischen Mechanismen, die immer ausgeklügelteren Zündsysteme, kein Sprengmeister kann daran vorbeigehen. Und Gerhard Seifert beschäftigte sich sehr intensiv mit jenen in Vietnam eingesetzten Munitionsarten. Er schuf eine Zusammenstellung vieler verwendeter Zündarten, konnte nachweisen, daß sie häufig auf bereits im zweiten Weltkrieg entstandenen Zündern basierten, heute jedoch Elektronik und Mikroelektronik zur Anwendung kommen. Für diese Darstellung wurde dem Sprengmeister der Titel eines Ingenieurs zuerkannt.

Der Major weiß, daß inzwischen wieder eine neue Munitionsgeneration entstanden oder im Entstehen begriffen ist. Und das Wissen um Minen, die niemand mehr an sich heranlassen und sich nach einer bestimmten Zeit selbst zerlegen, die Kenntnis von endphasengesteuerten und nachbeschleunigten Granaten und der technische Hintergrund von zielsuchenden Bomben schafft zugleich die Möglichkeit, diese Munition fehlzulenken, ihnen ihre «Unfehlbarkeit» zu nehmen, sie durch geeignete Mittel zu irritieren.

«Ja», sagt er abschließend, «auch in der Waffentechnik hat die Zukunft begonnen. Und mit ihr entsteht wieder einmal ein neuer Wunderglaube. Leider ...»

«Weißt du», sagt er, als wir an einem schönen Herbsttag im gelblichen raschelnden Gras sitzen, die Stahltür des Munitionsbunkers vor Augen, «als ich noch ein Kind war, da wollte ich Millionär werden. Das lag sicher daran, daß Geld in meiner Familie immer knapp war. Vater arbeitslos ... Millionär wollte ich werden, und ich bin es geworden: zweifacher Millionär. Einmal PS-Millionär oder, wenn du so willst, Joulemillionär. Ich habe bestimmt schon einige Millionen PS daran gehindert, mit zerstörender Wucht loszugehen. Und wenn ich es genau überlege, dann bin ich vielleicht auch Kilometermillionär. Flugkilometermillionär, wenn man alles zusammenrechnet.

Angefangen von meinen eigenen ersten Flugversuchen bis heute, wo ich immer noch als GST-Fluglehrer bei der Stange bin, da sind etliche Kilometer zusammengekommen.»

Gerhard Seifert ist Segelfluglehrer bei der GST. Er muß immer wieder mal hoch, auftanken. Bilder auftanken. Schönheit auftanken. Erinnerungen auffrischen. Dort oben, von wo aus wir alle wie Ameisen wirken. Ihn zieht es zu den Wölkchen, die wie Bruchstücke eines märchenhaften endlosen Schneelandes anmuten. Dort hinauf muß er, dort, wo die kleinen Flüsse und Seen wie getriebenes Kupfer aussehen können.

Und wieder lächelt er auf die ihm eigene Art. Ich glaube ihn schon zu kennen, um zu wissen, was er meint. Was er wortlos sagt:

Das ist nicht Selbstzweck. Eigentlich geht es dabei nicht um mich. Es geht um die jungen Menschen, die das Fliegen erlernen, die dem Flugapparat und dem Luftraum ihre Geheimnisse entreißen wollen, um eines Tages in einer schnellen MiG zu sitzen und unseren Luftraum zu sichern. Um die Jugend geht es Seifert.

«Und die Enkel», sagt er plötzlich und lächelt mich auf seine entwaffnende Art an, «die sind auch mein Hobby. Was ich mit denen alles unternehmen muß. Von mir aus könnte der Tag achtundvierzig Stunden haben. Oder hundert Stunden.»

Ich frage ihn, was er machen würde, wenn es Munitionsalarm während des Fliegens gäbe.

«Flügel anlegen», antwortet er, «und direkt auf dem Funkstreifenwagen landen.» Wir lachen beide. Er lacht gern, der Major Seifert, und sein Lachen ist ansteckend.

Und eigentlich hätte alles so beginnen müssen: Ein großes farbiges Bild des Majors und die Unterschrift: Er bezwang den vielfachen Tod. Inzwischen sind mir Zweifel gekommen. Geht das überhaupt? Kann ein Foto zeigen, was diesen Mann auszeichnet? Kann man Vertrauen, Redlichkeit abbilden? Ist nicht gerade ein solcher Mensch, der, statt von sich zu reden, immer wieder auf außergewöhnliche Funde, auf die Leistungen seiner «Männer» und die noch zu leistende Arbeit kommt, einer, der mit einem Fotografen überhaupt nichts anfangen kann? Es muß wohl so sein. Ich habe auf keinem seiner Fotos sein Wesen entdecken können. Ich habe alles an den Bildern vermißt: das Feuer der Augen, jenes kaum merkliche Lächeln, das oft nur andeutungsweise seinen Mund umspielt, den feinen Spott, wenn die «Theoretiker» alles besser wissen wollen. Und ich habe auch diese einzigartige Fähigkeit auf keinem Bild gefunden, eine Gefahr als solche anzuerkennen, ohne sie zu beschönigen, zu verharmlosen, aber auch ohne sie überzubewerten.

«Was nützt es mir denn», sagt der Major, «wenn ich die Augen fest zukneife, ein nasses Handtuch über eine Mine werfe und so tue, als sei da nichts. Ich kann mit einer furchtbaren Sache nur so fertig werden, daß ich mir und meinen Männern sage: Ja, da ist etwas, und das ist so mächtig, daß es uns alle zerfetzen kann, aber ... Aber wenn wir uns anstrengen, dann sind wir wahrscheinlich in der Lage, die Gefahr zu überwinden. Also, wer hat Vorschläge?»

Major Seifert liebt Pilze, die er selbst gefunden hat, und Schabefleisch oder Leber, sie kann auch roh sein. Und ganz besonders Wurst, die von den Bauern noch selbstgemacht ist. Und er liebt Kartoffeln, die normal gewachsen und nicht «aufgepeppt» sind. Er liebt die Natur. Er liebt sie auf eine ungebrochene Art, die ohne Schutz und Verantwortung nicht denkbar ist.

«Weißt du», sagt er, «ich muß ehrlich arbeiten. Und du doch sicher auch. Oder?»

Und er wartet, bis ich es ihm bestätige, dann fährt er fort: «Stell dir vor, wir wollten hundertzwölf Prozent bringen, würden also, wenn wir auf einer Fläche zwei Granaten gefunden haben, hundert Prozent melden und woanders hingehen, um möglichst viel zu schaffen. So, jetzt fangen sie auf der von uns entseuchten Fläche an zu bestellen, zu pflügen oder zu bauen. Aber weil wir flüchtig waren und schnell weitergehen wollten, haben wir eine Mine übersehen. Oder zwei. Begreifst du, was das bedeutet? Wir müssen einfach gründlich arbeiten. Ungeheuer gründlich und gleich-

zeitig schnell. Denn die Anzahl der zu entseuchenden Flächen nimmt nur langsam ab; es gibt noch genug zu tun. Es wird melioriert und gebaut. Und immer wieder stößt einer auf Munition. Oder es besteht der Verdacht, daß da irgendwo Munition liegt, weil da einst Kampfhandlungen stattgefunden haben. Oder einer fliegt in die Luft. Ich muß meine Bestelliste nach Dringlichkeiten ordnen. Deshalb ist beides da: der Zwang zur Schnelligkeit und der Zwang zur Gründlichkeit. Wenn du achthundert Meter Land mit der Sonde abgehst, und nach siebenhundertvierzig Metern hat es immer noch nicht gepiept, dann darfst du nicht etwa die letzten sechzig Meter auslassen oder im Laufschritt absolvieren. Im Gegenteil! Jetzt gilt es, sich erst recht zu konzentrieren. Jetzt erst recht! Das ist Gründlichkeit. Zweimal haben die Männer schon Granaten entdeckt, die in Bäumen eingewachsen waren. Stell dir nur einmal vor, da würde einer mit einer Motorsäge 'rangehen ...»

An einem Freitag verabschieden wir uns, draußen im Gelände, unter den uralten, im leichten Seewind rauschenden Kiefern. Umgeben von den stummen betonenen Bunkerwänden, hinter denen der stumme Tod liegt, darauf wartet, entschärft, unschädlich gemacht zu werden. Inmitten der Stille des Waldes und der technischen Bauten wirkt dieser Mann beinahe zierlich. Klein. Grazil.

Ich sehe ihm in die Augen, die lebendigen, seehellen Augen, und entdecke keinen Spott. Kein Lächeln. Er sieht mich ernst an.

«Na dann», sagt er, «mach's gut und paß auf, daß du nicht an deinem Schreibtisch einrostest.»

Ich lächle zurück, seltsam berührt, denn es hat mir hier gefallen. Alles. Die Kameradschaft der Männer. Die aufrechte und aufrichtige Art des Majors. Die Ruhe, mit der alles getan wird, was getan werden muß. Und ich denke: Ist Heldentum nicht eigentlich die Fähigkeit, Alltägliches zu machen, ohne es großspurig zu benennen? Vielleicht ist es das. Und wenn es so sein sollte, dann ist er ein Held, der Major Gerhard Seifert.

Dann gehe ich los. Lasse alles hinter mir zurück, nur die Erinnerung nicht.

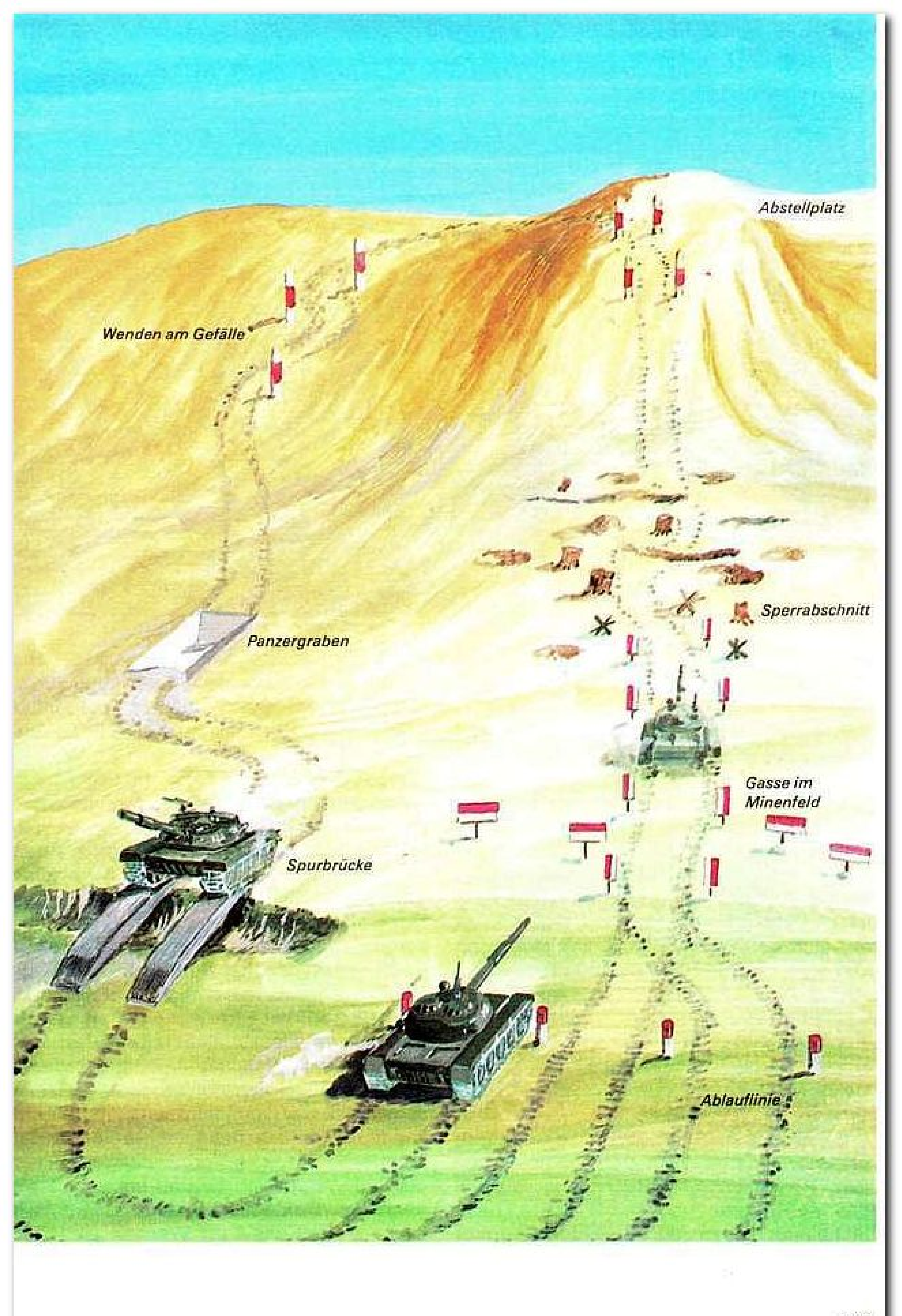
Mit vierzig Tonnen auf der Fahrschulstrecke

Matthias Gründer

«504 vorwärts!» Der Befehl in den Kopfhörern reißt mich aus meinen Gedanken. Jetzt wird es ernst. Nur nicht gleich an der Ablauflinie den Motor abwürgen, die anderen hätten schön was zu frozzeln. Dabei sind sie genau so aufgeregt wie ich. Gang, Kupplung, Drehzahl erhöhen – bis jetzt läuft es. Verdammt heiß ist es unter der Kopfhaube, und viel Platz ist auch nicht gerade im Fahrerraum des T-72. Konzentrier dich! rufe ich mich zur Ordnung. Da vorn ist das erste Hindernis. Ich presse die Augen an den Winkelspiegel. Heute sehe ich schon etwas mehr vom vor mir liegenden Gelände. Beim ersten Mal dagegen ... Diese schmalen Schlitze sollten alles sein? Da – die kleinen rot-weißen Schilder, die die Minengasse begrenzen! Ich habe zwar schon oft die Panzerfahrschulstrecke absolviert, aber durch das «Minenfeld» bin ich immer an anderen Stellen gefahren. Na, hilft ja nichts. Das Gefecht findet auch nicht in bekanntem Gelände statt. Drehzahl zurücknehmen, langsam passiere ich die Gasse. «Mehr rechts», meldet sich mein Fahrlehrer über die Bordsprechanlage. Ich spüre die Schweißtropfen, die mir in den Nacken laufen. Bin ich über die Begrenzung der Gasse geraten? durchzuckt es mich. Im Ernstfall hätte mir vielleicht an dieser Stelle eine Mine die Kette weggerissen oder noch mehr Unheil angerichtet. In diesem Moment fällt mir der Standardspruch des Kompaniechefs ein: «Panzer fahren heißt mehr als den Bock nur bewegen.» Da ist was dran. Ruhig bleiben. Endlich bin ich durch, doch schon kommt das nächste Hindernis. Der Sperrabschnitt, vollgepfropft mit Höckern, Igeln, Baumstümpfen, Gräben und Trichtern. Dazwischen züngeln Flammen, Rauchschwaden ziehen mir entgegen. Der Fahrlehrer weist mir die Richtung. Wieder eine neue Passage, beim letzten Mal bin ich weiter rechts durchgefahren. Er macht es mir nicht gerade leicht, aber er kennt mich – das stachelt nur meinen Ehrgeiz an.

Ich muß manövrieren, lenken, schalten, Drehzahl 'runter, aufgeregt starre ich nach vorn: ja nicht anecken! Ein Knirschen, das ich selbst unter der Kopfhaube höre. Der Panzer rutscht, ich habe wohl den Felsblock doch noch mit der Kette erwischt. «Weiter links und ganz ruhig», ist wieder die Stimme des Feldwebels zu vernehmen, der oben in der Luke steht. Der hat gut reden, wenn ich so fahren könnte wie er ... Ich bin wohl nicht ganz gerecht, schließlich wurde er nicht auf dem Fahrersitz eines Panzers geboren, mußte auch erst alles lernen. Und, um ehrlich zu sein, er hält mit seinen Erfahrungen nicht hinterm Berg. Weiter, der Sperrabschnitt liegt hinter mir. Jetzt kann ich erst mal Gas geben, Zeit gewinnen. 19 km/h Durchschnittsgeschwindigkeit auf der vier Kilometer langen Strecke sind für die Note 1 gefordert. Das klingt nicht gerade viel, aber schließlich

Nur kurz sind die Strecken im Gelände, die keine Hindernisse aufweisen


Abstellplatz
Wenden am Gefälle
Sperrabschnitt
Panzergraben
Gasse im Minenfeld
Spurbrücke
Ablauflinie



kann man durch die Hindernisse nicht durchbrausen. Ein Panzer ist eben kein Rennauto, wenn er auch bis zu 70 «Sachen» erreicht.

Schon kommt die nächste Hürde auf mich zu, der Abstellplatz. Nein, ich bin noch nicht fertig mit der Übung. Vier Pfähle begrenzen ein Rechteck am Hang. Abmessungen 4,5 × 8 m. Mein «Dicker» ist 3,37 m breit und mit Kanone 9,02 m lang, die taktisch-technischen Daten beherrsche ich im Schlaf. Genau zwischen den Pfählen muß ich halten, den Gang herausnehmen und sofort wieder anfahren. Und wehe, du rollst zurück oder berührst die Begrenzung, das gibt Abzüge bei der Bewertung! Ich lausche nach oben – kein Ton vom Fahrlehrer. Offensichtlich stehe ich richtig. Gang 'raus, wieder 'rein, Gas – gefühlvoll, versteht sich – weiter. Wieso eigentlich «versteht sich»? Anfangs sind wir mit dem Panzer wahrlich nicht gefühlvoll umgegangen. «Gruß vom Getriebe», klang es da in den Kopfhörern, und selbst heute, nach fast einem halben Jahr Ausbildung, kommt das noch vor. Erst beim letzten Mal habe ich an dieser Stelle den Motor abgewürgt. Jetzt aber klappt's, ich schalte hoch, fahre schnell auf die Hügelkuppe zu. Für Sekunden sehe ich nur den Himmel im Winkelspiegel, bevor die 40 Tonnen Stahl nach vorn kippen – die Erde hat mich wieder.

Jetzt kann ich Gas geben. In einer weiten Kurve geht es zum Hügel zurück. Einen Graben quer zur Fahrtrichtung nehme ich noch mit, da höre ich einen unterdrückten Fluch. Den Feldwebel hätte ich beinahe vergessen, der steht den ganzen Tag oben im Turm, Runde für Runde, Tag für Tag. Die Fahrlehrer sind wahrlich nicht zu beneiden. Obwohl wir uns Mühe geben, geht's ohne blaue Flecke nicht ab. Aufpassen, sage ich mir, das hat er nicht verdient, denn bei aller dienstlichen Strenge ist er schwer in Ordnung, hilft uns, wo er nur kann. Hoffentlich habe ich später in der Truppe auch solche Vorgesetzte.

Wieder kippe ich ab und bin schon am nächsten Hindernis. Slalom, sagen wir kurz. Offiziell heißt es: Wenden zwischen



Der Panzergraben. Seine Bewältigung sieht einfacher aus, als es in der Praxis abläuft, denn seine Schwierigkeit besteht in der eng begrenzten Einfahrt

Vor jeder Fahrübung erfolgt noch eine Einweisung für das Verhalten an den Hindernissen

Mit der rechten Kettenabdeckung stößt dieser Panzer an die seitliche Begrenzung der Fahrspur. Auf der Fahrschulstrecke gibt das Hindernis nach, im Gefecht kann an dieser Stelle ein Baum oder ein Haus stehen, was zum Manövrieren zwingt.



Auch wenn hier die Spalte zwischen den Betonbahnen der Spurbrücke mit Holzschwellen belegt ist, um evtl. Schäden bei einem Abrutschen zu begrenzen, ist doch größte Aufmerksamkeit geboten



drei Pfählen am Gefälle. Sieht so einfach aus, aber von wegen! Wieder gilt es, nicht anzustoßen oder gar den Rückwärtsgang einzulegen. Langsam lasse ich den Panzer rollen, der erste Pfahl verschwindet links aus dem Blickfeld. Wenn die nächste rotweiße Stange rechts weggeht, muß ich links anziehen. Bloß nicht zu früh, sonst reiße ich den Pfahl noch um. Jetzt gleich wieder rechts. Ich glaube, ich bin durch.

Geradeaus und los! Ich schalte hoch, will mehr Gas geben, da wallt weißer Nebel über die Strecke. Auch das gehört zur Übung, bildet ein weiteres Hindernis. Jedesmal an einer anderen Stelle, vollkommen unerwartet, geht der «Qualmtopp» los. Langsam passiere ich die Wolke, versuche voraus etwas zu erkennen. Kaum verziehen sich die weißen Schwaden, bin

ich schon am Panzergraben. Ein schneller Ruck am Lenkhebel, ich muß die Richtung korrigieren, sonst fahre ich dran vorbei. Zwei Pfähle begrenzen die Durchfahrt, 5 m voneinander entfernt. Zügig fahre ich ein, der Panzer senkt die Nase, Blick auf die Erde, dann hoch, Blick in den Himmel, weiter, immer weiter.

Das Schlimmste kommt zum Schluß, das Fahren über die Spurbrücke. Dort vorn liegen die beiden Betonbahnen, 30 m lang mit An- und Abfahrt, jede genau 1 m breit, und dazwischen – nichts. Jedesmal aufs neue habe ich hier Herzklopfen. Hoffentlich komme ich darüber, ohne abzurutschen. Langsam fahre ich heran, orientiere mich an der rechten Betonkante. An einer ganz bestimmten Stelle muß sie unter der Wanne verschwinden. Genau jetzt sagt der Fahrlehrer ein Wort: «Los!» Anscheinend habe ich die richtige Richtung gefunden. Entschlossen gebe ich Gas, klettere wieder in den Himmel. Das Herz schlägt mir bis zum Hals, als der Panzer abkippt. Hurra! Die Markierung steht über der rechten Kante, Gas, Gas, runter von den Betonschwellen, schneller, noch schneller, da vorn ist das Ziel!

Schweißnaß und steifbeinig klettere ich aus der Luke, melde die Erfüllung der 6. Fahrübung bei Tag. Über Funk kommt das Ergebnis vom Kompaniechef, der mit der Stoppuhr in der Hand auf einem Turm inmitten des Rundkurses sitzt. «18 Kilometer in der Stunde, Note 2!» Der Feldwebel bestätigt das Ergebnis. Ich habe die Generalprobe bestanden.

Nächste Woche ist Fahrprüfung, und in vierzehn Tagen geht es ab in die Truppe. Im Ohr aber habe ich eine Stimme: «Panzer fahren heißt mehr als den Bock nur bewegen.»

Der Feldherrnhügel

Hans Joachim Nauschütz



Der Leutnant sah den Hügel vom Bus aus, sah ihn sich bücken und für kurze Zeit aufsteigen.

An der nächsten Haltestelle verließ der Leutnant das Fahrzeug. Er stand in einer Schmutzwolke. Der Staub vermischte sich mit dem Schweiß, der sein Gesicht und den Hals bedeckte. Der Leutnant blinzelte gegen die Morgensonne. Er nahm die Mütze ab, setzte seine Tasche auf die Grasnarbe und wischte sich das Gesicht, rieb auch den Hals trocken. Er war der Hitze entronnen. Nun suchte er den Hügel zwischen den Bäumen und fand ihn nicht. Hinter den Eichen konnte er ihn ahnen. Das Dorf Blumenthal wußte er hinter dem Waldstück rechts. Drei Kilometer vom Dorf entfernt lag seine Dienststelle. Aber dorthin wollte er nicht. Noch nicht, obwohl Karin auf ihn wartete. Der Leutnant suchte den Feldweg, der hier irgendwo abzweigen mußte. Dieser Weg schlug einen Bogen um Blumenthal, trennte die zwei Seen des Ortes voneinander und führte geradenwegs am Hügel vorbei. Dreihundert Meter weiter traf er auf die Dorfstraße. Der Leutnant hatte die Strecke im Kopf. Vom Hügel her hatte er sie viele Male mit den Augen vermessen. Acht Kilometer Ödland wechselte mit bestellten Feldern, mit abgeernteten Rapsschlägen, und eine Ansammlung von Weißbuchen stand an jenem Punkt, an dem der Feldweg einen Bogen schlug.

Dieser Platz eignete sich zur Rast. Die Soldaten seines Zuges hatten den Kurs kennengelernt. Er wußte noch nicht, ob sie wie er das tiefe, ruhige Grün des Landstrichs trotz der Plackerei des Marsches mit seinen Einlagen wahrgenommen hatten.

Der Leutnant verlangsamte seinen Schritt. Eben noch hatte ihn der Hügel gelockt. Nun aber, nachdem er den Feldweg gefunden hatte, dachte er wieder an Karin. Die Sehnsucht überfiel ihn mit solcher Macht, daß er aufseufzte und schneller ausschritt. Und er begann mit sich zu schimpfen, so, wie man es tut, wenn man allein ist, ungehemmt, kräftig: Was für ein Idiot bist du, daß du den Bus zehn Minuten vorm Ziel verlassen hast? In diesem Augenblick könntest du schon auf das Haus zugehen, das schwere Tor öffnen. Vielleicht würdest du sehen, wie Karin den Pumpenarm bewegt und sich das Wasser in schwerem, plumpem Strahl in den Eimer ergießt.

Warum war er ausgestiegen? Warum zog er den zweistündigen Fußmarsch an diesem warmen Spätsommermorgen der bequemen und kurzen Busfahrt vor? Karin ist jetzt sowieso nicht zu Hause, beruhigte er sich, sie steht vor ihrer Klasse, die nun eine vierte ist und keine neunte mehr. Mit dem letzten Gedanken hatte er sich eine Fußangel gelegt. Die Falle ließ ihn auf der Stelle verharren und an Karin denken.

Wenige Tage bevor Karin mit dem Möbelwagen in Blumenthal eintreffen sollte, war der Leutnant mit einer Fahrzeugkolonne in den Süden der Republik kommandiert worden. Die Spezialfahrzeuge der Pioniertruppen wurden auf dem Bahnhof der Kreisstadt verladen, und er fuhr die vierhundertfünfzig Kilometer an zwei Tagen herunter. Bei der Entladung ruckte aus unerfindlichem Grund der Zug an, und der Leutnant stürzte zwischen zwei Waggons. Er brach sich drei Rippen und zog sich Prellungen zu, obwohl er seinen Fall mit den Händen hatte abstützen können. Man brachte ihn ins nahe Armeelazarett. Dort blieb er zwei Juliwochen und den ganzen August. Karin mußte den Umzug allein bewältigen. Im Lazarett versuchte er sich auszumalen, wie seine Frau das alte Bauernhaus in Augenschein nahm, die zwei dunklen Stübchen mit den kleinen Fenstern musterte und die Riesenküche mit dem Backsteinfußboden. Er konnte nicht dabeisein, er konnte es ihr nicht leichter machen. Und er konnte ihr auch nicht zeigen, wo man sich ins Gras legte, wo Pilze und Brombeeren wuchsen und welche Sicht man vom Hügel aus hatte. Unruhe befiel ihn, wenn er an seinen Zug dachte und den ersten Gruppenführer Wollenzien, dem er den Zug übergeben hatte. Der Leutnant wußte nicht genau, ob ihn die anderen Gruppenführer akzeptieren würden.

Ungeduldig wartete er auf Post. Jeden Tag schrieb er mit großen krakligen Buchstaben einige Zeilen an Karin. Und als endlich ihr erster Brief eintraf, befühlte er ihn

wie ein Blinder, als könne ihm der Umschlag etwas über die Vorgänge in der Dienststelle, in Haus und Wohnung erzählen.

Karin schrieb, daß der Kompaniechef mit Wollenzien und zwei Soldaten angerückt sei, daß sich die Frau des Kompaniechefs an mehreren Abenden eingefunden habe, daß sie sich vom ersten Augenblick an nicht allein gelassen fühle und heimisch werde, so gut das eben ohne ihn gehe. Über die Schule schrieb sie nichts.

Vorsichtig fragte er an. Aber außer belanglosen Mitteilungen über Kollegen und Arbeitsumstände teilte sie nichts mit.

In seinem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Noch vor seiner Ernennung zum Leutnant hatten sie geheiratet. Karin stammte vom Dorf, und die Aussicht, wieder auf dem Lande wohnen zu können, freute sie. Auch sollte es in einem knappen Jahr eine Wohnung geben. Nur war es vorerst keine Neubauwohnung geworden.

Karin hatte gesagt: Lehrer kann man überall sein. Ich möchte eine fünfte Klasse bis zur zehnten führen.

Er wußte von heftigen Kämpfen und Auseinandersetzungen in anderen Familien, wenn es um den Arbeitsplatz der Frau ging. Blumenthal bot keine große Auswahl. Die Frau des Kompaniechefs zum Beispiel war Chemieingenieur und arbeitete als Buchhalterin bei der Genossenschaft.

Ohne Wehleidigkeit ertrug Karin die einjährige Trennung. Seine unregelmäßigen Besuche hatten darunter gelitten, daß Karin auch sonnabends bis zum Mittag in ihrer Schule beschäftigt war. Ihre gemeinsame Zeit schrumpfte noch mehr zusammen. Ihm fiel ein, wie er sie auf den Umzug vorbereitet hatte. Er stellte ihr einige Leute aus dem Dorf vor. Wie ein Maler, der mit Details umgeht, rückte er ihr den alten Bremer, den künftigen Nachbar, ins Bild. Er erzählte von dessen Gepflogenheiten, schon früh um fünf vor dem Haus zu sitzen, von der Sitte in Blumenthal, freitags die Straßen zu fegen, sonnabends das Katzenkopfpflaster zu besprengen. Ein Tankwagen der Genossenschaft besorgte das. Bremer sei auf seine alten Tage der Ausrufer in der Gemeinde, er gehe mit einer Glocke und bimmle durch die Straßen und Winkel und verkünde die Gemeindebeschlüsse. Hinter sich her ziehe er eine Schar Kinder. Die Fenster der Häuser würden sich auch ohne Glocke öffnen, wenn Bremer erscheine.

Und vom Hügel hatte er ihr erzählt, der wie ein geschorener Kopf aussah. Von ihm aus habe man das Land ringsum und das Dorf im Blick. Man könne alles überschauen. Er sitze oft dort, das Fernglas zur Hand, und bei guter Sicht könne er zwei Seen und fünf Dörfer ausmachen. Ein Feldherrnhügel, der, die Dorfchronik beweise es, nie einen Feldherrn gesehen habe, dafür Kuhjungen, die ihre Tiere nicht aus den Augen verloren. Er vergaß auch nicht zu erwähnen, daß im Juni, abends war es, ein Hirsch den Hügel erstiegen hatte. Deutlich habe er sein Röhren gehört.

Plitz, platz war der Leutnant entlassen worden. Mag sein, daß sein Wille, gesund zu werden, bestärkt worden war durch den Gedanken, was auf Karin in den vergangenen sechs Wochen alles eingestürmt war: das Haus, die Wohnung, die geringe Zeit, sich auf die Schule vorbereiten zu können, und die ungewohnte Arbeit als Lehrerin in der vierten Klasse. Da konnte sie nur wenig mit ihren Studienfächern Deutsch und Geschichte anfangen. Eine andere Klasse hatte sie nicht bekommen können.

Er hatte Dienststelle und Dorf während seines Praktikums kennengelernt und wußte seither, daß er dort später eingesetzt werden würde.

Eben betrat er den zum Damm aufgeschütteten Weg. Verfolgte den Flug zweier Rohrweihen, blieb stehen und hörte das aufgeregte Geschrei der Rallen im Schilf. Die Rohrweihen gingen nieder. Aber sie hatten kein Jagdglück und entfernten sich bald, segelten gelassen über die Wasserfläche und näherten sich dem verlandeten Teil des Sees. Der Leutnant verlor sie aus den Augen. Er schwenkte die prallgefüllte Aktentasche in die linke Hand. Knapp die Hälfte des Weges hatte er bewältigt. Der Marsch hatte ihn ermüdet. Er blieb wieder stehen, um dem Schweißausbruch zuvorzukommen.

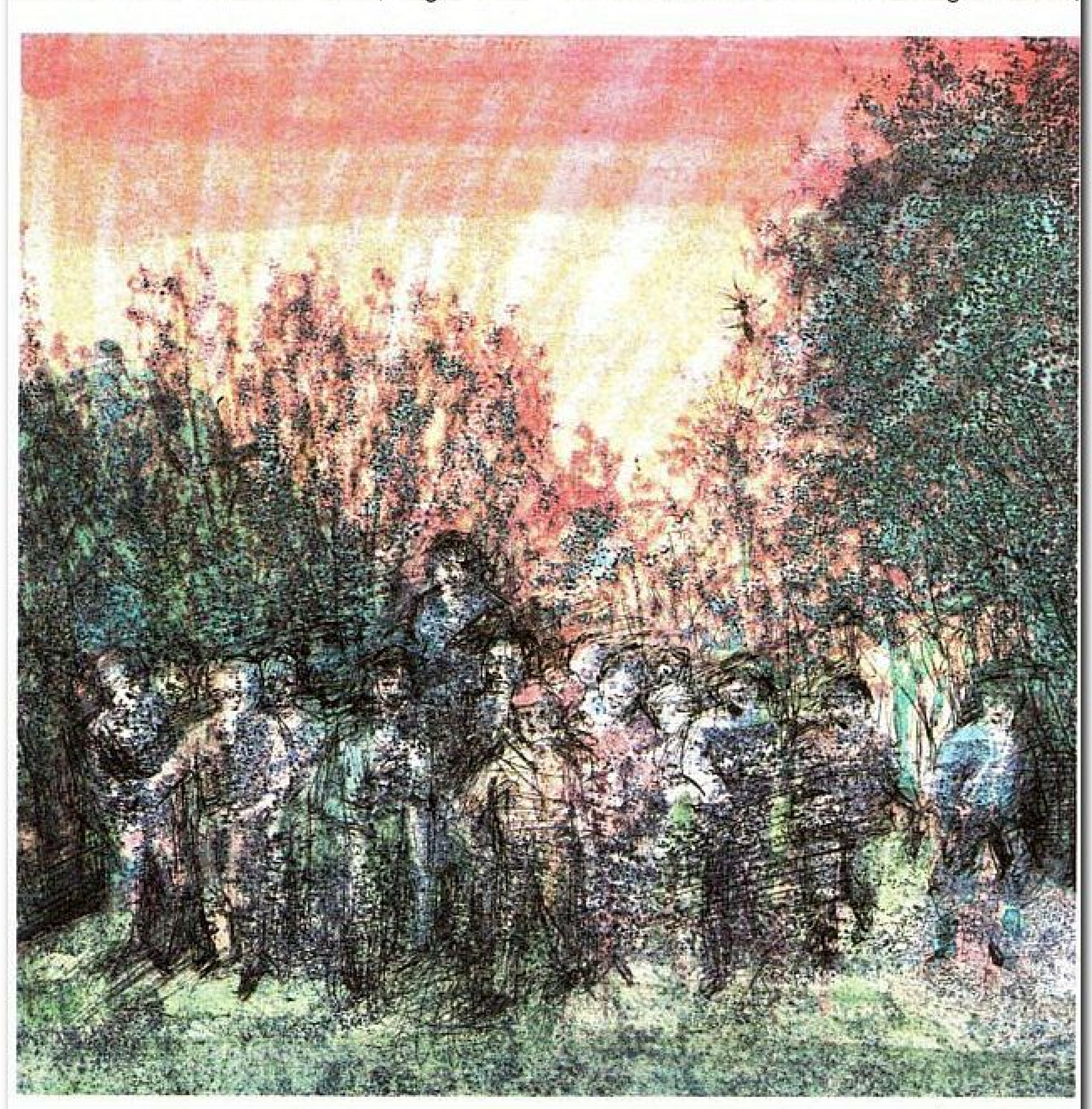
Die Sturmbahn würde er sobald nicht

angehen können, auch der am Ende des Monats fällige Härtetest mußte ohne ihn, ohne den Zugführer, laufen.

Je näher der Wanderer dem Dorf kam, desto näher rückten ihm die Vorgänge in seinem Zug. Natürlich hatte er auch im Lazarett an seine Soldaten gedacht. Er hatte schnell begriffen, daß vom Krankenbett aus nicht gut Lenken war. Sie mußten eben ohne ihn auskommen. Eine Situation, die im Ernstfall eintreten konnte. Das hatten sie auf der Schule durchgespielt. Was wäre, wenn ...

Als er in der vergangenen Woche Wollenziens Brief erhalten hatte, legte sich seine Unruhe etwas. Der erste Gruppenführer hatte ihm geschrieben: *Ich kommandiere den Zug, Genosse Leutnant, es geht nicht anders. Hab selbst gestaunt. Zweimal bin ich auf Ihren Hügel gerannt und hab gedacht, da kriegst du einen klaren Kopf. Ich hab aber nur Sehnsucht nach den Feldern bekommen. Es roch stark nach Getreide herüber, ich glaube, es war Roggen ...*

Der Traktorist Wollenzien führte den dritten Zug der ersten Kompanie. Auf den Hügel hatte der Leutnant ihn mitgenommen, mehrmals im vergangenen Jahr. Sie hatten die Wildschweine im Maisschlag entdeckt,



ein ganzes Rudel. Er erinnerte sich an das lachende Gesicht des Unterfeldwebels. Er schien die Vorliebe seines Vorgesetzten zu teilen, während der Kurzübungen bei der Taktikausbildung schöne Plätze für die Rast auszusuchen. Mitunter hatte er die Gruppen des Zuges am Fuße des Hügels Aufstellung nehmen lassen und den Gang der Ausbildung vom Hügel aus mit dem Fernglas beobachtet.

Er war im Begriff, den Bogen, den der Feldweg schlug, auszuschreiten. Die Rapsfelder waren abgeerntet, die Schläge bereits wieder mit Zwischenfrucht bestellt. Es duftete nach aufgeworfener Erde. Der Weg wurde jetzt zum Hohlweg, hatte Seitenhänge, die mit dichtem Gras bewachsen waren.

Plötzlich war das Geräusch da, regelmäßig, rhythmisch. Als er den Handwagen mit den hohen Aufbauten entdeckte, wußte er, der alte Bremer mähte Gras. Bremer schritt die Böschung entlang. Seine Sense raffte das Gras und legte es in Schwad. «He, der Leutnant!» rief er und verhielt in der Arbeit. «Ist der Blinddarm raus?»

«Sechs Wochen war ich weg», antwortete er.

«Na, dann die Galle», sagte Bremer. «Hauptsache, du bist da.»

«Ja, ich bin da», sagte er, «endlich», setzte er leise hinzu.

Sie schwiegen. Eigenartig, dachte der Leutnant, als Bremer sich neben ihn setzte, ausgerechnet ihn treffe ich hier; und er fragt nicht mal, warum ich die acht Kilometer gelaufen bin, statt mit dem Bus zu kommen. Er kennt doch die Fahrzeiten.

Bremer sagte statt dessen: «Deine Frau steht am Fenster, wenn der Fünf-Uhr-Bus kommt. Jeden Tag. Eure Pumpe war kaputt. Sie kam zu mir gelaufen, der Pumpenschwengel ging schwer. Er war nur zu schmieren.»

«Danke», sagte der Leutnant. Sie rauchten. Dann stand er auf und begann geschickt das Gras zusammenzuharken. Er belud mit Bremer den Wagen.

Der Alte begutachtete die Ladung, zog den Strick straffer. «Nee, geh man vor», wehrte er ab, als der Leutnant die Deichsel ergriff, «den schaff ich allein. Geh! Wenn ich den nicht mehr ziehen kann, na dann ist aber ...»

Der Leutnant wendete den Kopf und schaute in das bartstoppelfreie runde Gesicht des Alten. Der nickte ihm zu.

Wenn die Weiden zurücktreten, dachte er nach wenigen Schritten, wird der Hügel schon zu sehen sein. Dann bin ich zu Hause. Ich bin zu Hause, seit ich auf diesem Weg bin.

Karin würde er nicht antreffen. Er würde deshalb zur Schule gehen und sich bis zur Pause vor der Klasse 4 postieren. Vielleicht würde er auch das Ohr an die Türfüllung legen und lauschen. Oder durchs Schlüsselloch schauen.

Er hörte Stimmengewirr und schaute zum Waldrand hinüber. Kinder konnte er nicht entdecken. Er griff in die Tasche und zog das Glas heraus. Er hob es vor die Augen. Nun sah er sie. Die Kinder wimmelten auf dem Feldherrnhügel, formierten sich jetzt zu einem Kreisspiel. Und die Lehrerin oder Erzieherin stand in ihrer Mitte. Er hob die Hand und rief. Aber noch konnte ihn Karin nicht hören.

... und er liebt Motoren und den Motorsport

Uwe Endert

Die Räder wühlen im Sand, der Motor dröhnt. Thomas stemmt das linke Bein gegen den Boden, legt die Maschine schräger und dreht am Gasgriff. Der Motor heult auf, das Rad wühlt schneller, dreht durch. Sand spritzt zur Seite. Endlich greift das Rad, zieht die Maschine nach vorn. Thomas gibt noch mehr Gas, stellt sich auf die Rasten, die Maschine jagt davon. Tausendmal geübte Situation, Hunderte Male in Wettkämpfen bestandene Hürde.

Der Kurs in Belzig ist hart. Sand- und Geröllstrecken, Steigungen bis zu vierzig Grad, steile Abfahrten, die man sich zu Fuß nie hinunter trauen würde, Sprunghügel und ausgefahrene Spuren, denn die Mokickmannschaften haben ihren Wettkampf schon beendet. Mit Myke und Detlef, den Mannschaftskameraden, hatte er schon am Vortag, beim Training, über die schwere Strecke gesprochen. Fast an jeder Steigung mußten sie von den Maschinen runter, den ersten Gang einlegen und trotzdem die Kräder den Berg mehr hochschieben als fahren. Da zittern Arme und Knie, Schmutz und Staub jucken in den Ohren, brennen in den Augen, knirschen im Mund. Und dann noch Schießen und Handgranatenwerfen. Aber das wollen sie ja: Kämpfen, Stärke beweisen, hart gegen sich selbst sein.

Nicht umsomst ist der Motorradmehrkampf eine Wehrsportart. Gerade deshalb wird mehr Mut und Selbstüberwindung gefordert als in anderen Sportdisziplinen. Vier Runden sind hier in Belzig zu fahren. Unterbrochen von den Stationen Schießen und Handgranatenwerfen. Wer dabei die Bedingungen nicht erfüllt, muß Strafrunden fahren. Und die kosten Zeit.

Geschick, Können, Erfahrung und Mut zum Risiko, das ist entscheidend. Aber auch ein wenig Glück. Denn trotz intensiver Kenntnis und Pflege der Maschine – auch Material wird müde.

Einer von vielen

Thomas Wilksch fährt nicht auf Krawall und Radau. Obwohl man ihm das als Schmied und bei seinen fast zwei Metern zutrauen könnte. Er ist eher ein freundlicher, aufgeschlossener, zu jedem Jux bereiter Typ. Er kennt seine Grenzen und weiß, wo die gesunde Begeisterung in Fanatismus umschlägt. Thomas ist kein Supertalent, sondern ein Fahrer von vielen. Und er liebt Motoren und Motorsport über alles.

Sein erstes Mokick kaufte er sich, als er fünfzehn war und in Königs Wusterhausen noch zur Schule ging. Von dem Geld, das er zur Jugendweihe geschenkt bekommen und in mühseliger Ferienarbeit verdient hatte. Ein S 50, Traum eines jeden richtigen Jungen. Und er gehörte auch schnell zu denen, über die sich Erwachsene so lange aufregen können: Knatternd fuhr die Clique durch Zossen und Königs Wusterhausen, war auf jedem Zeltplatz zwischen Pätz und Prieros zu Hause, fiel im Winter in jede erreichbare Schwimmhalle ein. Aber eins taten sie nie: Sie brachten keinen Kraftfah-





Thomas über seinen Sektionsleiter Lothar George «Mit seiner sprichwörtlichen Ruhe und Kameradschaft hält er die Truppe zusammen.»

Thomas Wilksch, Industrieschmied, war 3 Jahre bei der NVA, seit 1984 wieder aktiver Motorradmehrkämpfer

rer zu Wutausbrüchen. Sie wollten fahren und was erleben, Stimmung machen. Das tat Thomas. Auch im Jugendklub der FDJ «Geschwister Scholl» in Königs Wusterhausen. Der ist zwar klein und eng, aber dafür gemütlich. Für die meisten jungen Burschen – Thomas hatte inzwischen im VEB Schwermaschinenbau «Heinrich Rau» in Wildau seine Lehre als Industrieschmied begonnen – der Treffpunkt. Einen «heißen Tip» bekam er in Groß Köris, in dem einwöchigen Lager für vormilitärische Ausbildung. Dort erfuhr er, was man in der GST alles machen kann: Motorradfahren, Funken, Fallschirmspringen, Tauchen, Fliegen, Schießen. Thomas war überrascht, er hatte immer geglaubt, das sei nur etwas für Experten, Spezialisten. Da vielleicht als Anfänger einsteigen?

Doch erst nahm ihn die Lehre voll in Anspruch. Um halb sechs aufstehen. Kurz vor sieben begann der Unterricht oder wartete das Eisen im Feuer. Im zweiten Lehrjahr arbeiteten sie schon mit in der laufenden Produktion, auch in der Spätschicht. Und meist war es sein Mokick, das ihn nach Wildau und wieder zurückbrachte. Ohne zu mucken, ohne zu stottern. Thomas' Vater ist Schlosser, Thomas' Bruder ist Schlosser. Was er selbst noch nicht über Motor, Vergaser, Lager, Kupplung und Bremse wußte, sie zeigten es ihm. Das Kleinkraftrad reichte ihm bald nicht mehr. Ein Motorrad wollte er, und die Fahrerlaubnisprüfung mußte bestanden werden.

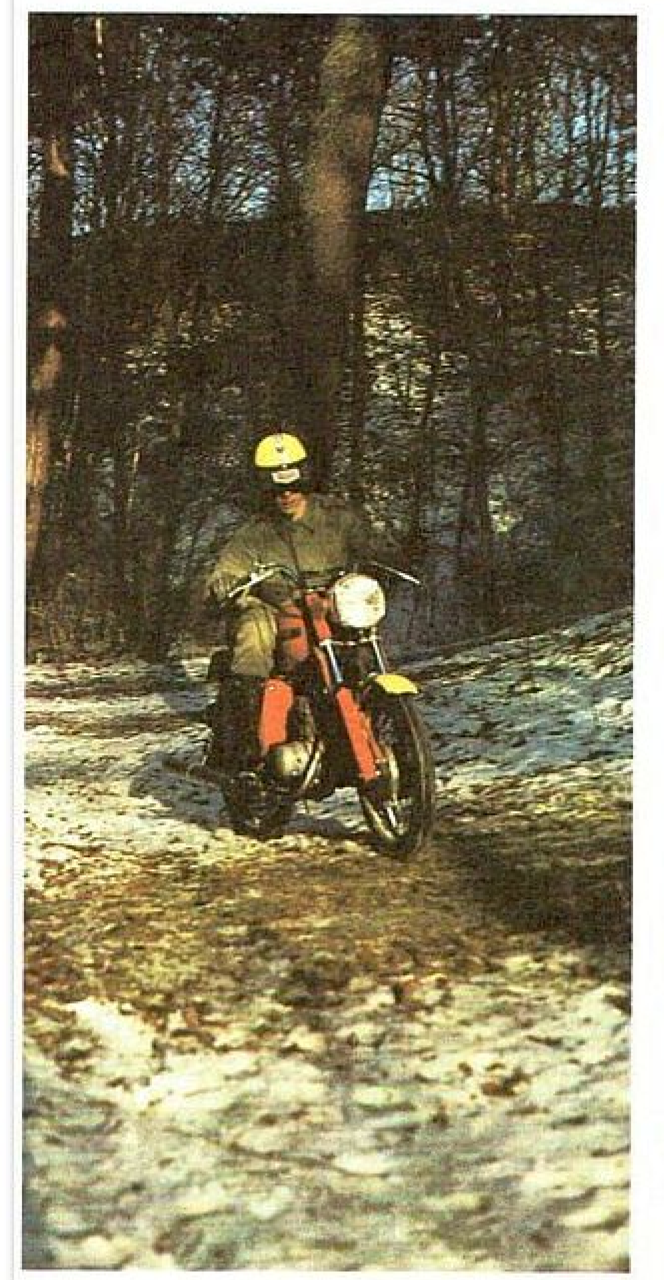
Auf Anhieb zweiter

Thomas ist nicht der Mann, der wie wild seinen Kopf durchsetzt. Er holt sich Rat, bei den Eltern natürlich. Hatte die Mutter noch sein Fahrrad für richtig gehalten, schüttelte sie zu dem Mokick schon mißmutig den Kopf. Und nun gar ein Motorrad! Wie jede Mutter sah sie den Sohn schon wieder einen Schritt dem Tod näher. Väter sind da ein wenig anders, und Thomas durfte seine 350er Jawa nach Hause bringen, sie total zerlegen und völlig neu aufbauen.

In der Zeit, als Thomas ölverschmiert seine Teile sortierte, mobilisierte Vater Wilksch seinen Kollegen Klaus Schuster. Er arbeitete auch im Autowerk «Progreß» Zeesen, nicht als Schlosser, sondern als Sattler und war Fahrlehrer bei der GST.

Der tauchte nun – ganz zufällig – beim basteInden Thomas auf, fragte nach allem Möglichen, auch nach der noch ausstehenden Fahrerlaubnis und ob er sich nicht mit Gleichgesinnten zusammentun wolle. Gut, man könne ja mal vorbeischauen.

Thomas bestand seine Fahrprüfung und marschierte eines Tages zur Sektion Motorsport der GST-Grundorganisation «Progreß». Thomas ist nicht gerade zurückhaltend, aber etwas dumm kam ihm die Situation schon vor. Da saßen und hockten Jungs in ihm wohlbekannter Haltung an Mokicks, Motorrädern oder über dem, was davon noch übrig war, und er – er stand 'rum. Kam sich überflüssig vor. Aber nicht lange. Ehe er da Wurzeln schlage, solle er doch mal hier was halten und den Schlüssel bringen. Das war sein Einstieg, und er blieb, fühlte sich unter gleichen und kam immer wieder.



Bald darauf wurde ihm sein GST-eigenes Motorrad zugewiesen, und im Frühjahr 1980 startete er zu seinem ersten Wettkampf im Bezirk auf der schweren Strecke in Jüterbog.

Wie ein römischer Kaiser kam er, sah er, siegte er. Jedenfalls fast. Er wollte beweisen, was in ihm steckt, und mit Mut, aber auch mit Leichtsinn donnerte er auf der 150er TS über den Kurs, wurde auf Anhieb zweiter.

Weil es Spaß machen soll

Die erste Runde der Belziger Strecke liegt hinter ihm. Schon vibrieren die Arme und Beine. Der Schweiß läuft an der Schutzbrille vorbei kitzelnd zum Hals. Mischt sich mit dem Staub, der in der Luft steht, verkrustet. Er darf keine Hand vom Lenker zum erlösenden Wischen oder Kratzen nehmen. Tempo, immer wieder Tempo. Seile und Fähnchen markieren die Spur. Hänge hoch, steile Abfahrten runter.



Mut und Selbstüberwindung braucht man in dieser Wehrsportart. Die Zeesener sind keine Supertruppe, aber in der Kreis- und Bezirksliga haben sie einen Namen

Schlammdurchfahrten, wieder Hänge. Absteigen und Schieben. Die Luft wird recht knapp. Endlich, eine Pause. Handgranatenwerfen. Maschine aufbocken, die Übungshandgranate greifen. Mit Schwung zur Wurflinie, das Ei fliegt und fliegt. Kein Problem für Thomas. Bei der NVA warf er sie sogar 67 Meter weit. Ein Wurf genügt. Dann 'rauf auf den Bock und weiter. Die Hände sind schon leicht verkrampft, aber Luft hat er wieder.

Thomas und seine Kameraden sind nicht Weltspitze. Sie fahren und trainieren, weil es ihnen Spaß macht. Jeden Donnerstag nach Arbeitsschluß um vier Uhr treffen sie sich in ihrem Stützpunkt. Zwanzig Fahrer sind sie, zu ihnen gehören auch zwei Mädchen. Bis zum Abend reden sie, kommentieren ihre Wettkämpfe, tauschen die neuesten Informationen aus und bauen. Denn mit Bauen wird man nie fertig: Radlager und Ketten reinigen, Speichen nachziehen, Elektrik kontrollieren ... Und jeder kann das. Entweder hat er sich das selbst angeeignet oder hier gelernt. Um sieben, um acht Uhr wird der Stützpunkt abgeschlossen. Mit Hallo und unter dem Gedröhne der eigenen Motorräder und Mokicks geht es nach Hause.

Doch man sieht sich sehr bald wieder. Am Sonnabend, zum Training. Im Wechsel wird Sport getrieben oder im Gelände gefahren, denn auch das Spritkontingent der Motorsportler ist begrenzt. Die hauseigene Geländestrecke liegt hinter Königs Wusterhausen. In den Lausebergen. Sie ist nicht allzuschwer, sie sind aber froh, in ihrer märkischen Heimat wenigstens ein paar Hügel zu haben. Und die werden gnadenlos benutzt. Ist Sport angesagt, traben sie meist in kleineren Gruppen los, laufen durch den Wald, um den Krummsee herum, machen Lockerungsübungen – Kniebeugen und Liegestütze – werfen Steine weit in den See, dann geht es in scharfem Tempo zurück zum Stützpunkt.

Dort wartet die 25-kg-Hantel, mit der sie sich die Armkraft holen, um ihre Maschinen zu fahren, zu schieben oder aufzuheben. Thomas wuchtet das Gewicht mühelos sechzig- bis siebzigmal. Na klar, als Schmied. Auch, wer nicht so gut ist, vielleicht die Hantel gar nicht zur Hochstrecke bringt, aber unbedingt zur Truppe gehören möchte, ist willkommen. Arbeit gibt es in solch einem Stützpunkt mit Mini-Werkstatt genug, und als Helfer fährt er mit zu Wettkämpfen, wird an Kontaktpunkten eingesetzt oder kümmert sich um die Verpflegung. Vor Wettkämpfen geht es natürlich härter zu. Da wird vor allem gefahren und geschossen, so oft es nur Zeit und Gelegenheit erlauben.

Ohne Kameradschaft geht es nicht

Nach der dritten Runde muß Thomas den Schießstand anfahren. So sieht es die Belziger Strecke vor. Unterwegs noch ein Mißgeschick. Eine steile Abfahrt, Schotter, Geröll – es knallt, die Maschine schlingert wie wild. Thomas bremst, sie schleudert hinten. Bein 'runter, sie rutscht, rutscht – steht. Thomas ist in Schweiß gebadet. Mit der Fußraste war er irgendwo hängengeblieben. Jetzt ist sie abgebrochen. Auch das noch, so kann er nicht weiterfahren. Also, den Kontaktpunkt anfahren, reparieren. Das muß er allein tun, sonst wird er disqualifiziert. Alles kostet wertvolle Zeit. Weiter. An der Waldlichtung taucht der Schießplatz auf. Tempo drosseln und ruhiger werden. Aufbocken, Helm ab, Handschuhe aus. Da ist schon ein Helfer mit einem Schluck Tee da. Das tut gut. Nun entspannen. Jeder hat da seine Tricks. Thomas atmet tief durch, schließt die Augen, denkt an nichts, langsam kommt der Körper zur Ruhe. Trotzdem, das Vibrieren in Armen und Schenkeln kann er nicht völlig unterdrücken. Er empfängt seine Patronen, legt sich auf die Matte. Vor ihm die fünf Klappscheiben. Der Puls hämmert immer noch. Ohne Strafrunden geht es bei ihm meist nie ab. So auch diesmal. Vier Treffer. Er springt auf, rast zur Maschine, fegt davon.

Treffen ist nicht Thomas' Stärke, zumindest nicht mit dem Gewehr. Das war auch bei der NVA sein leidiges Problem. Denn nachdem er in der Sektion Fuß gefaßt hatte und seine ersten Wettkämpfe gefahren war, wurde er zum Wehrdienst einberufen. Thomas ging für drei Jahre. Nicht irgendwelcher Vorteile wegen. Die Ge-

meinsamkeit in der Sektion gab den Ausschlag. Denn man baut, fährt und läuft doch nicht nur die ganze Zeit. Es wird auch geredet. Über die wichtigen Dinge des Alltags, über Sorgen und Probleme. Und über Lebensnotwendiges. Über Krieg und Frieden. Viele Wehrsportler waren schon bei der Armee, kamen danach wieder zur Sektion. Auch Thomas stieg als Unterfeldwebel d. R. erneut voll ein. Was er zu erzählen hatte, war jetzt für die Jüngeren wichtig. Und Thomas berichtete nicht nur von lustigen Erinnerungen. Er erzählte auch von vier, fünf Stunden im Schutzanzug bei 25 Grad Wärme, ohne essen, trinken oder rauchen zu können, von Märschen, die über 15 Kilometer gehen. Vor allem von der Kameradschaft, die auch notwendig ist, um solche Strapazen zu ertragen. Sich kameradschaftlich zu verhalten, lernt man als Sportler, besonders als Wehrsportler, sehr schnell, ob bei kleinen und großen Reparaturen, bei denen man ohne den oder die anderen nicht weiterkommt, oder bei Wettkämpfen. Dort ist man tagelang zusammen, kann nicht ausweichen. Man ißt und schläft gemeinsam, ordnet alles einer Sache, einem Ziel unter. Man freut sich über die gute Plazierung des anderen, erkennt den Besseren an. Man empfindet auch die Freude des anderen mit, wenn ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung geht. So kaufte sich Thomas nach der Armeezeit seine 250er ETZ! Jeder fühlte mit ihm, war mit ihm stolz auf den schönen neuen Bock.

Genauso weiß er auch, daß alle Mannschaftskameraden jetzt mit ihm fiebern. Blitzschnell sprachen sich sein Fußrastenpech und die Strafrunde herum. Myke hat er aus den Augen verloren. An welcher Position er selbst liegt, weiß er nicht mehr. Er muß nur noch eins: kämpfen. Das tut er auch. Er fährt fast nur im Stehen, gleicht so jede Unebenheit des Geländes aus, drückt auf Tempo. Die Hände spürt er kaum noch. Hornhaut an den Fingern und Händen bewahrt ihn beim Kuppeln und Gasgeben vor schmerzhaften Blasen.

Die Strecke windet sich schier endlos durch Wald, über Berge, durchquert Hohlwege, führt steile Hänge empor, senkt sich überraschend in Schlamm- und Wasserdurchfahrten. Dann öffnet sich der Wald, eine weite Wiese. Knapp fünfzig Meter vor Thomas ein anderer Fahrer. Der sieht Thomas kommen, gibt Gas. Thomas hatte schon am Waldrand seine Chance gesehen und Vollgas gegeben. Ehe die andere Maschine voll anziehen kann, ist Thomas vorbei und im Ziel.

Sein Rang? Mittelfeld, Platz 12. Thomas ist kein Superheld, sondern ein Fahrer von vielen.

Motorradmehrkampf

Der Motorradmehrkampf ist eine der drei Disziplinen des Motorsports in der GST.

Die Strecke besteht aus einem markierten Rundkurs von maximal 25 km Länge, die mehrmals, höchstens jedoch dreimal, zu durchfahren ist.

Während des Wettkampfes sind die Sonderprüfungen Startprüfung, Schießen und Handgranatenweitzielwurf zu absolvieren.

Der Wettkampf kann als Einzel- und Mannschaftswettkampf ausgetragen werden.

Achtung, Achtung! Hier spricht Leningrad

Friedrich Fuchs

Im Februar 1934 hatte ich in Wien an den bewaffneten Kämpfen des Schutzbundes gegen die faschistischen Kräfte teilgenommen und mußte danach wie viele andere österreichische Genossen emigrieren. Seit Mai 1934 lebten mein Bruder und ich in Leningrad, ich arbeitete in meinem Beruf als Zahntechniker. Im Oktober 1934 kamen die Familie meines Bruders und meine Braut Anny nach.

Etwa einen Monat nach dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion baten mich Genossen des Leningrader Stadtparteikomitees, im Rundfunk deutschsprachige Sendungen für die Soldaten des Gegners zu machen.

Das kam völlig überraschend für mich, und ich wußte nichts weiter zu antworten, als daß ich von Rundfunkarbeit keine Ahnung hätte und nicht einmal wüßte, wie ein Mikrofon zu halten sei.

Man ließ meinen Einwand nicht gelten, versicherte mir, die technische Seite der Arbeit würde ich in wenigen Tagen lernen. Wichtig sei allein, daß man Vertrauen zu mir habe und mich dringend brauche. Was blieb mir also anderes übrig, als mich am nächsten Tag im Funkhaus in der Rakowa-Straße einzufinden. Dort nahm sich Wiktor Antonowitsch Chodarenko meiner an. Er zauberte. Innerhalb eines Tages standen mir ein Zimmer mit drei Schreibtischen – auf jedem eine Schreibmaschine –, vier Wörterbücher sowie die perfekte Übersetzerin Anna Dehn und die Stenotypistin Jelisaweta Pawlowna zur Verfügung.

So weit, so gut, doch mußte ich mit diesem Reichtum ja nun etwas anfangen. Aber wie macht man eine Sendung, noch dazu für Soldaten der faschistischen Wehrmacht, die sich schon als Eroberer von Leningrad sahen? Was mußte man denen sagen, wie mußte man es tun und woher Material dafür nehmen? Während ich so überlegte, erschien Wiktor Antono-



Friedrich Fuchs im Mai 1943

witsch. Auf meine Frage, wie er sich unsere erste Sendung vorstelle und wann sie ausgestrahlt werden solle, meinte er, für den Anfang würden wohl zwei bis drei Meldungen des Sowjetischen Informationsbüros reichen. Das Ganze solle so an die zehn Minuten dauern und am besten schon heute abend gesendet werden. Er übergab mir einige Blätter mit Meldungen über den Verlauf der Kämpfe an den verschiedenen Frontabschnitten sowie ein von der Politverwaltung der Leningrader Front verfaßtes Flugblatt in deutscher Sprache.

Um 16 Uhr ging ich zu Wiktor Antonowitsch und überreichte ihm mein erstes Manuskript, fein säuberlich abgetippt in deutscher und russischer Version. Nach zehn Minuten hielt ich es mit dem Vermerk «kann gesendet werden» wieder in den Händen.

Wiktor Antonowitsch führte mich in die Senderäume, machte mich mit den Technikerinnen bekannt und teilte mir mit, daß meine Sendung für 18 Uhr angesetzt sei. Er riet mir, die Zeit bis dahin mit Sprechübungen zu nutzen, die man aufzeichnen und mich abhören lassen werde.

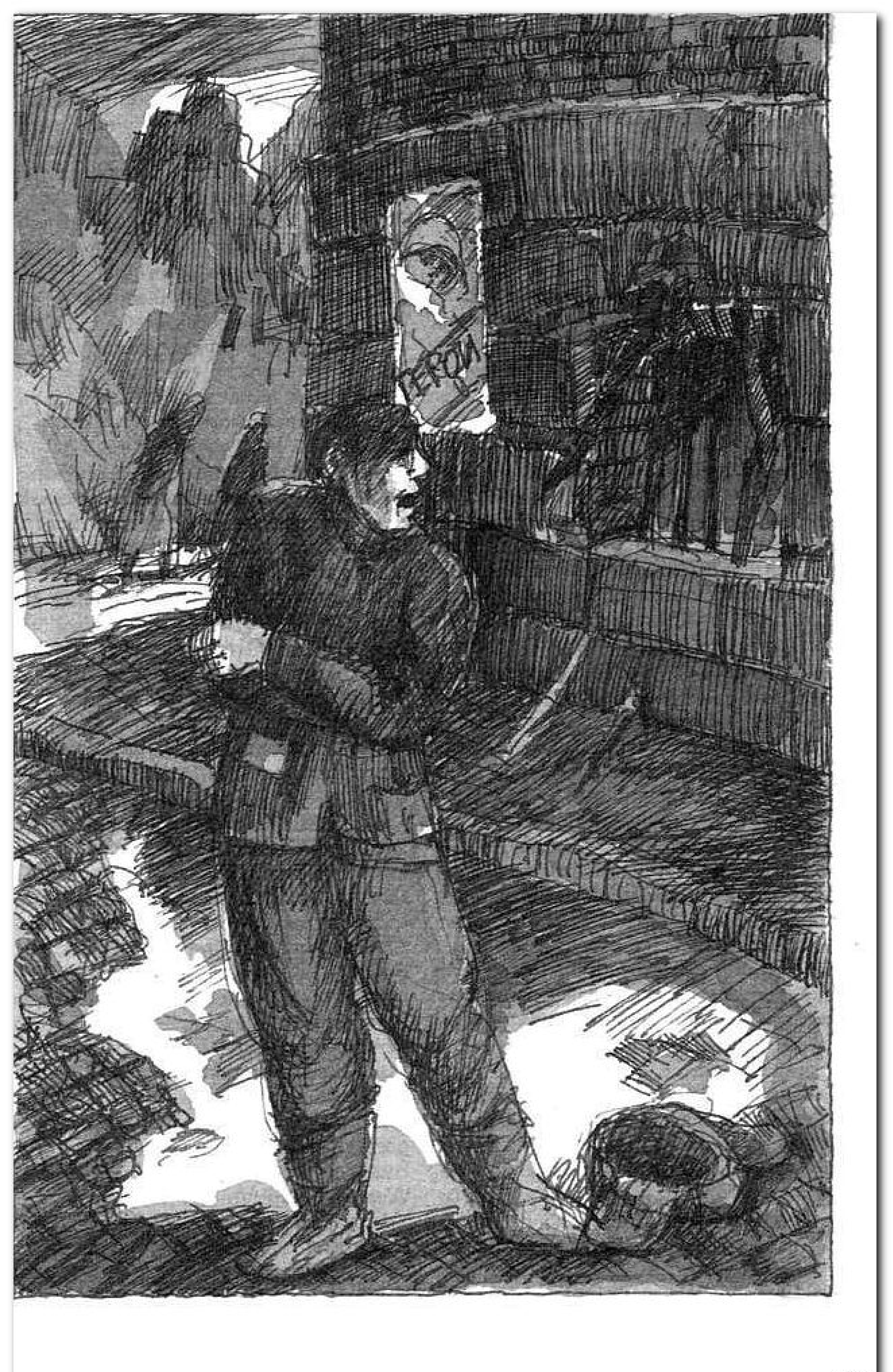
Nach einer halben Stunde hatte ich begriffen, wie wichtig das war. Was ich von der Probeaufnahme vernahm, war das typische Geplauder eines Österreichers. Verlangt wurde von mir aber eine Sendung in deutscher Sprache für Deutsche. Ich versuchte es also mit dem sogenannten Bühnendeutsch. Nach der sechsten Aufzeichnung war ich mit dem Ergebnis halbwegs zufrieden und schaltete eine Pause ein, um mich etwas zu beruhigen. Mein Herz schlug wie wild, und nervös war ich wie in jener Februarnacht 1934, als wir über das Eis des Grenzflusses March in die Tschechoslowakei flüchteten.

Punkt 18 Uhr saß ich – ein wenig zitternd – im Studio. Tatjana Worobjowa schaltete das Mikrofon ein und gab mir das verabredete Zeichen. «Achtung, Achtung! Hier spricht Leningrad. Wir beginnen unsere Sendung für die deutsche Wehrmacht.»

Später hörte ich mir im Beisein von Wiktor Antonowitsch die Aufzeichnung meines Erstlings an. Er beglückwünschte mich zu meiner Premiere und überraschte mich mit der Nachricht, er habe bereits zwei Anrufe erhalten – vom Stadtparteikomitee und von der Politverwaltung der Leningrader Front. Alle seien zufrieden gewesen. Mit Worten hätte ich in jenen Minuten meine Freude und Genugtuung wohl kaum ausdrücken können. Ich ging nicht, ich eilte beschwingt heimwärts, um meine Familie teilhaben zu lassen.

In den nächsten drei bis vier Wochen änderte sich nichts Wesentliches. Ich stellte jeden Tag eine Sendung aus drei bis vier Meldungen des Sowinformbüros zusammen, ließ sie bestätigen und gab sie am Abend durch. Dann kam ein Tag, den ich nicht vergessen werde. Wiktor Antonowitsch bat mich, ein von Olga Fjodorowna Bergholz verfaßtes Flugblatt ins Deutsche zu übersetzen. Es sollte an der vordersten Linie verwendet werden. Ich kannte Olga Bergholz' Stimme aus dem Rundfunk. Sie wandte sich – meist in Gedichtform – an die Leningrader, rief sie auf, unbedingt durchzuhalten, sei es auch noch so schwer, und alles zu tun, um die Stadt vor den faschistischen deutschen Truppen zu retten.

Ich las das Flugblatt und begann zu überlegen. Es wollte mir nicht ganz gefallen, irgend etwas störte mich. Also bat ich Wiktor Antonowitsch, ob ich nicht mit Olga Fjodorowna persönlich sprechen könnte. Er bejahte und kam wenige Minuten später mit ihr in mein Zimmer. Ich erblickte eine sehr hübsche, offensichtlich sehr energische, junge blonde Frau, und ich bekam ein wenig Angst, ihr meine Bedenken zu offenbaren. Doch sie forderte mich auf, meine Meinung zu äußern, und so sagte ich, der erste Teil des Flugblattes gefiele mir. Darin würde den Feinden klargemacht, daß es ihnen nie gelingen werde, Leningrad einzunehmen, weil die Stadt Lenins, die Stadt der Oktoberrevolution, von der ganzen Roten Armee und von jedem Leningrader bis zum letzten Atemzug verteidigt werden würde. Dann aber folge der Aufruf, sich gefangenzugeben. Zu einem Zeitpunkt, da die faschistischen Armeen nach wie vor an allen Frontabschnitten – wenn auch weit langsamer als zu Beginn


ГЕРОИ

des Krieges – vorwärts rückten, sei dieser Aufruf sinnlos. Kein deutscher Soldat sei in dieser Lage bereit, einer solchen Aufforderung Folge zu leisten. Sie würden nur darüber lachen, und damit müßten auch die vorangegangenen richtigen Worte wirkungslos bleiben. Ich schlug statt dessen vor, den faschistischen Soldaten klar vor Augen zu führen, daß sie diesen Krieg niemals gewinnen könnten und sie hier nur eines erwarte: der Tod.

Olga Fjodorowna überlegte kurze Zeit dann sagte sie: «Fritz, ich glaube, Sie haben recht. Bitte ändern Sie das Flugblatt so, wie Sie es eben angedeutet haben. Ich danke Ihnen für Ihre Worte. Sie sind mir sehr nützlich.»

Ich bat sie und Wiktor Antonowitsch, ein wenig zu warten, diktierte den neuen Text in die Maschine, ließ ihn ins Russische übersetzen und übergab Olga Bergholz beide Fassungen. Seit dieser Stunde verband mich mit ihr eine innige Freundschaft bis zu ihrem Tode. Im Laufe des Krieges verfaßten wir noch so manches gemeinsame Flugblatt.

In den folgenden Wochen sann ich viel darüber nach, auf welche Weise und mit welchen Mitteln meine Sendungen besser, das heißt wirkungsvoller werden könnten. Sollte ich vielleicht selbst Artikel schreiben? Es wäre doch wichtig, daß wir mit direkten Antworten auf die vielen Lügen reagierten, mit denen die Soldaten an der Front täglich gefüttert wurden. Damit könnten wir Zweifel am Wahrheitsgehalt der faschistischen Propaganda wecken und selbst glaubwürdiger werden.

Wiktor Antonowitsch gab mir recht, und wir einigten uns darauf, daß ich in den nächsten Tagen den Versuch unternehmen sollte. Doch beinahe wäre es gar nicht dazu gekommen.

An einem Septembernachmittag überraschte mich auf dem Weg ins Funkhaus Luftalarm. Nun hatte ich einen Ausweis, der mir erlaubte, auch in solchen Fällen die Straße zu betreten. Ich ging also weiter. In Höhe des Anitschkow-Palais auf dem Prospekt des 25. Oktober vernahm ich plötzlich ein lautes Pfeifen in der Luft – eine Bombe! Ohne mich zu besinnen, warf ich mich auf den Gehsteig. Im nächsten Augenblick vernahm ich einen fürchterlichen Knall und danach gar nichts mehr. Taub und von oben bis unten mit Staub bedeckt, lag ich da. Wie lange, weiß ich nicht. Als ich mich aufrappelte, sah ich, daß das Haus auf der gegenüberliegenden Seite eine brennende Ruine war. Aber noch mehr erschrak ich, als ich mich umdrehte: Etwa einen Meter über der Stelle, an der ich gelegen hatte, waren die wohl fünf Zentimeter dicken Eisenstäbe des Gitters durchbrochen! Na ja, Glück muß man eben haben.

Mein erster Artikel

Seit einiger Zeit hatte ich in meinem Zimmer einen guten Radioapparat stehen, mit dem ich auch deutsche Sender empfangen konnte. Als eines Tages eine Rede des faschistischen Propagandaministers Goebbels durchgegeben wurde, machte ich mir Notizen und verfaßte danach einen drei Seiten langen Artikel, in dem ich die verlogenen Ausführungen widerlegte. Ich führte Tatsachen ins Feld, die die wahre Lage an der Front und im Hinterland erkennen ließen und den deutschen Soldaten deutlich machten, was sie in diesem Krieg gegen die Sowjetunion zu erwarten hätten.

Ich diktierte den Artikel, bat, ihn zu übersetzen, und schon knapp nach 11 Uhr legte ich ihn Wiktor Antonowitsch auf den Tisch. Eine halbe Stunde später teilte man mir mit, Wiktor Antonowitsch und Direktor Schirokow hätten ihn gelesen und für gut befunden. Genosse Schirokow wollte ihn in etwa einer Stunde mit in den Smolny nehmen und dort die Sendeerlaubnis erwirken.

Ich war überglücklich. Nun hieß es nur noch zu warten. Um 18.30 Uhr begann meine erste Sendung – wir waren seit einiger Zeit dazu übergegangen, jeden Abend zweimal zu senden, um 18.30 Uhr und die Wiederholung um 20 Uhr.

Um 18 Uhr begab ich mich klopfenden Herzens zu Wiktor Antonowitsch. Ja, leider noch keine Nachricht aus dem Smolny. Was nun? Da wagte ich einen kühnen Vor-

schlag. Wenn beide Rundfunkdirektoren den Artikel für gut befunden hätten, dann könnte doch nichts mehr daran auszusetzen sein. Er habe schließlich nur dann einen Sinn, wenn er heute noch durchgegeben würde, schon morgen oder gar übermorgen werde sich kein deutscher Soldat mehr daran erinnern, was Goebbels heute im Radio gesagt habe. Ja, gab Wiktor Antonowitsch zu, das stimme schon, aber ohne Erlaubnis dürfte ich eben nicht. So lauteten nun mal die Bestimmungen.

Da ergriff ich seine beiden Hände und sagte: «Wiktor Antonowitsch, erlauben Sie mir, daß ich die Verantwortung dafür ganz allein übernehme. Da haben Sie meine normale Sendung für heute – einige Meldungen des Sowinformbüros und ein Flugblatt. Geben Sie mir dazu Ihre Unterschrift, und ich gehe. Und nur Sie und ich allein wissen, daß ich statt dessen meinen Artikel durchgebe. Und wenn Sie mir Ihre Erlaubnis nicht erteilen, dann muß ich ihn eben so senden.»

Lange, sehr lange sah er mir schweigend in die Augen. Dann seufzte er tief, drückte mir die Hände und sagte leise: «Gehen Sie, Fritz, und tun Sie, was Sie nicht lassen können. Die Verantwortung tragen wir beide.»

So glücklich war ich schon lange nicht, vielleicht überhaupt noch nie ins Studio gekommen.

Während der nächsten zwei, drei Tage wartete ich voller Ungeduld auf eine Meldung aus dem Smolny. Genau zehn Tage, nachdem ich meinen Artikel gesendet hatte, bekam ich ihn von Direktor Schirokow mit dem Vermerk «Kann gesendet werden» zurück. Daraufhin teilte ich ihm in Anwesenheit von Wiktor Antonowitsch mit, was in der Zwischenzeit mit meinem Artikel geschehen war. Ganz erschrocken sah er mich an. «Wie konnten Sie nur!» Ich führte meine Argumente an. Es entspann sich eine längere Diskussion, in deren Verlauf ich Direktor Schirokow bat, mich doch bei seiner nächsten Fahrt in den Smolny mitzunehmen und mir ein Gespräch mit dem Genossen zu ermöglichen, der unsere Sendungen prüfte. Er war skeptisch, gab aber meinem Drängen schließlich nach.

Gegen Abend – meine Sendung war bereits aufgenommen – fuhren wir los. Wir passierten den Eingang zum Smolny, und für kurze Zeit wurde ich gebeten, auf dem Korridor Platz zu nehmen. Wenige Minuten später sah ich mich erfreut jenem Genossen gegenüber, der mich im Sommer aus dem Stomatologischen Institut zum Rundfunk geholt hatte. Erst machte er mir – freilich mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen – Vorwürfe, weil ich ungesetzlich gehandelt hätte.

Voller Überzeugung begründete ich ihm, warum es meiner Meinung nach unbedingt notwendig sei, solche Antworten auf Sendungen des faschistischen Rundfunks sofort zu geben und nicht erst nach acht bis zehn Tagen. Er erwiderte, daß er das ja verstehe, aber er trage eben die Verantwortung für alles, was im Leningrader Rundfunk gesendet werde. Daraufhin fragte ich ihn, ob er sich seiner Worte bei unserer ersten Zusammenkunft im Stomatologischen Institut erinnere: «Wir haben das für diese wichtige politische Aufgabe notwendige Vertrauen zu Ihnen», und ob man dieses Vertrauen in der kurzen Zeit meiner Tätigkeit im Rundfunk verloren hätte. Er erwiderte, daß davon keine Rede sein könne und man mit meiner Arbeit sehr zufrieden sei. Nach längerer Diskussion gelangten wir zu folgender Vereinbarung: Von mir geschriebene Artikel müßten von beiden Direktoren des Rundfunks bestätigt und genehmigt werden. Das genügte mir, und ich konnte schließlich auf einige hundert selbstverfaßte Artikel verweisen, an denen nichts zu beanstanden war.

Von einer anderen Idee versprach ich mir ebenfalls Erfolg in dem Bemühen, überzeugend zu wirken, Denkanstöße zu geben und vielleicht Reaktionen auszulösen.

Eine Hauptthese der faschistischen Propaganda lautete, die «Bolschewisten» machten keine Gefangenen, sondern würden alle erschießen oder nach Sibirien verschleppen. Wenn man nun Kriegsgefangene zu ihren Kameraden sprechen ließe? Sie wären der lebende Beweis, daß die Rote Armee die Gefangenen internationalen Abmachungen entsprechend behandelte, und könnten unsere Argumentation

stützen, daß der Krieg gegen die Sowjetunion nicht zu gewinnen sei.

Dabei war uns natürlich klar, daß sich zu jenem Zeitpunkt kaum ein Kriegsgefangener bereitfände, über den Rundfunk eine solche Aussage zu machen, rechneten sie doch alle damit, daß Leningrad in allernächster Zeit genommen würde und sie aus der Gefangenschaft befreit wären. Wir mußten zu einer List greifen. Gern taten wir es nicht, doch hier ging es um Menschenleben, um viele Menschen auf beiden Seiten, deshalb war uns jedes Mittel recht.

Den ersten Versuch machten wir mit einem Leutnant. Juri Lasak von der Politverwaltung der Leningrader Front fuhr mit mir und Toningenieur Nikolai Swiridow im Aufnahmewagen zu einem Gebäude unweit der Front.

Der Aufnahmewagen parkte im Hof, während Juri Lasak und ich in einem Zimmer saßen, in dem zwei Mikrofone angebracht waren.

Das Gespräch dauerte etwa eine Stunde, in deren Verlauf der Leutnant zugab, Zeuge von schrecklichen Mißhandlungen und von Morden deutscher Offiziere an sowjetischen Frauen und Kindern geworden zu sein, er verabscheue diese Greuel. Er meinte auch, daß dieser Krieg nicht gut enden könne, weil die Verluste der deutschen Truppen zu hoch seien. Der Krieg gegen die UdSSR sei überhaupt eine Fehlkalkulation Hitlers.

Wir schnitten noch am selben Abend das Tonband zu zwei Sendungen von je 15 Minuten zusammen, und außerdem schrieb ich an Hand dieses Gesprächs ein Flugblatt, das an der Front Verwendung finden sollte.

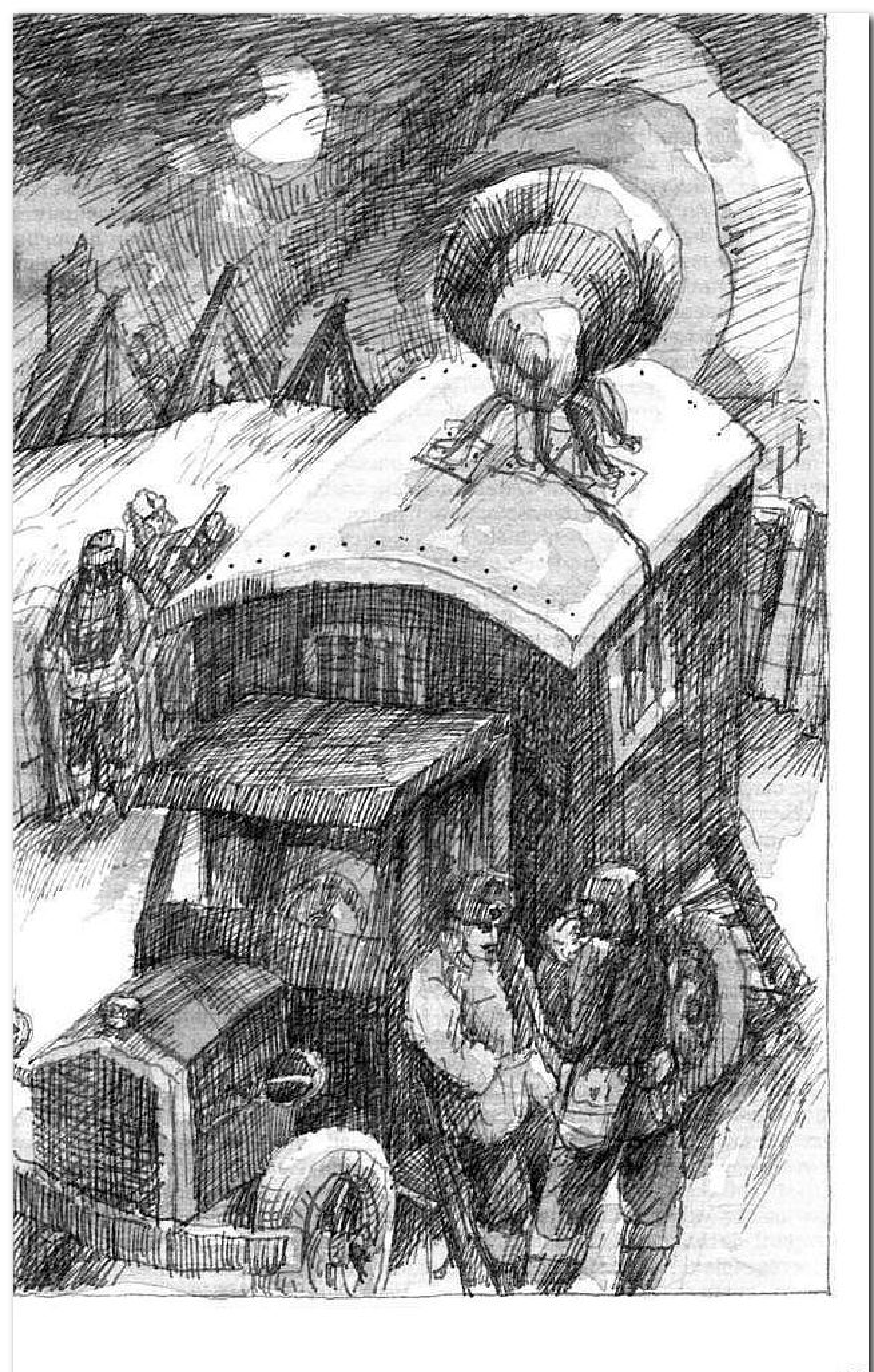
Der Anfang war gemacht. Das gab uns Mut zu einem weiteren Versuch. Wir holten aus dem Leningrader Gefangenenlager neun deutsche Kriegsgefangene in das Rundfunkgebäude und bewirteten sie mit Schnitzel und Kartoffeln, dazu gab es Bier und Tee mit Zucker. Es kam uns ganz schön schwer an, denn zu jener Zeit konnten wir Leningrader uns nur sehr dunkel daran erinnern, wie so etwas schmeckte. Fleisch, Kartoffeln und Zucker gehörten bereits zu jenen Dingen, die es auf unserem Speiseplan nicht mehr gab. Unsere Gefühle mußten aber aus dem Spiel bleiben. Ich bemühte mich, ein Rundtischgespräch in Gang zu bringen. Nur zögernd ließen sich die Gefangenen dazu herbei, aber schließlich sprachen doch einige über die gute Behandlung in der Kriegsgefangenschaft, über die Sinnlosigkeit dieses Krieges und über ihren Wunsch, der Krieg möge bald zu Ende gehen, damit sie wieder zu ihren Familien heimkehren könnten.

Aus diesem Gespräch konnten wir vier Sendungen zu je 15 Minuten zusammenstellen, die qualitativ alles in den Schatten stellten, was wir bisher ausgestrahlt hatten.

Eine Episode am Rande machte mir allerdings ziemlich zu schaffen. Einer der beiden Begleitsoldaten, die die Gefangenen mit einem Lastwagen zu uns gebracht hatten, ging nervös hin und her, brachte seine Maschinenpistole verdammt oft in Anschlag und ließ sie dann, etwas vor sich hin murmelnd, wieder sinken.

In der Pause erkundigte ich mich bei ihm, weshalb er so nervös war. Er sah mich böse an und sagte: «Das ist eine ausgesprochene Schweinerei, was Sie da mit den Faschisten machen. Während die Leningrader schon seit Wochen kein Stückchen Fleisch mehr zu sehen bekommen, füttern Sie die da mit Schnitzeln. Eigentlich müßte man sie alle erschießen.» Als ich ihn fragte, ob er nicht wisse, daß es internationale Gesetze gebe, die das Erschießen von Kriegsgefangenen verbieten, meinte er, solche Abkommen interessierten ihn nicht, denn sie stammten bestimmt aus einer Zeit, in der es keine faschistischen Mörder gegeben habe. Wenn ich wüßte, was er schon erlebt habe, würde ich ihm bestimmt recht geben. Ich bat ihn, zu erzählen, damit ich ihn besser verstehen könne. Und er ließ sich nicht lange bitten.

In einem kleinen Dorf etwa 30 Kilometer südöstlich von Leningrad aufgewachsen, hatte er seit Kriegsbeginn seiner Mutter im Garten und in der Hauswirtschaft geholfen und sein vierjähriges Schwesterchen betreut. Der Vater war in der Armee. Eines Tages drangen ganz unerwartet die Deut-



schen in sein Dorf ein. Ihm gelang es, sich in der Mistgrube zu verstecken. Von dort sah er, wie ein deutscher Offizier und drei Soldaten auf ihr Haus zugingen und seine Mutter, die gerade in den Garten kommen wollte, offenbar, um ihn zu suchen, in das Haus zurückstießen. Einige Zeit hörte er sie laut schreien, dann ertönte ein Schuß, und es wurde still. Kurze Zeit später erschien der Offizier in der Tür. Er hielt die kleine Schwester, die laut weinte, bei den Füßen und schlug sie mit dem Kopf so lange gegen die Hausmauer, bis sie sich nicht mehr rührte. Dann warf er sie zu Boden.

In der Nacht war es dem jungen Burschen gelungen, Garten und Dorf zu verlassen. Zwei Tage später hatte er sich zur Roten Armee durchgeschlagen.

Anfangs wußte ich nicht, was ich ihm antworten sollte. Ich war zutiefst erschüttert. Dann nahm ich ihn bei den Schultern und sagte: «Ich verstehe dich. Bleib so, wie du bist. Und nimm deine Rache. Aber nicht an wehrlosen Kriegsgefangenen, sondern an jenen Faschisten, die Leningrad erobern wollen. An ihnen räche deine Mutter und dein Schwesterchen.»

Einsatz an vorderster Front

Etwa in die Zeit Anfang Oktober fiel mein erster Einsatz an der vordersten Linie. Juri Lasak fragte mich, ob ich nicht mit ihm in die Nähe der Kirow-Werke fahren möchte, um mit den dort eingesetzten Propagandisten der Roten Armee über ihre Arbeit zu sprechen und ihnen zu helfen, Flugblatttexte korrekt vorzulesen. Selbstverständlich stimmte ich mit Freuden zu. Ich erhielt einen Militärmantel ohne Dienstgradabzeichen sowie eine Militärmütze, und wir fuhren los. Gegen Mittag waren wir an Ort und Stelle und warteten, bis es zu dunkeln begann. Dann bestiegen wir einen Panzer. Juri setzte sich zum Fahrer, während ich mit noch zwei Rotarmisten hinaufkletterte und mich am Geschützrohr festhielt. Wir fuhren los. Es waren kaum fünf Minuten vergangen, da krachten links und rechts der unwegsamen, verwüsteten Straße – sofern man diesen Weg überhaupt noch als Straße bezeichnen durfte – Granaten. Ich duckte mich instinktiv, doch das hatte eigentlich keinen Sinn. Ich muß gestehen, angenehm war mir dieses Gefühl nicht, so völlig ausgeliefert zu sein. Aber zum Glück wurden wir nicht getroffen, und nach wenigen Minuten war der ganze Spuk vorbei. «Das kennen wir schon», sagte einer der beiden Soldaten zu mir. «Das geht jeden Tag so, einmal etwas früher, einmal etwas später.» Ob ich wohl lange brauchen würde, um mich an so etwas zu gewöhnen?

Direkt an der vordersten Frontlinie war es verhältnismäßig ruhig, und ich konnte mich etwa eine Stunde lang mit den Frontpropagandisten unterhalten, ihre Aussprache kontrollieren und korrigieren und ihnen gleichzeitig ein paar Tips geben, wie man am besten eine kurze Sendung von drei Minuten zusammenstellt. Ich schlug ihnen auch einige Fragen vor, die sie Kriegsgefangenen und Überläufern stellen könnten. Spät in der Nacht kamen wir wieder in die Stadt – genau in einen Luftangriff hinein. Er erschien mir aber lange nicht so furchterregend wie der Artilleriebeschuß während meiner Fahrt auf dem Panzer.

Einige Wochen später fuhr ich an einen anderen Frontabschnitt. Ich brachte den Propagandisten ein neues Flugblatt und half ihnen, es wirkungsvoll vorzulesen. Nach einiger Übung ging es schon ganz gut. Die Genossen konnten von ihren Deutschkenntnissen aus der Schulzeit zehren, doch einiges war natürlich unvollkommen. Dennoch leisteten sie ihre Arbeit zur vollsten Zufriedenheit. So manche Aussage von Kriegsgefangenen wies darauf hin, daß Flugblätter oder Lautsprechersendungen Spuren hinterlassen hatten.

Während der Blockade

Von allen Seiten eingeschlossen, waren wir vom Nachschub an Nahrungsmitteln und anderen wichtigen Gütern abgeschnitten, dazu kam noch, daß Artilleriebeschuß und Bombenangriffe in einem Ausmaß zunahmen, was kaum mehr zu verkraften war. Fünfmal mußten mein Bruder Ernst

und ich in den Abendstunden auf dem Dachboden unseres Wohnhauses, auf dem wir unseren Luftschutzdienst versahen, Brandbomben löschen. Einmal wäre es beinahe schiefgegangen, eine Bombe blieb genau zwischen dem Dach und dem Dachboden stecken. Nur mit einer langen Brechstange, die ich zufällig auf dem Boden fand, konnten wir sie noch unschädlich machen.

Niemals werde ich jenes grausige Schauspiel vergessen, dessen Zeuge wir eines Abends wurden. Auf ein Wohnhaus am gegenüberliegenden Ufer der Fontanka, etwa 300 bis 400 Meter von unserem Haus entfernt, fielen einige Phosphorbomben. Das Dach geriet sofort in Brand, und entlang der Hausmauer liefen in breiter Front weißglitzernde Phosphorströme zur Erde. Es sah aus wie ein herrliches Feuerwerk, doch es kostete viele Menschen das Leben. Uns fröstelte bei dem Gedanken an die hilflosen Opfer.

Schlimme Stunden erlebte meine Familie in der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember 1941. Mein Bruder Ernst und ich waren gegen 23.30 Uhr nach Hause gekommen, als wieder einmal die Sirenen losheulten. Unmittelbar darauf krachte es auch schon über uns, und die Wände wackelten. Die Petroleumlampe in meinem Zimmer wurde vom Tisch gefegt – elektrisches Licht gab es schon lange nicht mehr – und verlosch zum Glück. Sobald etwas Ruhe eingetreten war, sahen Ernst und ich uns in der Wohnung um. Als wir die Küchentür öffneten, sahen wir: Die halbe Küche und der Balkon waren weg. Der Gasherd hing in der Luft. Wir versuchten, so rasch wie nur möglich unsere Wohnung zu verlassen und ins Freie zu gelangen.

Doch wir bemühten uns vergeblich, die Wohnungstür zu öffnen. Schließlich trat ich mit dem Fuß ein Stück der Türfüllung heraus. Der Anblick war entmutigend. Es gab kein Treppenhaus mehr, nur noch einen Haufen Ziegelsteine. Wir verständigten Mitbewohner, die vom Hausflur aus die Verschütteten zu retten versuchten, und warteten auf die Feuerwehr. Sie befreite uns nach etwa acht Stunden über eine Leiter aus unserer gefährlichen Lage. Unser neues Domizil wurden zwei Zimmer im Funkhaus – mit je drei Betten, einem Tisch und drei Stühlen.

Im Dezember 1941 sanken die Temperaturen in Leningrad in einigen Nächten bis auf minus 44 Grad Celsius. In unserem Zimmer bildete sich an den Wänden eine etwa eineinhalb Zentimeter dicke Eisschicht. Anfänglich versuchten wir, das Zimmer mit einem kleinen Kanonenofen warm zu bekommen, aber außer starker Rauchentwicklung war nichts zu spüren. Also gaben wir den Ofen wieder weg und zogen uns zum Schlafengehen ganz dick an: zwei Paar Socken oder Strümpfe, zwei Hosen, zwei Westen, selbstverständlich die wärmste Unterwäsche, dicke Handschuhe und eine warme Woll- oder Fellmütze. Am Morgen stiegen meine Frau Anny oder ich auf das Dach, holten einen Kübel Schnee herunter und erwärmten den größten Teil auf einer elektrischen Kochplatte zum Waschen. Aus dem Rest kochten wir zwei Schalen heißen «Tee» – leider ohne Tee und ohne Zucker. Aber etwas warm wurde uns wenigstens davon.

Es ging auf Weihnachten, eine Zeit, in der die Soldaten der Wehrmacht vermutlich emotional besonders aufgeschlossen waren. Das gedachte ich in meinen Sendungen zu nutzen. Für den Weihnachtsabend schrieb ich einen Monolog.

Ein tödlich verwundeter deutscher Soldat liegt unter einer mächtigen russischen Tanne und träumt davon, wie schön jedes Jahr die Weihnachtstage mit Frau und Kind waren. Er verflucht den Krieg, der daran schuld ist, daß er hier in der Fremde sinnlos sein Leben opfern muß.

Dazu hatte ich mir etwas Neues ausgedacht und wollte es ausprobieren. Ich bat Nikolai Swiridow, das beliebteste deutsche – genaugenommen österreichische – Weihnachtslied «Stille Nacht, heilige Nacht» von einem deutschen Sender aufzuzeichnen und es während der Sendung meines gesprochenen Textes leise abzuspielen.

Etwa zwei Stunden lang saßen wir gemeinsam in der Technik und suchten alle erreichbaren deutschen Sender ab, bis es uns endlich gelang, das Lied in einer Or-



chesterfassung aufzunehmen. Ich hörte mir die Aufnahme einmal an, und wir besprachen, wann und wie sie eingeblendet werden sollte. Dann lief ich rasch ins Studio, die Sendezeit nahte.

Ich machte meine Ansage, und plötzlich durchfuhr mich ein Schreck. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, zu Beginn die erste Strophe selbst zu singen – gewissermaßen als jener Soldat unter der Tanne. Dann erst sollte die Musik eingespielt werden. Wenn ich jetzt nicht annähernd die Tonart der Aufnahme traf, wäre die halbe Wirkung dahin. Mir brach der Schweiß aus allen Poren, aber helfen konnte keiner mehr. Die Sendung war angesagt, und mir blieb nichts anderes übrig, als loszusingen. Mit rauchiger Stimme brachte ich die erste Strophe zu Ende und gab das Zeichen, das Band abzufahren. Erleichtert stellte ich fest, daß ich die Musik noch richtig im Ohr gehabt hatte, es gab keinen Bruch zur Aufzeichnung. Juri Lasak bestätigte mir am nächsten Tag, daß ihn und verantwortliche Genossen in der Politverwaltung der Leningrader Front die Sendung sehr beeindruckt hätte. Man ermunterte mich, mir auch künftig etwas einfallen zu lassen.

Der Hunger

Die Ernährungslage in Leningrad war während der letzten Wochen einfach katastrophal geworden. Auf die Lebensmittelkarten gab es immer weniger, z. B. nur noch 125 Gramm Brot täglich. Und was für ein Brot war das! Mehl hatte daran wohl den geringsten Anteil. Drückte man die dünne Scheibe in der Hand zusammen, floß Wasser heraus. Zu Mittag gab es im Funkhaus täglich einen Teller Suppe, und wenn sich darin fünf oder gar sechs Erbsen verirrt hatten, so galt sie als Festtagssuppe. Kein Wunder, daß wir alle mehr als schlank waren.

Den Jahreswechsel 1941/42 begingen wir zu viert. Anny, Ernst, mein Kollege Wsewolod Rimski-Korsakow und ich trafen nach der letzten Sendung des Jahres in meinem Zimmer zusammen, wo uns Anny festlich bewirtete. Aus in der Kaffeemühle gemahlenen Sojabohnen hatte sie mit etwas Wasser kleine Plätzchen geformt, die sie mit einem Kerzenstummel anstelle von Fett in einer Pfanne briet. Dazu bekam jeder eine Tasse Tee ohne Zucker und ein halbes Gläschen ... Wein! Wsewolod hatte zum Jahreswechsel ein Fläschen Wein geschenkt bekommen, der nun genau in fünf Teile geteilt wurde – je ein Gläschen für uns und den fünften Teil für seine Mutter, die krank zu Hause lag.

Während dieses «Festmahles» wurde eifrig diskutiert: Wie lange die Leningrader noch durchhalten würden, ohne zu verhungern oder zu erfrieren, wann und wo es gelingen würde, die Blockade zu durchbrechen. Einmal mußten die faschistischen Mörder ja vernichtend geschlagen werden. Denn daß es ihnen niemals gelingen würde, die Stadt Lenins einzunehmen, darüber waren wir uns alle einig.

Oft wurde ich nach dem Kriege gefragt, weshalb wir im belagerten Leningrad ge-

blieben waren und alle Leiden der 900 Blokkadetage auf uns genommen hatten. Es hätte für uns als Ausländer doch gewiß eine Möglichkeit gegeben, herauszukommen.

Wir sind geblieben, weil man mir eine Aufgabe übertragen hatte, die einem Österreicher, Antifaschisten und Kommunisten, die Möglichkeit bot, seinen bescheidenen Beitrag zum Kampf gegen den deutschen Faschismus zu leisten.

Dazu kam aber noch etwas anderes. Wir hatten in den vorangegangenen sieben Jahren diese Stadt und ihre Menschen lieben und achten gelernt, fühlten uns nicht mehr als Emigranten. Heute, Jahrzehnte später, möchte ich sagen, daß wir durch die schweren Blockadejahre zu richtigen Leningradern wurden und diese Zeit zu den wichtigsten Etappen in unserem Leben zählt. Wann immer wir mit Kampfgefährten von damals zusammentrafen, fühlten wir uns darin bestätigt, und das gab und gibt uns auch heute noch Kraft.

Meinst du, die Russen wollen Krieg?

Jewgeni Jewtuschenko

Meinst du, die Russen wollen Krieg?
Befrag die Stille, die da schwieg
im weiten Feld, im Pappelhain,
befrag die Birken an dem Rain.
Dort, wo er liegt in seinem Grab,
den russischen Soldaten frag!
Sein Sohn dir drauf die Antwort gibt:
Meinst du, die Russen wollen Krieg?
Nicht nur fürs eigne Vaterland
fiel der Soldat im Weltenbrand.
Nein, daß auf Erden jedermann
in Ruhe schlafen gehen kann.
Holt euch bei jenem Kämpfer Rat,
der siegend an die Elbe trat,
was tief in unsren Herzen blieb:
Meinst du, die Russen wollen Krieg?

(Übersetzung S. Siemund und G. Steineckert)

Der Weg durch das Inferno

Jan Flieger

1

Mondlicht fiel auf die Niedere Tatra, ein blasses Mondlicht. Der Wind schnitt in dieser Januarnacht des Jahres 1945 wie mit Sicheln aus Frost in die Gesichter.

Die drei Männer liefen auf dem Bergkamm, der dicht mit Fichten bewachsen war. Der erste, er trug einen Mantel der Roten Armee, nur ohne Schulterstücke, stapfte vornweg, der zweite, in einer zerschlissenen slowakischen Uniform, zog den Schlitten, auf dem ein Verletzter lag, der in Decken verpackt und festgeschnallt war, der dritte, ein Zivilist, schob, wenn es bergan ging. Die Uniformierten waren mit Maschinenpistolen bewaffnet, sowjetischen Spagins, und der Mann, der am Schluß ging, mit einem deutschen Sturmgewehr.

Rademacher hieß der Mann, der die Spur in den Schnee trat, wobei er bis zu den Knien, zu den Hüften, manchmal sogar bis zur Brust einsank. Andreas Rademacher. Er hatte mit seiner Frau und den zwei Kindern in einer Gemeinde in den Sudeten gelebt, bis die Nazis ihn, den Kommunisten, zu jagen begannen. Er war durch Polen in die Sowjetunion geflohen, als Fallschirmspringer ausgebildet worden und als Funker. Er sprach russisch so gut wie deutsch, beherrschte das Slowakische und Tschechische und war nachts abgesprungen aus einer Li-2 über den Bergen dieses Landes, um die Partisanen zu unterstützen, die weiterkämpften, nachdem der slowakische Nationalaufstand zusammengebrochen war im Kampf gegen Elitedivisionen der SS.

Rademacher war fünfunddreißig, blond und einsachtzig groß. Er sprach bei den Partisanen nur russisch, slowakisch oder tschechisch, da sie nicht wissen durften, daß er ein Deutscher war wie ihre Todfeinde. Er trug den Decknamen Nikolai und galt als Russe wie Wolodja.

Keuchend stapfte Rademacher vor den anderen her, seine Spagin trug er vor der Brust, damit er sie sofort hochreißen konnte, wenn sie auf den Feind stoßen sollten.

Rademacher blickte sich kurz um. Die Lippen Jans, der den Schlitten zog, blieben aufeinander gepreßt. Dieser ehemalige Student aus Prag war ein zäher Bursche, zäher als mancher andere in ihrer Abteilung, und er konnte den Schlitten länger ziehen als Karel, der schwarzhaarige Schuster aus einem kleinen Dorf in der Niederen Tatra, das die SS niedergebrannt hatte nach einem Attentat und der im gleichen Alter war wie Rademacher.

Wolodja, der auf dem Schlitten lag, preßte die Zähne in den Lappen, den er im Mund hatte, damit sein Stöhnen nicht zu hören war in der Winternacht. Wolodja war länger in der Abteilung als Rademacher, schon als sie gebildet worden war, beim Rückzug der slowakischen Armee in die Berge. Wolodja stammte aus der Gegend um Kursk und hatte dort die Traktoren dreier Dörfer repariert.

Rademacher fröstelte, aber es war nicht die Kälte. Es war der Gedanke an diesen Mann auf dem Schlitten, der die Schmerzen der Verwundung ertrug, ohne einen Laut. Würde er sterben, dieser Wolodja, dieser Draufgänger, der keine Furcht zu kennen schien?

Wolodja! Und Rademacher dachte an den einen Einsatz ...

Er läuft neben Wolodja und Karel. Sie keuchen, hören Schreie und Trillerpfeifen. Ihre Schritte dröhnen in der Unterführung.

«Schneller!» keucht Wolodja. «Schneller!»

Sie haben das Offizierskasino gesprengt, es wurde zum Chaos aus Balken, Steinen und Toten. Unter den Trümmern liegen auch drei SS-Offiziere, die das Leben in drei Dörfern ausgelöscht hatten, Ritterkreuzträger.

Es ist die Dämmerstunde, die vor der Nacht kommt.

Der Bahnhof liegt vor ihnen. Und welch unfaßbares Glück, jetzt, in der höchsten Gefahr: ein Munitionszug!

Wolodja wirft die letzte Handgranate, hier, wo ein Funken genügt. Der Bahnhof wird zum Flammenmeer.

Da spürt Rademacher den Schlag an der Schläfe. Er fällt in das Dunkel.

Noch benommen reißt er die Augen auf. Wolodja trägt ihn auf seinem Rücken, keucht, läuft auf den Schwellen der Schienen bis zu der Stelle, wo der Wald sie verbergen wird.

Der Schmerz brennt in Rademachers Kopf, die Beine spürt er nicht.

Wolodja!

Der bärenstarke Wolodja, der sein Leben einsetzt, um Rademacher zu retten. Die Verfolger sind hinter ihnen. Aber der Wald nimmt die Partisanen auf.

Wolodja ...

Mit Wolodja hat er den barbarischen Hunger erlebt und den sichelscharfen Frost. Mit Wolodja hat er Höhlen in die Erde gegraben, in denen sie zwischen den Einsätzen auf Reisig und Decken schliefen. Höhlen, an denen der Feind vorbeigehen konnte, ohne sie zu entdecken.

Wolodja ...

Wieder sank Rademacher bis zu den Hüften ein und zog sich mühsam an Ästen aus der Schneewehe heraus.

Weiter! Er durfte sich nicht schonen!

Keiner von ihnen durfte sich schonen!

Nicht Jan, der Tscheche, nicht Karel, der Slowake, nicht er selbst. Das letzte Fünkchen an Kraft mußten sie mobilisieren, das sie noch besaßen, denn auf dem Schlitten lag Wolodja! Und wenn es noch eine Rettung geben konnte für Wolodja, dann war es dieses Dorf, zu dem sie gelangen wollten, weil dort ein Arzt wohnte. Sie mußten es schaffen! Aber der Weg war noch weit.

Rademacher wußte es, und er spürte den Wind, der zunahm und in den sie hineinzulaufen schienen, ein kalter, eisiger Wind. Schnee fiel in Klumpen von den Bäumen herab.

Sie mußten nun hinabsteigen in ein Tal, es durchqueren und wieder den Hang auf der gegenüberliegenden Seite hinauf bis zu einem neuen Kamm, der sich mehrfach verzweigte. Im Tal lag das zerstörte Dorf, das Totendorf, denn es gab nicht nur ein Lidicé in diesen Bergen und Tälern. Es gab fünfzig von diesen toten Dörfern, wie die Bauern und Holzfäller sagten.

2

Karel hielt beim Abstieg den Schlitten fest, um ein schnelles Hinabgleiten zu verhindern. Die Fichten standen sehr dicht. Als der Wald endete, hob Rademacher den rechten Arm. Sie verharrten ohne Bewegung. Ein Geräusch im Tal?

«Die Nerven», knurrte Rademacher. «Es ist wohl nichts. Aber wir werden lieber oberhalb gehen, am Friedhof vorbei.»

Karel nickte, weil er diesen Weg schon gegangen war vor einem Einsatz gegen Hlinka-Faschisten im Dorf. Aber er wußte auch, daß jede Kugel sie treffen konnte, ehe sie die schützenden Bäume erreichten. Leichter Schneefall setzte ein.

Da stutzte Rademacher.

War da ein Geräusch?

Er besaß ein sehr gutes Gehör und eine Witterung für Gefahr. Lauerten Männer einer Spezialeinheit der SS im toten Dorf? Oder Hlinka-Faschisten, die die Gegend kannten ringsum?



«Ich laufe zuerst», sagte Rademacher, als er sich umwandte. «Ihr kommt nach, wenn ich drüben an den Stämmen bin und euch Feuerschutz geben kann. Ihr bleibt dann in meiner Spur.»

Noch einmal, ehe er sich aus dem Schutz der Stämme löste, blickte er hinab zum Dorf.

Da war das Geräusch wieder! Er erstarrte und hielt den Atem an, minutenlang. Seine Augen hatten sich völlig an das Licht dieser Schneenacht gewöhnt.

Dann sah er eine Bewegung, dem wieder dieses Geräusch folgte. Es war ein Fensterflügel, der gegen einen Balken schlug, einen verkohlten schwarzen Balken.

Der Schneefall wurde stärker.

Die Fenster der Häuser glichen dunklen Höhlen. Krähen saßen auf den Dächern und auf den Dunghaufen, die gefroren waren und die der Schnee bedeckte. Die Krähen waren die Geier in diesen Bergen und Tälern. Wo sie kreisten, lagen Tote. Und sie kreisten oft.

3

Dann war Rademacher in der Mitte des Tales. Der Sturm wollte ihn zu Boden pressen, und es schien ihm, als würde der Flokkenfall immer dichter. Im Mondlicht sah er die dunklen Fichten, die er erreichen wollte, nur noch schwach.

Und unvermittelt begann ein Inferno, ein Schneesturm, der so heftig war, daß Rademacher kaum noch einen Meter weit sehen konnte. Beinahe blind stapfte er vorwärts.

Er war allein. Die anderen kauerten im Schutz der Bäume. Rademacher taumelte zurück. Sie durften nicht warten, nicht ausruhen, jede verlorene Minute konnte für den Verwundeten tödlich sein! Sie mußten durch dieses Tal und den Hang hinauf und dann wieder hinab!

Mechanisch hob er die Füße. Nur weiter! Zu den anderen zurück! Der Sturm verklebte ihm die Augen, so daß er sie schloß und in die Richtung zurücklief, aus der er gekommen war.

Ein gewaltiger Sog wollte ihn zurückreißen. Rademacher stemmte sich gegen diesen Druck. Er wußte: Bis zum letzten Atemzug würde er sich gegen ihn stemmen.

Er schleppte sich weiter. Wo waren die Gefährten? Er fand seine Spur nicht mehr, sank immer tiefer in den Schnee.

Einen Augenblick lang stand er, um zu verschnaufen, wünschte sich, hineinzufallen in diesen Schnee, der ihn in Minuten bedecken und schützen würde vor diesem Sturm – aber das wäre sein Tod.

Rademacher öffnete einen Spalt die Augen. Wenn er die Richtung verfehlte? Wenn er vorbeilief an den Gefährten? Wer konnte wissen, wie lange der Schneesturm anhielt? Wie viele Tote hatte der eine Marsch im Schneesturm gefordert, als sie den Ring der SS durchbrechen mußten und nicht verharren durften? Mancher Gefährte war im Lauf gestorben, sein Herz hatte ausgesetzt. Mitten im Lauf und ohne Schrei war er in den Schnee gesunken.

Rademacher keuchte.
Weiter!
Zu den Gefährten! Zu Karel, zu Jan, zu Wolodja!
Und der Schnee fiel immer dichter.
Schnee ... Schnee ... Schnee ...
Wer umsank, schlief hinüber in den Tod.
Wo waren die drei? Waren sie ihm gefolgt und nun im Tal?
Rademachers Augen schmerzten vom Schnee, der in den Wimpern zu Eis erstarrte.
Da sah er die Gestalt. Sie bewegte sich direkt auf ihn zu wie ein weißer Schatten.
Ein SS-Mann?
«Nikolai?» hörte er die Gestalt fragen.
«Ja», rief Rademacher, und der Schnee drang ihm in den Mund.
Es war Karel. «Wir wollen den Schneesturm zwischen den Bäumen abwarten, Nikolai.»
«Nein», antwortete Rademacher. «Jede Minute, die wir warten, verringert die Hoffnung für Wolodja. Wir müssen durch. Er kann Stunden dauern, dieser Sturm.»
Karel rieb sich das Kinn. Er war völlig mit Schnee bedeckt, auch sein Gesicht.
«Gut», keuchte er.
Dann trat Rademacher an den Schlitten heran. Wolodja hielt die Augen geschlossen. Rademacher beugte sich zu ihm hinab, um ihm den Schnee aus dem Gesicht zu reiben und sein Gesicht mit einem Tuch zu schützen. Wolodja lag starr, aber er lebte noch.
«Erschieß mich», bat er leise.
Rademacher schüttelte den Kopf.
«Wir müssen durch das Tal», sagte er, «dann den Hang hinauf und wieder durch das nächste Tal. Wenn wir dann auf dem Kamm stehen, sehen wir das Dorf, Wolodja. Der Arzt wohnt ganz oben, im letzten Haus.»
«Erschieß mich», bat Wolodja noch einmal.
Rademacher schwieg. Er richtete sich auf, packte das Seil, um den Schlitten zu ziehen. Karel und Jan schoben, jeder an einer Seite.

4

Rademacher stemmte sich gegen den eisigen Sturm, der, als sie den Schutz der Bäume verließen, jeden Schritt zur Qual machte. Er heulte in Rademachers Ohren, schnitt wie mit Rasierklingen ins Gesicht.
Weiter!
Nur weiter!
Mechanisch hob Rademacher die Füße, versank bis zu den Hüften, bis zur Brust. Er wußte, daß sie die Bäume auf der gegenüberliegenden Seite erst sehen würden, wenn sie gegen einen Stamm liefen.
«Soll ich ziehen?» keuchte Jan.
Rademacher winkte ab. «Weiter!» schrie er in den Wind, aber es war nur ein Röcheln. Sein Rücken, das wußte Rademacher, mußte für die anderen wie ein Anker wirken, ein Halt. Er schlang den Strick fester um seinen Leib und stapfte weiter.
Und wenn er die Richtung nicht hielt? Wenn sie dadurch noch mehr Schritte benötigten als nötig waren?
Er lief und lief.
Hart schlug sein Kopf gegen einen Stamm: der Hang! Sie mußten nun bergauf, hoch zum Kamm.
Zweige hieben wie Peitschen in Rademachers Gesicht, und doch war dieser Aufstieg besser als der Weg im Tal, weil der Sturm nachzulassen schien. Aber vielleicht wirkten nur die Bäume als Schutz, und oben, auf dem Kamm, würde der Eiswind erneut mit seiner ganzen Stärke zupacken. Oben wartete er sicher auf sie, denn der Kamm, der vor ihnen lag, war nicht bewachsen.
Rademacher wich Gestrüpp aus, das sich ihnen entgegenreckte. Der Kamm war sehr breit. Rademacher wußte, daß er sich in einem mächtigen Bogen gegen Norden wölbte und zu einem kuppelförmigen Gipfel führte.
Sie stiegen hinab in das nun folgende Tal, wobei sie einem Dickicht aus Latschenkiefern ausweichen mußten, das sehr dicht und nicht zu durchdringen war.
Einmal stürzte Karel in den Schnee, blieb liegen. Rademacher riß ihn hoch, packte ihn an den Schultern, schüttelte ihn heftig.
«Ich kann nicht mehr», stammelte Karel.



«Du kannst!» brüllte Rademacher. «Du hast alles bisher gekonnt! Immer!»

Rademacher tastete mit der einen Hand vorwärts, mit der anderen und mit dem Körper zog er den Schlitten.

Schnee verhüllte den Mond nun ganz.

Rademacher war diesen Weg schon gegangen, der zu dem Dorf führte, das sie erreichen wollten. Aber das war bei Tage gewesen, und er hatte auf Trampelpfaden laufen können.

Er verharrte und legte sein Ohr an Wolodjas Lippen.

«Erschieß mich», flüsterte Wolodja. «Rettet euch selbst!»

«Weiter!» brüllte Rademacher, der sich wieder aufrichtete.

Die Schneeflocken verklebten ihm Augen, Nase und Mund, machten das Atmen zur Qual.

5

Ein Licht im Schneegestöber!

Ein Licht?

Ein Licht!

Dann hatten sie schon das Dorf erreicht!

Das Dorf!

Rademacher hätte am liebsten aufgeschrien vor Freude, denn vor ihnen lag tatsächlich das Dorf, und wenn die Tücher an den Fenstersimsen hingen – das Zeichen für die Partisanen – bestand keine Gefahr.

Sie sahen keinen Menschen, nur dieses eine Licht.

Rademacher blickte in die Gesichter seiner Gefährten, in die sich die Erschöpfung eingegraben hatte.

Wenn die SS hier lauerte?

In einem der Häuser?

Vielleicht im Haus des Arztes? Es gab Ärzte, die die Faschisten gehenkt hatten wegen der Hilfe für die Partisanen. Wenn die Angst den Alten zum Spitzel gemacht hatte?

«Ich gehe zuerst», sagte Rademacher.

Im letzten Haus des Dorfes wohnte der alte Arzt. Er hatte den Partisanen schon dreimal geholfen, obwohl er seine Praxis längst nicht mehr führte.

Vorsichtig ging Rademacher um das Haus herum. Er sah kein Tuch. Er spähte in die Nacht und in das Schneetreiben.

Schnee, Schnee, Schnee ...

War das Licht eine Falle?

Er drückte die Klinke vorsichtig nieder, entsicherte aber vorher die Spagin.

Die Tür war verschlossen.

Er trat an das Fenster heran, hinter dem Licht brannte, klopfte, wartete minutenlang, bis sich das Fenster langsam öffnete, doch nur einen Spalt breit. Rademacher hielt die Spagin schußbereit. Er trat zwei Schritte zurück.

Da erkannte er den weißhaarigen Kopf des alten Arztes.

«Wer ist da?» fragte der Alte in die Dunkelheit.

Rademacher verstand die Worte kaum. «Sind Sie allein?» antwortete er mit einer Frage.

«Wer sind Sie?» antwortete der Alte.

«Nikolai, der vom Himmel fiel.»

Der Alte schien nachzudenken. «Nikolai?»

«Ja.»

«Sie hatten den Bulgaren gebracht, den Bauchschuß?»

«Ja», sagte Rademacher. «Diesmal sieht es noch schlechter aus. Die Kugel sitzt neben der Wirbelsäule. Und unsere Ärztin ist gefallen.»

«Ich habe keinen Äther», brummte der Alte.

«Wenn Sie operieren, werden wir den Verwundeten halten», erwiderte Rademacher. «Wir sind zu dritt.»

Der Alte strich sich mit der Hand über das Haar. «Er muß dann bei mir bleiben?»

«Ja.»

Minuten vergingen. Das Fenster blieb einen Spalt breit offen, aber Rademacher sah das Gesicht des Alten nicht mehr.

«Bring ihn!» hörte er dann.

Rademacher arbeitete sich zu den Gefährten zurück.

Für Wolodja würde die schwerste Stunde kommen in seinem Leben, die allerschwerste ...

6

Der Morgen dämmerte, als sie aufbrachen. Ihre Gesichter waren bleich, denn alle drei – Rademacher, Jan und Karel – dachten an Wolodja, an die Qualen, die er erlitten hatte.

Rademacher lief als letzter und verwischte die Spuren mit einem Tannenzweig. Der Schnee fiel nicht mehr so dicht.

Sie waren dem Kamm gefolgt, der sich verzweigt hatte, waren hinabgestiegen in ein Tal ohne Dorf und wieder zu einem Kamm hinauf.

Sie standen auf dem Kamm und blickten hinab in das Tal. Dort lag das Dorf, in dem Jurek die Medizin abgegeben haben mußte, die Medizin, die sie so dringend brauchten, dringender als Waffen. Auch Äther sollte dabei sein.

«Los!» sagte Rademacher.

Oberhalb des Dorfes lag der Friedhof. Sie liefen über ihn hinweg, weil das der kürzeste Weg war. Sie sahen hohe Grabpfähle aus Holz, mit Querbalken und Querbrettern, so daß kreuzähnliche Gebilde entstanden waren. Um sie vor Regen und Schnee zu schützen, trugen die ein bis zwei, ja sogar bis zu vier Meter hohen Pfahlkreuze Überdachungen aus Holz oder Blech. Die Stämme bedeckte eine Eiskruste, so daß man die Symbole nicht sah, die in ihr Holz gekerbt waren, Monstranz, Weinstock oder Kelch.

Und da fielen Schüsse.

Der Gegner mußte im Schutz der Häuser gewartet haben, hinter Dunghaufen und Holzstößen.

Die Kugeln pfiffen an ihren Köpfen vorbei, schlugen in das Holz der Kreuze.

Rademacher warf sich in den Schnee, schoß hinein in die Mündungsfeuer, die vor ihm aufblitzten. Er war ein guter Schütze, der beste seiner Abteilung. Er hörte Schreie, wußte aber auch so, daß er getroffen hatte, einmal, zweimal, dreimal. Wollen sie uns lebend? dachte er. Haben sie deshalb nicht treffen wollen? Dieser Irrtum kostet sie ein paar Männer. Der Gegner vor ihnen war vorsichtig geworden.

«Wir müssen zum Kamm», stieß Rademacher zwischen den Zähnen hervor.

Sie robbten zurück, erst Karel und Jan, dann Rademacher, der noch viermal ein Mündungsfeuer löschte.

Der Wind war wieder stärker geworden, auch der Schneefall.

«Wartet!» sagte Rademacher. «Ich prüfe das Gelände vor uns allein. Hört ihr Schüsse, schlagt euch seitlich zum Kamm durch.»

Sie umarmten sich schweigend.

Rademacher hielt die Waffe entsichert in der rechten Hand, und mit der linken schob er die Zweige zurück, die ihm die Sicht nehmen wollten.

Wann stieß er auf den Feind?

Die geringste Unaufmerksamkeit konnte seinen Tod und den seiner Kameraden bedeuten, jedes Geräusch tödlich sein. Das wußte er.

Rademacher wischte sich die Flocken aus den Augen und verharrte einen Augenblick lang.

Er sank bis zu den Knien und tiefer in den Schnee. Einmal schnitt ein Zweig in sein Gesicht, messerscharf.

Er lehnte sich gegen einen Baum und lauschte, als er den schrillen Ruf eines Vogels hörte. Der Vogel schrie erneut. Es war ein gespenstischer Schrei. Rademachers Herz klopfte stark.

Wo lauerte der Feind?

Sah er ihn zuerst?

Das Unterholz wurde dichter, so daß Rademacher sehr vorsichtig laufen mußte, um ein Knacken von Zweigen zu vermeiden. Dann begann ein Tannenwald. Die Bäume standen dicht.

Wo war der Feind? Wo standen seine Posten? Rademacher hörte ein knackendes Geräusch und bemerkte, wie ein Flämmchen aufzuckte. Und dann sah er sie. Es waren zwei Männer. Sie standen hinter einer Tanne. Durch ihre Schneehemden und die Kapuzen hätte er sie kaum wahrgenommen. Er kauerte sich hinter einen Baum und beobachtete sie. Wenn ein Posten schoß, das wußte Rademacher, würde die Hölle los sein. Er mußte die beiden lautlos töten, noch ehe sie ihr Sturmgewehr hochreißen konnten.

Dann beobachtete er, wie der eine SS-Mann hineintauchte in den Tannenwald.

Jetzt!

Lautlos, aber so schnell wie möglich, ohne Geräusche, pirschte er sich an den Mann heran, der noch immer rauchte, aber nun hinter einer Tanne stand.

Näher und näher schlich er an den Mann heran. Er schob die Pistole in die Tasche und griff zum Messer.

Immer, wenn der Wind in die Zweige fuhr, bewegte er sich vorwärts. Er war dem Mann ganz nahe, aber in seinem Rücken.

Dann schnellte er vorwärts, preßte wie eine stählerne Klammer den Arm um den Hals des Mannes und stieß ihm das Messer über dem Koppel in den Leib, ein wenig mit der Spitze nach unten.

Nur ein erstickter Laut war zu hören, nicht mehr.

Dann folgte er der Spur im Schnee, folgte dem anderen Mann, ohne zu wissen, auf wie viele Gegner er treffen konnte. Er hielt die Pistole wieder in der rechten Hand. In jeder Minute konnte ihn die tödliche Kugel eines Postens treffen.

Jählings sprang ihn ein weißer Schatten an. Es war ein kräftiger großer Mann. Sie rangen schweigend miteinander, keuchend. Keiner von ihnen rief um Hilfe, denn der SS-Mann fürchtete weitere Partisanen, Rademacher die SS-Männer. Es konnte nur einen Sieger geben, einen lautlosen Sieger. Rademacher stürzte, und der Mann lag schwer auf ihm, umklammerte seinen Hals, fester und fester. Vor Rademachers Augen tanzten feurige Kreise. Da stieß er mit den Fingern zu, hinein in die blauen, kalten Augen über ihm. Und dann schrie der Mann kurz auf. Rademacher wälzte ihn ab, warf sich auf ihn und würgte ihn, bis er reglos unter ihm lag. Er stand und lauschte, dann hetzte er zurück.

Der Weg vor ihnen war frei, der Weg hinauf zum Kamm. Aber gewiß blieben ihnen nur Minuten, denn die Posten schienen sich in einem bestimmten Rhythmus anzulaufen.

Schweigend winkte er den Gefährten zu, die hinter Stämmen hervortraten, als sie Rademacher kommen sahen.

Sie liefen so schnell sie konnten und immer weiter bergan. Vor ihnen lag ein kugelförmiger, schneebedeckter Gipfel, der im Sommer mit Gras bewachsen war.

Der Nebel wurde dichter, Schutz und Gefahr zugleich. Aber die Gefahr war größer.

Es war ein Wunder, daß sich die Faschisten in die Berge gewagt hatten bei diesem Wetter. Es mußte eine Spezialeinheit sein, vielleicht Gebirgsjäger.

War der Feind überall? War das ganze Gebiet umstellt?

Die SS brauchte nur ihren Spuren zu folgen.

Der Wind war scharf, aber nicht wie in der zurückliegenden Nacht.

Sie liefen dicht hintereinander im Flokkenfall. Sie sahen nicht mehr als zehn Meter weit. Das konnte gut sein oder auch schlecht. Man würde den Feind erst entdecken, wenn man auf ihn stieß. Sie stapften im Schnee, die entsicherten Waffen vor der Brust.

Wir müssen den anderen Hang hinauf, dachte Rademacher, und wieder hinab und dann parallel laufen zum Kamm im Schutz der Bäume und Büsche.

Aber wenn die Faschisten das gesamte Gebiet umstellt hatten?

Dann liefen sie ihnen in die Arme, wenn es endgültig Tag wurde.

Da sprach Karel von der Höhle, der Tropfsteinhöhle, die tief hineinführen würde in den Berg. Dort könnten sie Zuflucht finden, für den Tag.

Rademacher nahm beim Laufen den Rucksack von der Schulter und griff nach der Taschenlampe, um zu prüfen, ob sie funktionierte. Ohne sie hätten sie sich nicht in die Höhle wagen können.

Sie keuchten weiter.

Karel stapfte nun an der Spitze.

Sie liefen und liefen.

7

Plötzlich war Karel verschwunden.

Da sah Rademacher Karels Arm, seine winkende Hand.

Die Höhle! Sie hatten sie erreicht.

Sie standen und lauschten.

Stille ...

Rademacher bückte sich und drückte Karel die Taschenlampe in die Hand.

«Schneller», keuchte Karel.

Jan löschte die Spuren.

Dann krochen sie hinein in korridorartige Räume, die vor Jahrhunderten ausgehöhlt worden waren durch das Wasser eines Baches, der versiegt war. Immer tiefer krochen sie hinein. Der Lichtstrahl der Taschenlampe glitt an den Wänden entlang. Die Stalagmiten und Stalaktiten sahen schneeweiß aus.

«Hier wagt sich keiner rein», flüsterte Karel. «Aber sie finden den Eingang auch so nicht. Man muß ihn genau kennen.» Obwohl er flüsterte, dröhnten seine Worte in Rademachers Ohren.

Dann saßen sie auf Felsen, über die sie ihre Rucksäcke gebreitet hatten als Schutz vor dem kalten Stein. Aber oft mußten sie sich erheben, um sich zu bewegen, denn die Kälte machte ihre Gliedmaßen steif.

Sie hörten, als sie in der Finsternis saßen, ein Geräusch, weit vorn, und hielten den Atem an.

Die SS! Sie hatte den Eingang entdeckt!

Vorsichtig kroch Karel dem Geräusch entgegen, wobei er sich beinahe lautlos bewegte.

Rademacher saß auf dem Felsen, Rükken an Rücken mit Jan. Eine Mausefalle, dachte er. Sie können uns ausräuchern. Oder wir müssen uns selber töten – die Höhle wird unser Grab.

Die Kälte schüttelte ihn. Seine Zähne schlugen aufeinander. Wie lange saßen sie schon? Er schien jedes Gefühl für die Zeit verloren zu haben.

Wo blieb Karel? Wenn sie ihn lautlos getötet hatten?

Sie hörten nur das Tropfen. Sie hörten es unnatürlich laut, ein gleichmäßiges Geräusch, das sie erst jetzt so deutlich vernahmen.

Dieses verdammte Tropfen!

Sie brauchten die Stille, die absolute Stille!

Wir haben keine Taschenlampe mehr, dachte Rademacher, die hat Karel. Sollten sie tiefer in die Höhle hinein? Immer tiefer? Wohin aber führte die Höhle? Gewiß nicht mehr an das Licht, nur tiefer in den Berg hinein.

Er riß die Waffe hoch, als er ein Geräusch hörte, ein kriechendes, tastendes Geräusch. Wenn der Feind eine Handgranate warf?

Karel?

Der Feind?

«Es ist gut», flüsterte Karel. «Nur Steine hatten sich gelöst.» Er ließ den Lichtschein der Taschenlampe aufleuchten.

Licht! dachte Rademacher. Nur nicht wieder diese Dunkelheit.

Und doch mußten sie sehr sparsam sein mit diesem Licht.

So saßen sie wieder im Dunkeln, Stunde um Stunde. Jeder hatte im Rucksack einen Kanten Brot und drei rohe Kartoffeln, die sie aßen, als der Hunger zu groß wurde.

Sie sprachen nicht mehr, sie hockten nur nebeneinander. Einmal mußte Rademacher eingeschlafen sein, aber es war wohl nur ein Wachtraum. Er sah Maria, sah die Kinder, sah Klaus und Renate, sah sie sehr klein, doch er wußte, daß sie schon viel größer waren, denn sechs Jahre lag der Traum zurück. Was war mit ihnen geschehen? Er wußte nichts von ihnen, und es

gab die Sippenhaft, die nicht Halt machte vor Kindern.

Ein Schauer durchrann ihn. Aber den Gefährten erging es nicht anders. Nur Jan hatte keine Kinder, keine Frau. Gewiß kämpfte es sich so leichter. Und doch hatte sich Rademacher nie geschont. Wenn er kämpfte, gab er sich ganz. Er konnte nicht anders kämpfen. Er gab sich ganz. Maria hatte es gewußt.

Maria ...

Was war mit Maria geschehen? In ihren schönsten Jahren war er nicht bei ihr und nicht bei den Kindern.

Er hörte Jans leises Schnarchen an seiner Schulter.

Das Schnarchen ...

Das Tropfen ...

Und die Kälte.

So verrann Stunde um Stunde.

Schließlich erhoben sie sich und rieben ihre Körper warm. Rademacher meinte, seine Füße seien abgestorben. Lange massierte er sie, ehe er wieder Leben in ihnen spürte.

«Ich glaube», sagte er leise, «wir kriechen zurück. Wir müssen weiter, ehe es Nacht wird.»

Karel kroch voran, und sie folgten ihm dichtauf und so, daß einer die Füße des anderen berühren konnte.

Eine solche totale Dunkelheit habe ich noch nicht erlebt, dachte Rademacher. Nicht einmal damals, als ich aus dem Flugzeug absprang, war es so dunkel gewesen, denn es hatte auf den Bergen und in den Tälern dieses Landes die Signalfeuer gegeben, auf die man zufliegen konnte, auch wenn man die Gegend nicht kannte.

Endlich Licht ...

8

Als sie vor der Höhle standen, schneite es nicht mehr, aber Nebel lag über den Bergen und füllte die Täler aus. Sie sahen keinen Himmel, keine Berge.

«So ist es gut», brummte Karel. «Der Feind sieht nichts!»

Rademacher rieb sich das Kinn. «Wir auch nicht», sagte er. «Und sie können im Hinterhalt lauern, aber wir müssen laufen.»

Karel trat die Spur, Rademacher hielt die Waffe schußbereit, und Jan deckte den Rückzug. Meter um Meter kämpften sie sich voran. In raschen Sprüngen überquerten sie den kahlen Kamm, um hinabzusteigen in das nächste Tal.

Die Stille umgab sie, die Stille der Berge und der Täler, die Stille der Wälder und der Wolken.

Wo lauerte der Feind?

War er wieder hinabgestiegen in die Täler, weil die Berge das Reich der Partisanen waren? Hatte der Feind Angst, daß er getötet wurde, ohne die Waffen gesehen zu haben, die die Schüsse abgaben?

Weiter, nur weiter!

Sie liefen einen Umweg, der aber sicher war.

Wie wird es Wolodja gehen? dachte Rademacher.

Vor ihm schaukelte Karels Rücken.

Mechanisch hoben sie ihre Füße, immer wieder, ohne Rast. Sie mußten bei ihrer Abteilung sein, ehe ein neuer Schneesturm begann, der noch härter werden konnte als der letzte.

Sie liefen, liefen, liefen ...

Ein Tal, ein Kamm, ein Sattel. Wieder folgte ein Tal, eine weite weiße Schneefläche mit einer kleinen Fichtengruppe und einem Bach, über dem ein vereister Stamm lag, doch breit genug, um auf ihm laufen zu können mit tastenden Schritten.

Dann nahm der Wald sie wieder auf, der rauschende, schützende Wald. Eine Eule flog zwischen den Stämmen, ein grauer Schatten, der im Nebel dahinschwebte ohne Laut.

«Parole», rief eine Stimme auf slowakisch, scharf wie der Eiswind.

«Dukla», keuchte Rademacher.

«Bratislava», rief es im Nebel zurück.

Es waren die eigenen Leute, es war Vaseks Stimme. Rademacher kannte sie genau. Er taumelte ihr entgegen.

Schlaf, dachte er, nur Schlaf ...

U-Boot oder U-Schiff?

Fregattenkapitän d. R. Ulrich Israel

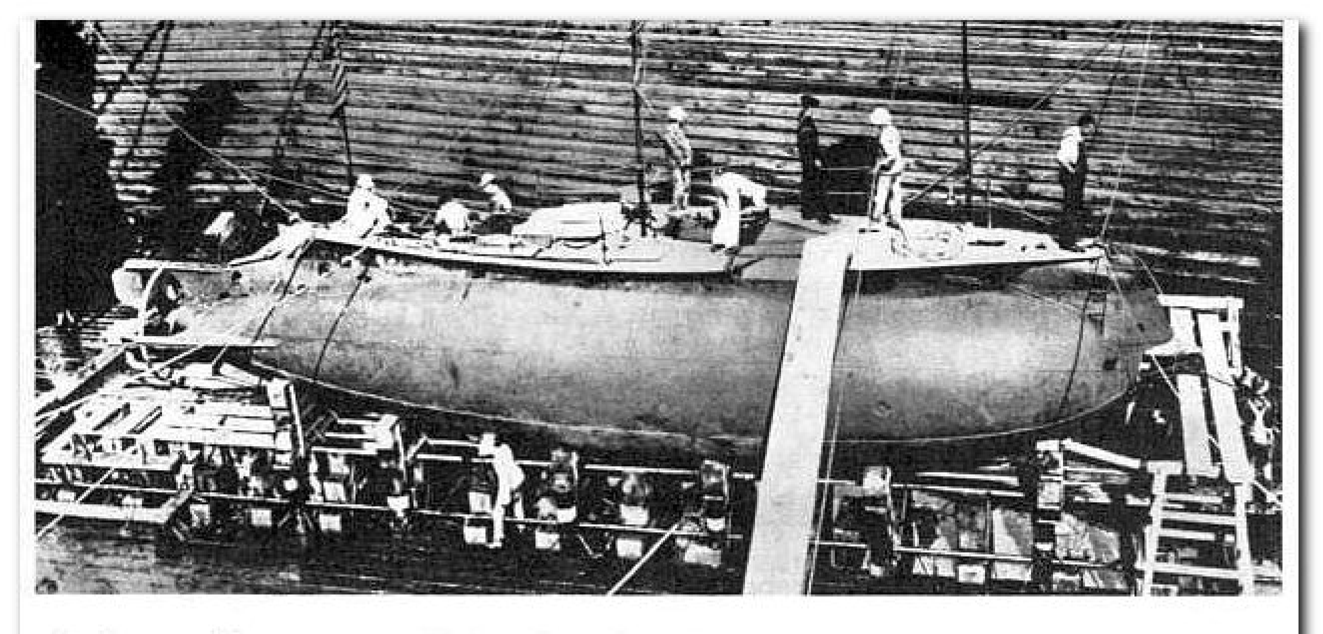
Es hat sich in unserem Sprachgebrauch fest eingebürgert und ist weithin verbreitet, für alle militärischen Unterwasserfahrzeuge, gleich, ob für historische oder neuzeitliche, die Bezeichnung «U-Boot» zu verwenden.

Im Grunde genommen ist dies eine nicht unbedenkliche Vereinfachung, die zu erheblichen Fehleinschätzungen und Verwechslungen führen kann, insbesondere dann, wenn Begriffe mit stark unterschiedlichem Inhalt wie «U-Boot» und «U-Schiff» geradezu beliebig und wahllos in Anwendung gebracht werden. Das hat nichts mit einer fachspezifischen Wortklauberei zu tun. Es erhebt sich generell die Frage, ob man für eine große Vielfalt von Unterwasser-Kampfschiffen und -Booten, die heute im Rahmen der zu einer Hauptwaffengattung der Streitkräfte aufgestiegenen Unterwasserkräfte eine unvergleichlich höhere Qualität erlangt haben als die vor vier oder fünf Jahrzehnten üblichen Tauchboote der sogenannten U-Boot-Waffe, die Bezeichnung «U-Boot» verwenden kann.

Eine etwas nähere Betrachtung soll deutlich machen, daß es eine oberflächliche Verallgemeinerung in der Bezeichnung für alle Unterwasserfahrzeuge in dieser Weise nicht geben kann. Im englischen Sprachgebrauch stellt sich das Problem einer falschen Anwendung oder Auslegung eines üblichen Standardbegriffes nicht, weil mit «Submarine» die Bezeichnung aller historischen und modernen Unterwasserfahrzeuge eindeutig ist. Und im Französischen steht dafür das Wort «sous-marin», das in gleicher Weise alle U-Schiffe und -Boote, unabhängig von ihrer Größe und Qualität, bezeichnet.

Im Deutschen wie auch in vielen anderen Sprachen entsteht schon ein Problem durch die Einordnung der Wasserfahrzeuge in Schiffe und Boote. Dies ist gewissermaßen ein Hauptkriterium für den Größenunterschied zwischen großen und kleinen «schwimmenden Untersätzen», wie der Seemann sagt, geworden, und diese Größe kommt in den Abmessungen und in der Wasserverdrängung zum Ausdruck.

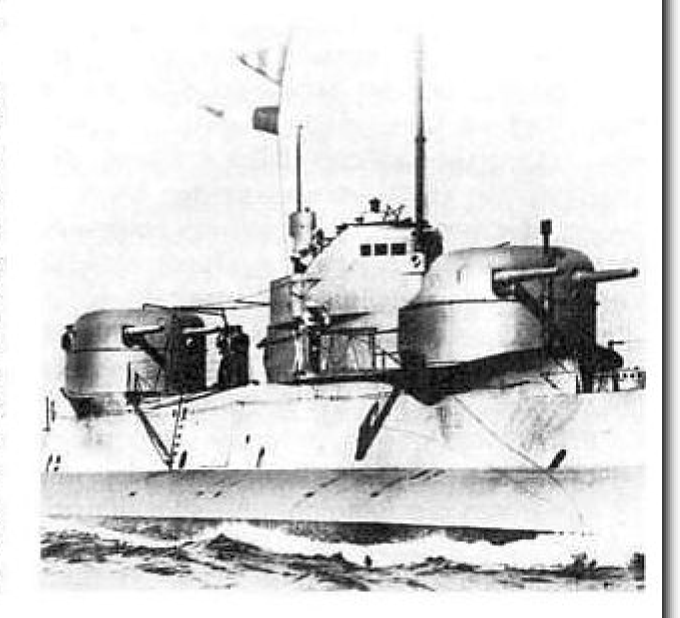
Obwohl es dafür keine verbindlichen Regeln oder Bestimmungen gibt, ist es seit einiger Zeit üblich, bewaffnete Überwasserfahrzeuge von weniger als 400 t Wasserverdrängung als Kampfboote, und Unterwasserfahrzeuge, die kleiner als 1000 t sind, als Unterseeboote (U-Boote) zu bezeichnen. In früheren Zeiten ging der Bereich der Boote bei Überwasserkriegsschiffen bis zu etwa 1500 t und erfaßte sogar die Torpedoboote und Zerstörer, während Unterwasserfahrzeuge bis zu 2000 t Wasserverdrängung weiterhin als «U-Boote» bezeichnet wurden. Wendet man die Bezeichnung «U-Boot» verallgemeinernd auf die heutigen Unterwasserkräfte als die Gesamtheit der in den modernen Seestreitkräften vorhandenen Unterwasserfahrzeuge an, so erstreckt sich diese Verallgemeinerung praktisch vom 15 m langen Kleinst-Tauchboot von 40 t Wasserverdrängung für den Transport einiger Kampf-



schwimmer bis zum vergleichsweise gigantischen Unterseeschiff als Träger und Einsatzplattform für bis zu 24 strategischen Raketen. Einen solchen strategischen Unterwasser-Raketenträger von etwa 170 bis 190 m Länge und annähernd 20 000 t Wasserverdrängung als «U-Boot» zu klassifizieren würde beispielsweise dem Versuch gleichkommen, die modernen Kreuzer oder die Linienschiffe des ersten Weltkrieges als Boote einzuordnen. Die mit «Trident»-Dreistufen-Raketen bestückten «Ohio»-U-Schiffe der USA und die Einheiten des in etwa analogen Typs «Taifun», die von der UdSSR im Interesse der Wahrung eines friedenerhaltenden, militärstrategischen Gleichgewichts seit Anfang der 80er Jahre in Dienst gestellt werden, entsprechen dieser Größenordnung.

Die Verwendung des Begriffes «Schiff» hat zugleich auch etwas mit der Bedeutung des jeweiligen Wasserfahrzeuges zu tun. Als vor rund 350 Jahren die regulären Kriegsflotten analog zu den stehenden Heeren entstanden, mußten die in die Schlachtlinie der Flotte einzugliedernden Fahrzeuge ein bestimmtes Maß an Kampfkraft (das war die Bestückung mit möglichst vielen Kanonen) haben, ehe sie, als «Schiffe» klassifiziert, ihren Platz in der «Linie» zugewiesen bekamen. Daraus leitete sich unter anderem die Bezeichnung «Linienschiff» ab. War das Kriterium für die Kampfkraft eines Schiffes damals vor

Eines der frühen, einsatzfähigen Tauchboote: die «Holland», 1900 gebaut von J. P. Holland. Hier bei Überholarbeiten in einer New-Yorker Werft. Der Rumpf war stromlinienförmig ausgebildet. Die «Holland» diente fast ausschließlich der Ausbildung von Offizieren und Unteroffizieren der Tauchboot-Flottille der USA. Ein Gasolinmotor erzeugte über einen Dynamo in Überwasserfahrt den Strom für den Elektromotor, der das Boot antrieb. Zugleich lud er auch die Batterien für die Unterwasserfahrt auf



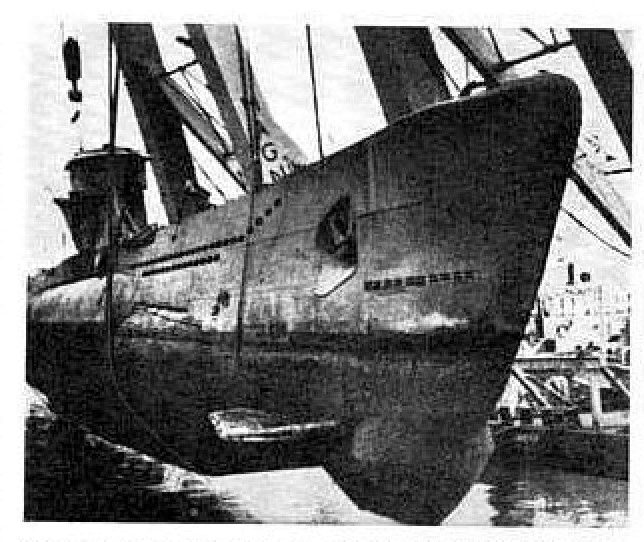
Bereits in den 20er Jahren gab es einen Trend zum U-Schiff, das aber die Artillerie als Hauptwaffe im Seegefecht einsetzen sollte. Die Abbildung zeigt den britischen U-Kreuzer XI, der 1923 vom Stapel lief

allem die Anzahl der Geschütze, so ist dies heute weitaus komplizierter und unter Umständen gar nicht mehr vergleichbar. Ein heutiger Maßstab für die Kampfkraft eines strategischen Unterwasser-Raketenträgers ist die Vernichtungskraft, die er mit seinen ein oder zwei Dutzend ballistischen Raketen verkörpert, welche bis zu mehrere hundert separat lenkbare Kernsprengköpfe von jeweils 100 bis 350 Kilotonnen Sprengkraft über Entfernungen von 7500 bis 12000 km hinweg transportieren können. Geht man davon aus, daß die gesamte im Verlaufe des zweiten Weltkrieges 1939 bis 1945 zur Detonation gebrachte Munitionsmenge eine Gesamtsprengkraft von rund 8 Mill. t des üblichen Sprengstoffes Trinitrotoluol (TNT) erreicht haben soll, wie dies bürgerliche Historiker errechnet haben, so wäre ein einziges modernes Raketen-U-Schiff heute theoretisch in der Lage, diese im zweiten Weltkrieg insgesamt eingesetzte, kaum vorstellbare Sprengkraft in gleicher Stärke oder bei Anwendung neuester Raketen-Kernwaffentechnik sogar in doppelter Stärke zur Wirkung zu bringen. Kann der Träger einer solchen Vernichtungskraft als «Boot» bezeichnet werden? Natürlich nicht!

Es soll an dieser Stelle nicht weiter auf technische Probleme aus der Geschichte der Unterwasserkräfte eingegangen werden. Daher sei nur soviel zum Verständnis gesagt: Unter einem Unterseeboot bzw. Unterseeschiff versteht man ein maritimes Kampf- oder Spezialfahrzeug, dessen wichtigste taktisch-technische Eigenschaft darin besteht, zur Erfüllung seiner Aufgaben unter die Wasseroberfläche zu tauchen, um dort, entsprechend seiner Bestimmung, längere Zeit gedeckt und weitgehend außenluftunabhängig zu handeln. Es kommt also nicht allein auf die Fähigkeit des Untertauchens, sondern auf die Verweildauer beim Unterwasseraufenthalt an, wenn man zwischen einem Tauchboot und einem wirklichen Unterseeboot bzw. -schiff unterscheidet.

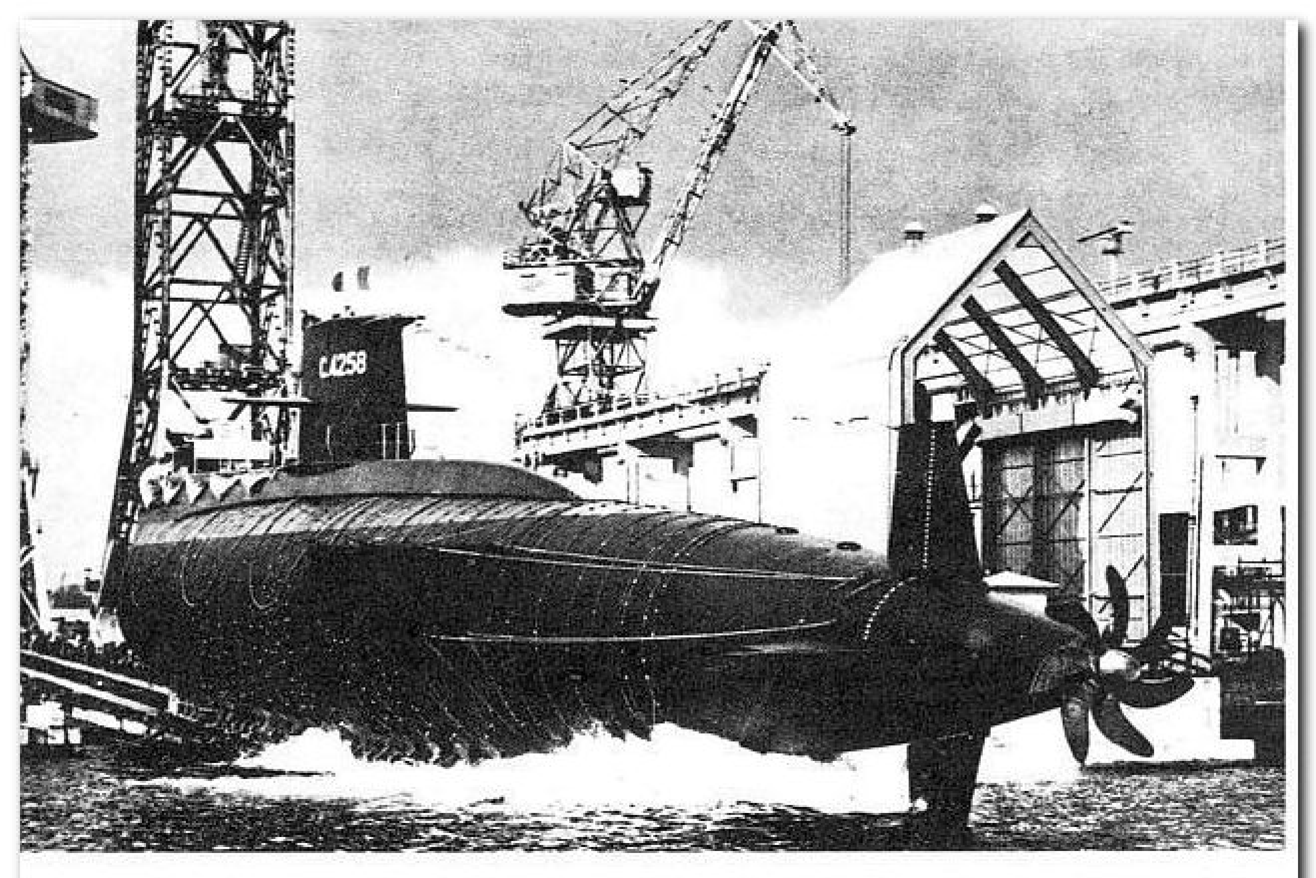
In der historischen Rückschau betrachtet, ergibt sich, daß die Dauer des Unterwasseraufenthaltes bei den Tauchbooten früherer Zeit, so auch bei den sogenannten U-Booten beider Weltkriege, aus Gründen der noch unvollkommenen technischen Entwicklung sehr begrenzt war. Gemessen an der Gesamteinsatzzeit der Tauchboote, betrug der Anteil des Unterwasseraufenthaltes im ersten Weltkrieg nur etwa 5 bis 10 Prozent und überschritt bei der nächsten Tauchboot-Generation des zweiten Weltkrieges nicht 15 bis 20 Prozent. Bei einem modernen Unterwasserfahrzeug ergibt sich im Prinzip ein umgekehrtes Verhältnis zwischen Überwasser- und Unterwasseraufenthalt.

Die «U-Boote» der beiden Weltkriege waren tauchfähige Überwasserfahrzeuge.



Auch dieses deutsche «U-Boot» vom Typ VII C aus dem zweiten Weltkrieg zeigt noch die typische, für die Unterwasserfahrt ungünstige äußere Formgebung der Tauchboote. In der Verkleidung unterhalb des Bugs war das Antennensystem der Horch- und Peilanlage untergebracht

Davon zeugt auch ihre Bauweise. Die scharfgeschnittene, schlanke Linienführung ihres Rumpfes, besser gesagt der Druckkörperverkleidung, war auf die Überwasserfahrt zugeschnitten und für die Unterwasserfahrt ungünstig. Dagegen sind die gedrungenen und oftmals sogar plump wirkenden Formen heutiger U-Boote bzw. -Schiffe für die fast ausschließliche Unterwasserfahrt weitgehend optimal gestaltet und für die Fahrt in Überwasserlage sogar ungünstig. Äußerlich kommt diese grundsätzliche Veränderung durch das Fahrverhalten dieser Fahrzeuge zum Ausdruck. Be-

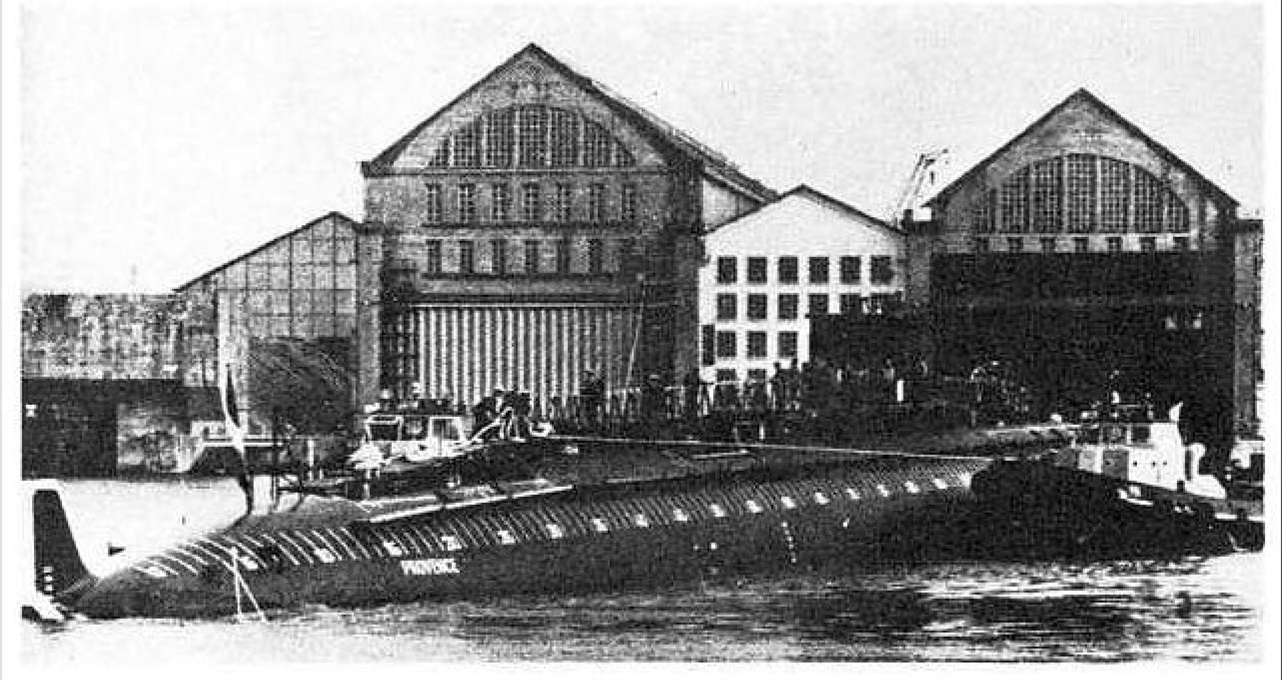


reits bei mäßiger Geschwindigkeit «wühlen» sich moderne U-Boote bzw. -Schiffe in Überwasserfahrt geradezu durch das Wasser.

Stapellauf des konventionell angetriebenen italienischen U-Bootes «Carlo Fecia di Cossato» im Jahre 1978. Es ist das 2. Boot vom Typ «Nazario Sauro» und hat eine Wasserverdrängung von 1 630 ts. Die Formgebung, einschließlich der Propelleranordnung, ähnelt der der kernkraftgetriebenen U-Schiffe. U-Boote dieses Typs entwickeln eine Geschwindigkeit von 20 kn und sind mit 6 Torpedoausstoßrohren ausgestattet. Mit 63,85 m Länge kann man hier nur von einem «Boot» sprechen

Während sich die heutigen Vertreter der Unterwasserkräfte nur zum Ein- und Auslaufen, beim Passieren von Flachwassergebieten und Meeresengen sowie in Situationen, wo sie sich optisch zu erkennen geben müssen, an der Wasseroberfläche zeigen, war dies «früher» genau umgekehrt. Die Tauchboote der beiden Weltkriege befanden sich während der allgemeinen Marschfahrt zum Einsatzgebiet und zurück in Überwasserlage. So führten sie auch einen großen Teil ihrer Torpedoangriffe, vor allem bei Nacht und schlechten Sichtverhältnissen. Getaucht wurde nur für begrenzte Zeit, wenn die Boote, vom Gegner optisch ungesehen, ihre Torpedos oder Minen einsetzen bzw. in ein bestimmtes Seegebiet eindringen wollten oder wenn sie sich der Verfolgung durch ein Überwasserschiff oder Luftfahrzeug entziehen mußten. Trotz ständiger und sehr aufwendig betriebener Verbesserungen und Neuerungen waren die Tauchtiefe und -dauer, die Unterwasserfahrgeschwindigkeit und der Unterwasserfahrbereich ebenso wie die Manövrierfähigkeit im getauchten Zustand bei den Tauchbooten beider Weltkriege unbefriedigend. Natürlich wirft es auch ein Bild auf den noch geringen Wirkungsgrad, das begrenzte Ausmaß und das geringe Entwicklungstempo der Abwehrmaßnahmen jener Zeit, daß die Tauchboote sich so schleppend zu U-Booten entwickelten. Die Einführung des Schnorchels, einer Anlage, die den Betrieb der Diesel-Hauptantriebsmotoren zwar un-

terhalb der Wasseroberfläche, aber nur bis zu einer Tiefe von etwa 8 bis 15 m gestattete, die Entwicklung verbesserter Akkumulatoren für die Speisung der elektrischen Fahrmotoren für die Tauchfahrt und schließlich die starke Vergrößerung der Batteriekapazität für eine längere und schnellere Unterwasserfahrt wiesen zwar ausgangs des zweiten Weltkrieges gangbare Wege für das Entstehen wirklicher U-Boote, vermochten aber noch nicht das Verhältnis zwischen der Dauer und Länge



Obwohl das erste französische kernkraftgetriebene Angriffs-U-Schiff, die «Provence» – hier beim Stapellauf im Jahre 1979 –, nur eine Länge von 72,1 m mißt, hat es doch eine Wasserverdrängung von 2670 ts und ist demnach schon als U-Schiff anzusprechen. Die «Provence» kann eine Unterwassergeschwindigkeit von 25 kn entwickeln und ist mit 4 Torpedorohren für U-Jagd- und Seeziel-Torpedos ausgerüstet

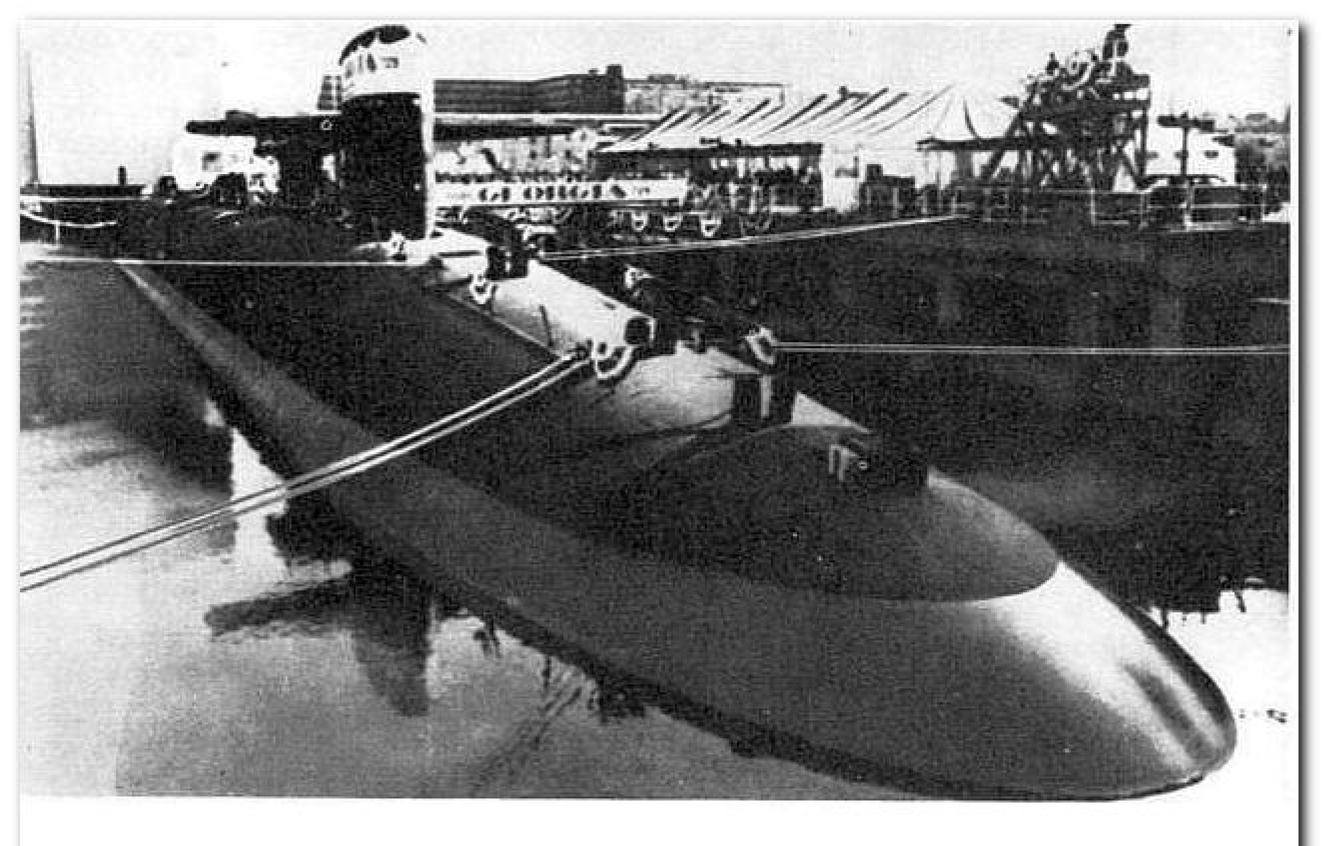


Eigenwillig in der Formgebung präsentiert sich das britische U-Jagd-U-Schiff «Spartan» des «Swiftsure»-Typs, das mit seinen Schwesterschiffen im Falklandkonflikt 1982 eingesetzt wurde

der Überwasserfahrt zu jener der Unterwasserfahrt umzukehren. Aber gerade dies war das Problem, dessen Lösung aus dem oberflächenabhängigen Tauchboot das wirkliche Unterseeboot machte. Es blieb den Konstrukteuren späterer Jahrzehnte überlassen, die dafür erforderlichen technisch-wissenschaftlichen Lösungen im Zuge der Revolution im Militärwesen zu finden und in der Praxis umzusetzen.

Die Einführung der Kernkraftantriebsanlagen zu Beginn der 50er Jahre war von entscheidender Bedeutung für die Unterwasserkräfte.

Sie verstärkte aber aufgrund der Größe und des Gewichts der Anlagen samt ihren umfangreichen Strahlungsschutzvorrichtungen die Tendenz der Größensteigerung der Unterwasserfahrzeuge. Diese Entwicklung erhielt zusätzlichen Antrieb durch die



Mit den kernkraftgetriebenen strategischen Super-U-Schiffen des Typs «Ohio» – im Bild das 3. Schiff dieser Klasse, die «Georgia» –, die mit 24 «Trident 1» – Raketen bewaffnet sind, versuchen die USA ihr ohnehin schon aufgeblähtes Kernwaffenpotential weiterhin zu vergrößern, um damit eine Politik der Stärke gegenüber der UdSSR verfolgen zu können. Als Gegengewicht schuf die UdSSR im Interesse der Erhaltung des annähernden militärstrategischen Gleichgewichts strategische U-Schiffe vom Typ «Taifun»

Ende der 50er Jahre einsetzende Raketenstationierung auf U-Schiffen der USA. Mit dem serienweisen Bau von strategischen Unterwasserraketenträgern und Mehrzweck-U-Schiffen mit Kernkraftantrieb verliehen die USA dem Überlegenheits- und Weltmachtstreben ihrer führenden reaktionären Kreise Ausdruck. Die UdSSR mußte diesen Schritt auf dem Rüstungssektor zu ihrer Sicherheit nachvollziehen und dabei berücksichtigen, daß auch Großbritannien und Frankreich bereits zur Fertigung nuklear angetriebener U-Schiffe übergegangen waren, was sich in erster Linie gegen die Sowjetunion und ihre Verbündeten richtete. Diese führenden imperialistischen Staaten stellten in den 60er und 70er Jahren 50 Raketen-U-Schiffe (USA 41, Großbritannien 4, Frankreich 5) als maritime Komponente ihrer strategischen Kernwaffenkräfte in Dienst, die bei 800 Raketen 4536 Kernsprengsätze mit einer Gesamtsprengkraft von 360 MT zum Einsatz bringen konnten. Bezogen auf die theoretisch ermittelte Detonationsstärke der gesamten, während des zweiten Weltkrieges eingesetzten Munition heißt dies, daß diese Unterwasserflotte der imperialistischen Hauptmächte die 60- bis 45fache Detonationsstärke ständig einsatzbereit hielt. Die UdSSR setzte dem für den gleichen Zeitraum 55 strategische U-Schiffe mit lediglich 724 Kernsprengsätzen entgegen.

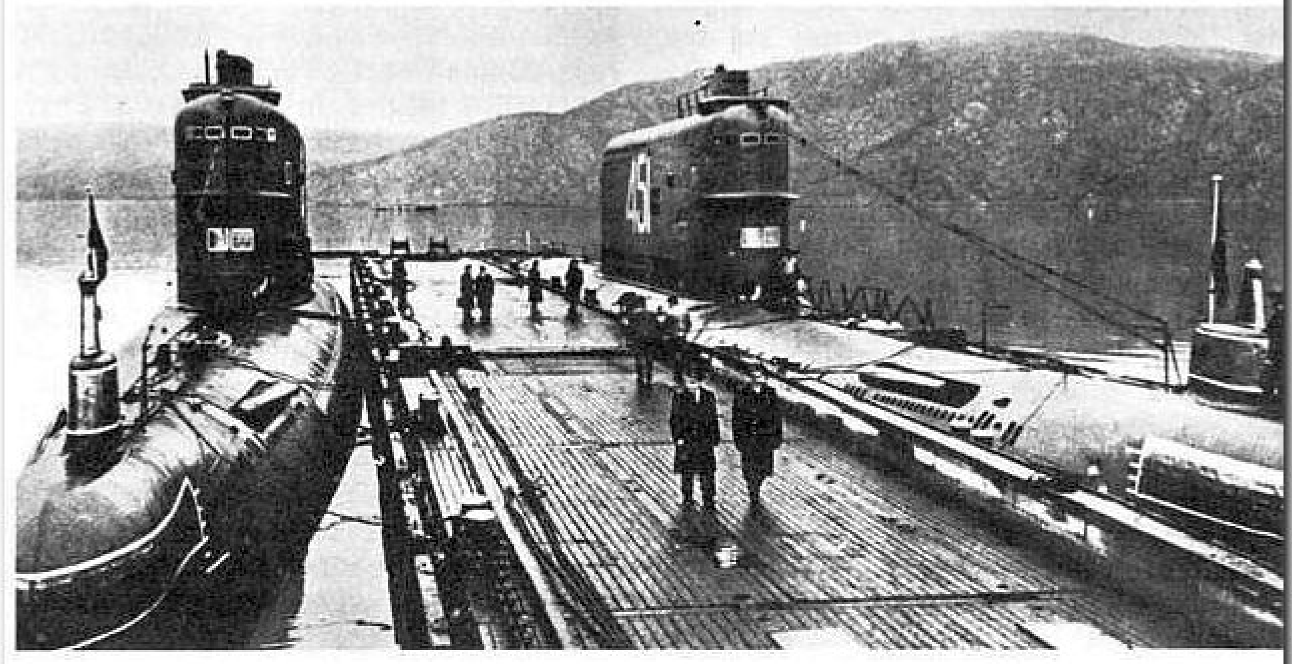
Die reaktionärsten Kreise in den USA und mit ihnen auch die Führungskreise einiger NATO-Staaten drehten jedoch bekanntlich weiter an der Rüstungsschraube. Die USA gingen dazu über, ihre Unterwasserflotte mit dem Raketensystem «Trident» auszurüsten, das in der ersten Entwicklungsstufe C4-Mehrfachgefechtsköpfe mit bis zu 14 einzeln lenkbaren Kernsprengladungen über Entfernungen bis zu 7400 km und danach in der zweiten Entwicklungs-

stufe D5 bis zu 12000 km weit transportieren kann. Ende 1984 verfügten die USA über 39 Raketen-U-Schiffe mit 656 Raketen, die sich wie folgt verteilen: 288 Trident C4 auf 16 U-Schiffen; 308 Poseidon C3 auf 19 U-Schiffen; 64 Polaris A3 auf 4 U-Schiffen.

Dies ist gewissermaßen nur eine, wenn auch die gefährlichste Seite der imperialistischen Seerüstung auf dem Gebiet der Unterwasserkräfte. Wie eingangs erwähnt, zählt zu diesen Flottenkräften eine Vielfalt von U-Schiffen und -Booten. Außer den schon angeführten Raketen- und U-Jagd-U-Schiffen gibt es Angriffs-U-Boote und -Schiffe sowie solche, die für den speziellen Einsatz der Minenwaffe, die elektronische Aufklärung, Transportaufgaben, den Einsatz von Kampfschwimmern und Diversionseinheiten, Versuchszwecke oder die Ausbildung vorgesehen sind.

Bei der Vervollkommnung der konventionell angetriebenen U-Boote, also der kleineren Unterwasserfahrzeuge mit dieselelektrischem Antrieb, hat sich ebenfalls im Verlaufe der letzten Jahrzehnte vieles getan. Mit Ausnahme von Belgien, aber unter Einbeziehung von Frankreich, das auf militärischem Gebiet und insbesondere im maritimen Bereich die NATO unterstützt, verfügen die Staaten des wichtigsten imperialistischen Militärpaktes über rund 150 konventionell angetriebene U-Boote. Die BRD hat bereits 1959, auf die Erfahrungen der beiden Weltkriege in bezug auf die U-Boot-Rüstung für die kaiserliche und die faschistische Kriegsmarine aufbauend, entsprechend einer speziellen Aufgabenstellung seitens der NATO mit dem Bau von U-Booten begonnen. Die BRD ist zum führenden U-Boot-Exporteur geworden und hat seit 1959 für den Eigenbedarf 35, für die NATO-Staaten Dänemark, Griechenland, Norwegen und die Türkei 29 sowie für 7 andere Auftraggeber (darunter für Israel) weitere 24 U-Boote projektiert und gebaut. Unter Einbeziehung der noch in Bau befindlichen und der im Ausland aus gelieferten Baugruppen montierten Unterwasserfahrzeuge wird bereits die Zahl 100 erreicht. Kapitalistische Staaten mit bedeutenden Leistungen im Bau konventionell angetriebener U-Boote sind auch Italien, Japan, die Niederlande und Schweden. In zahlreichen Forschungsinstitutionen wird schon seit Jahren angestrengt daran gearbeitet, ein neuartiges Antriebssystem zu entwickeln, das in Zukunft den diesel-elektrischen U-Boot-Antrieb ablösen kann und auch kleinere Unterwasserfahrzeuge von der Atmosphäre unabhängig macht.

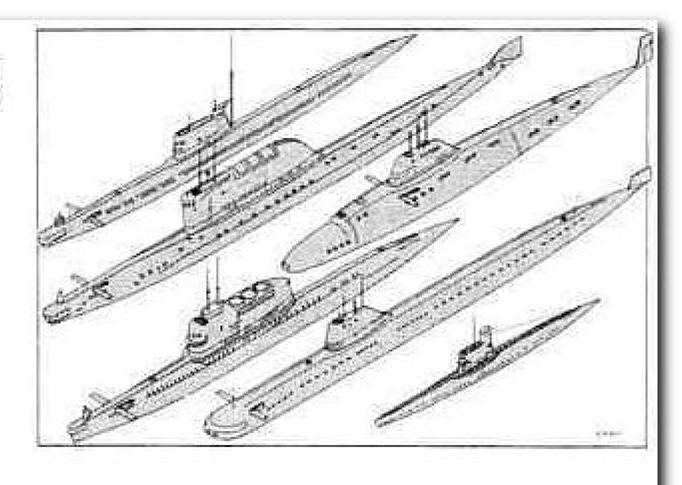
In der Sowjetunion ist im Ergebnis der analytischen Auswertung der Kriegserfahrungen und der vom Imperialismus für den Weltfrieden heraufbeschworenen gefährlichen Lage, insbesondere entstanden durch die von seinen U-Schiffen ausgehende strategische Bedrohung, in den 50er Jahren die Entscheidung getroffen worden, die Unterwasserkräfte der sowjetischen Seekriegsflotte neu zu profilieren und ihr die Priorität bei der weiträumigen seeseitigen Landesverteidigung einzuräumen. Mit der Schwerpunktbildung für den Ausbau qualitativ neuer Unterwasserkräfte konnte das maritime Verteidigungspotential in historisch kurzer Zeit und mit vergleichsweise geringeren Mitteln so weit verstärkt werden, daß sie seit den 70er Jahren im bedeutsamen Maße zur Erringung und Aufrechterhaltung eines relativen militärstrategischen Gleichgewichts beitragen. Das Hauptunterpfand bilden dabei die strategischen U-Schiffe, von denen die größten die Schiffe des Typs «Taifun» sind. Sie wurden als Antwort auf die U-Schiffe des Typs «Ohio» der USA entwickelt. So hatte die UdSSR 1984 62 strategische U-Schiffe in Fahrt, deren ballistische Raketen rund 2500 Kernsprengsätze trugen. Das veranlaßte führende Kreise der NATO, über eine ungeheuerliche seeseitige Bedrohung durch die Sowjetunion zu lamentieren, denn zum selben Zeitpunkt hatten die USA lediglich 39 strategische U-Schiffe im Dienst. Doch die Demagogie bestand darin, daß allein die auf diesen 39 U-Schiffen mitgeführten ballistischen Raketen insgesamt 6000 Kernsprengsätze trugen — also 140 Prozent mehr als auf sowjetischen vergleichbaren U-Schiffen –, die Kernwaffenkontingente von Unterwasserraketenträgern der britischen und französi-



Sowjetisches U-Schiff für den Einsatz von Flügelraketen der ersten Generation bei einer Parade der Rotbanner-Pazifikflotte 1965

Die UdSSR verfügt – bedingt durch ihre geographische Lage – zu ihrem Schutz vor imperialistischen aggressiven Abenteuern über eine der zahlenmäßig größten, entsprechend der unterschiedlichen Aufgabenstellungen, ausgewogenen Unterwasserflotten der Welt. In ihrem Bestand sind auch konventionell angetriebene U-Boote. Die Abbildung zeigt U-Jagd-U-Boote der Rotbanner-Nordflotte. Im Bug dieser Einheiten ist ein Teil der Ortungstechnik untergebracht. Dahinter sind die Nischen für die ausschwenkbaren Bug-Tiefenruder erkennbar

Sowjetische Raketen-U-Schiffe der 60er Jahre werden im Stützpunkt zur Fernfahrt vorbereitet. Bei diesen Einheiten wurden die ballistischen Raketen durch den Turm gestartet



U-Boots- und U-Schiffstypen der Seekriegsflotte der UdSSR

schen Marine nicht einmal mitgerechnet!

Zur Aufrechterhaltung des relativen militärischen Gleichgewichts tragen auch die mit Flügelraketen unterschiedlicher Reichweite und Bestimmung bewaffneten U-Schiffe der Seekriegsflotte der UdSSR bei, die treffsichere Schläge gegen Land- und Seeziele ermöglichen, ohne daß die U-Schiffe in die effektive U-Abwehr-Zone eindringen müssen, U-Jagd-U-Schiffe und -Boote zur Bekämpfung gegnerischer Unterwasserraketenträger sowie Mehrzweck- und Spezialfahrzeuge verschiedener Art.

Die Seekriegsflotte der UdSSR ist ein seinen Verteidigungsaufgaben entsprechend ausgewogener Teil der gesamten sowjetischen Streitkräfte. Damit sie unter den Bedingungen eines aufgezwungenen Kernwaffenkrieges oder auch bei der Zurückschlagung jeder anderen Art imperialistischer Aggression ihre Aufgaben zu lösen vermag, haben alle ihre Waffengattungen, ihre Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft bestimmenden Elemente und die Mittel ihrer Sicherstellung ausgeglichene Proportionen erhalten. Bei den Unterwasserkräften ist ein Merkmal dieser Qualität, daß sie jederzeit auf den Weltmeeren handlungsbereit und in der Lage sind, den führenden reaktionären Kräften des Imperialismus das Risiko ihres Konfrontations- und Hochrüstungskurses zu verdeutlichen. Sie sind mit eine Garantie dafür, daß der Handlungsspielraum des Imperialismus für Interventionen und Aggressionen immer enger wird.

Damit tragen sie im entscheidenden Maße zusammen mit den anderen bewaffneten Kräften der UdSSR und denen der mit ihr verbündeten sozialistischen Staaten zur Sicherung und Erhaltung des Friedens und damit zur Gewährleistung günstiger äußerer Bedingungen für den weiteren Aufbau des Sozialismus bei.

Die Bundeswehr mit den zwei Gesichtern

Ein Blick hinter die Kulissen

Leutnant d. R. Rainer Ruthe

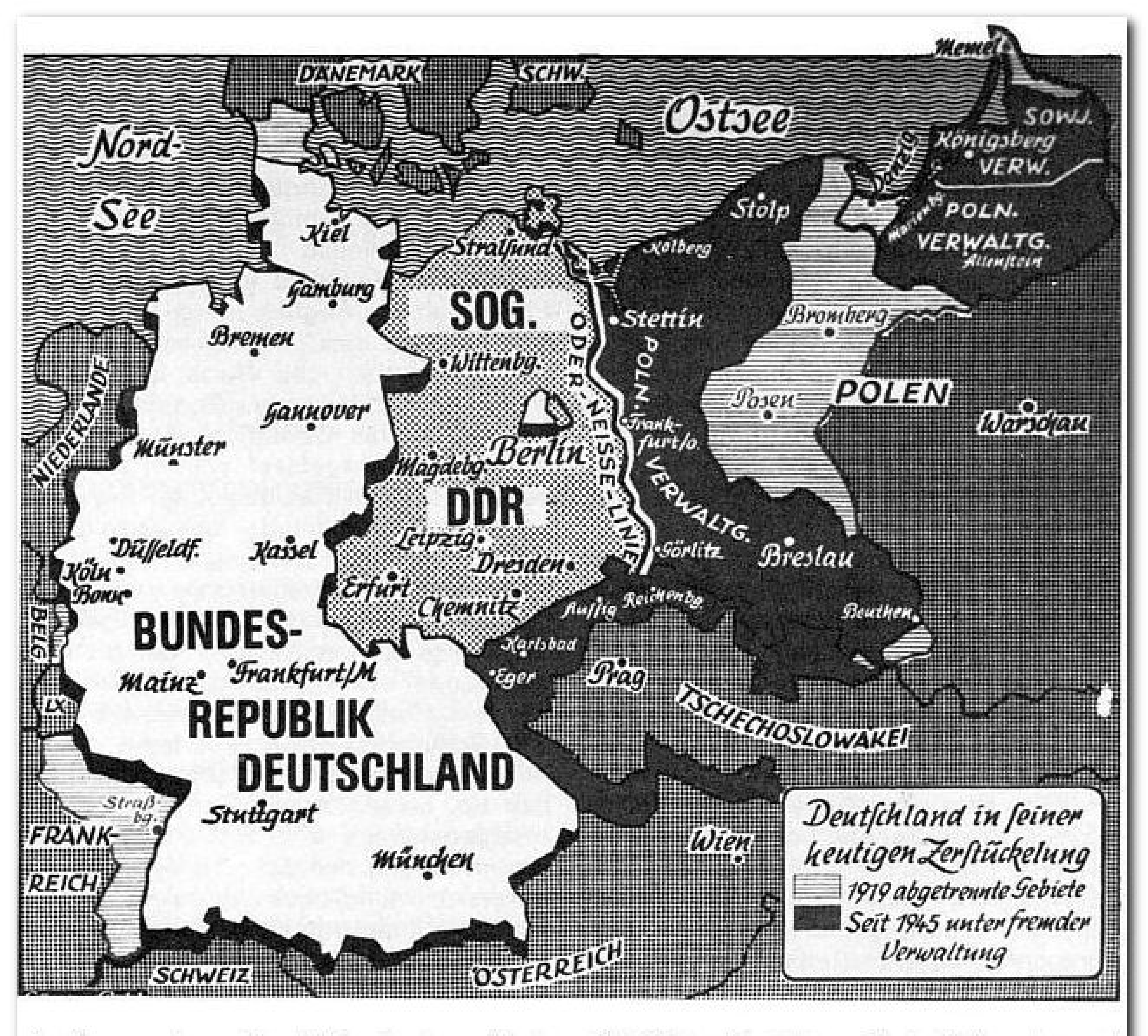
«Wir wollen den Frieden, nichts als den Frieden – aber in Freiheit.» Diese Worte des BRD-Verteidigungsministers Manfred Wörner, die er wiederholt in einer «sicherheitspolitischen Debatte» 1983 auf einer sog. Wehrkundetagung geäußert hatte, müssen dem Stabsarzt Walter Popp aus dem Düsseldorfer Feldjägerbataillon 730 und dem Panzerkanonier Ulrich Leis aus der Alfred-Delp-Kaserne in Donauwörth wie ein Hohn erschienen sein. Popp wurde zu einer empfindlichen Geldstrafe verurteilt, und Leis bekam sogar zwölf Tage Arrest. Was hatten sie getan? Nichts weiter, als sich nach den Worten ihres obersten Dienstherrn gerichtet: Der Stabsarzt hatte 1983 in Köln an einer Demonstration gegen die vorgesehene Stationierung neuer USA-Erstschlagwaffen in der BRD und anderen west- und südeuropäischen NATO-Ländern teilgenommen, und der Panzerkanonier hatte sich im selben Jahr auf dem Nürnberger Friedensfest gegen den NATO-Hochrüstungskurs ausgesprochen. Wie paßt dies zusammen? Überbieten sich denn nicht Politiker des westdeutschen Monopolstaates sowie Generale und andere hohe Offiziere der Bundeswehr in jüngster Zeit in dem Bemühen, das Bild einer «friedensfördernden Bundeswehr» in der Öffentlichkeit zu malen? Und behaupten nicht Bundeswehrgenerale wie der Kommandierende General des I. Armeekorps, Generalleutnant Gerhard Wachter, die Bundeswehr fördere und verstärke keine Feindbilder? Und doch sind Popp und Leis wegen ihres Friedensengagements verurteilt worden. Was also verstehen Bundeswehrmilitärs unter dem Begriff Frieden, muß man sich fragen. «Wenn wir Frieden sagen, dann verknüpfen wir damit andere Qualitäten als die Führung des Warschauer Paktes», bekannte bereits 1976 sehr offenherzig der damalige Generalinspekteur der Bundeswehr, Admiral Zimmermann. Genau hier wird der Januskopf der Bundeswehr sichtbar, der den beiden Angehörigen dieser heute stärksten konventionellen NATO-Armee Westeuropas zum Verhängnis geworden ist und der den wahren, den aggressiven Charakter dieser Armee enthüllt. «Progressive Friedensgestaltung» beinhaltet für den ehemaligen Staatsminister im Auswärtigen Amt der BRD, Alois Mertes (CSU), «auf einen Zustand des Friedens in Europa hinzuwirken, in dem das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung seine Einheit wiedererlangt», wie aus dem Europa-Archiv, Folge 7/1983, hervorgeht. Unter dem Deckmantel der «Friedensgestaltung» wird hier zielgerichtete Aggressionsvorbereitung betrieben! Denn: Die Wiederherstellung eines «Deutschen Reiches» in den Grenzen von 1937, wie diese in der Präambel des Bonner Grundgesetzes verankert ist, bedeutet im Klartext nichts anderes als die Annexion der DDR sowie großer Teile der VR Polen und der Sowjetunion. Diese revanchistische Zielstellung, die auf eine gewaltsame Änderung der politischen Nachkriegsordnung und auf eine Revanche für

die erlittene Niederlage des vom deutschen Imperialismus angezettelten zweiten Weltkriegs hinausläuft, bestimmte vom ersten Tage den politischen Expansionsauftrag der Bundeswehr. Am 4. Oktober 1956, also wenige Tage vor der Gründung des neuen Machtinstruments der restaurierten BRD-Monopole am 12. November 1956, erklärte die Londoner «Times», die Bonner Militärs planten «eine Armee, die nur in den russischen Steppen ihre volle Wirksamkeit haben würde». Dazu werde sie «eine Ausrüstung für den Vormarsch auf Berlin oder Breslau oder darüber hinaus erhalten. Es wird eine kampfstarke, offensive Armee sein.»

Das ist das wahre Gesicht der januisköpfigen Bundeswehr, das durch das Friedensgerede von imperialistischen Militärs in jüngster Zeit nur vertuscht werden soll. Der Feind stand von vornherein fest. Selbst der ehemalige Bundeswehrgeneral Karst findet es «fatal, wollte die Bundeswehr sich nicht eingestehen und wollten die Bürger unserer Republik (der BRD – d. V.) nicht zur Kenntnis nehmen, daß als mögliche Gegner nur die UdSSR und ihre Satelliten in Frage kommen». Die 1980 in München herausgegebene Broschüre trägt sinnigerweise den Titel «Illusionen der Brüderlichkeit. Die Notwendigkeit, Feinde zu haben».

«Sage einer etwas gegen das Feindbild»

Im Ausbildungsprozeß wird die scheinheilige Erklärung Generalleutnant Wachters, die Bundeswehr habe kein Feindbild, fast täglich als das entlarvt, was viele, friedlich erscheinende Reden von Bundeswehrmilitärs sind: als Lüge. Im militärischen Alltag dieser «friedensfördernden» und «feindbildlosen» Armee sieht das dann so aus: «Die 2. Kompanie des Panzergrenadierbataillons 171 ist zur Ausbildung auf den Übungsplatz in Cuxhaven-Altenwalde 'rausgefahren. Thema: Verhalten bei Feindberührung. Der Leitende der Übung, Oberfeldwebel Stallay, markiert die Schützenpanzer Marder, die den ‹Feind› darstellen, durch ein rotes Fähnchen. ‹Ihr seid Feind, ihr braucht nicht zu schießen›, bestimmt der Oberfeldwebel.» So stand es am 7. Dezember 1979 in der BRD-Zeitung «Die Zeit», dessen Reporter schließlich zu folgendem Schluß kommt: «Sage einer etwas gegen das Feindbild in der Bundeswehr.» Genau. Das Feindbild ist eindeutig – die Roten sind der Gegner. In der Vergangenheit geschah dies in einer solch offenen und plumpen Art und Weise, daß die Gefahr entstand, das wahre Gesicht der Bundeswehr an die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Friedensgefasel und offene antikommunistische Haßerziehung in der Periode der Entspannung – das vertrug sich schlecht. «In der Zielansprache wird der Feind künftig anonymer sein müssen ... Friedenspolitik bringt eben auch gewisse Schwierigkeiten mit sich. Nicht bloß für die Männer der Politik, sondern auch für die in Uniform», zeigte bereits 1972 die BRD-Zeitung «Welt der Arbeit» die weitere Marschrichtung für die Öffentlichkeitsarbeit an, deren Konsequenz die heutigen «Friedensreden» von BRD-Militärs sind. Die eine Seite des Januskopfes hatte ein frisches, freundliches Aussehen bekommen. Die andere Seite indes, die weniger für die Öffentlichkeit, sondern vor allem für die Angehörigen der Bundeswehr bestimmt ist – die bleibt, wie sie war: bedrohlich und entlarvend. Das zeigte sich weiterhin an solchen «friedensfördernden» Übungen im Ausbildungsprozeß, die seit jeher den militärischen Alltag dieser Revanchearmee der BRD-Monopolkräfte bestimmen. In einem Buch über die Bundeswehr, das 1978 unter dem Titel «Stories in Oliv – ein Kasernenreport» in Dortmund erschien, sind eine Reihe derartiger Beispiele enthalten. Der ehemalige Bundeswehrangehörige Harald Hoppe vom Panzergrenadierbataillon 173 in der Hamburger Boehn-Kaserne erlebte «Zielansprachen», die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. An solche Aufgaben wie: «‹Richtschütze – 12 Uhr (Richtung Uhrzeigersinn) – 800 (Entfernung in Metern) – Mk (Maschinenkanone) – BTR 60 (sowjetischer Schützenpanzer, mit dem auch die NVA ausgerüstet ist) – Feuer› hatten sich man-



Seit 1952 veröffentlicht der Münchner Schild-Verlag im «Deutschen Soldatenkalender» regelmäßig diese revanchistische Karte. Der anmaßende Text soll alle mahnen, «nie auf den uns … vor Gott, der Geschichte und dem Recht gehörenden deutschen Volksboden zu verzichten …»

che Kameraden schon leider fast gewöhnt. Den Vogel schoß ein Unteroffizier ab. In seiner Zielansprache forderte er von mir, auf ‹drei NVA-Offiziere im Klönschnack› zu schießen! Ich rief sofort über Funk den Chef an und sagte ihm, daß ich höchstens drei Pappfiguren sähe, aber beim besten Willen keine DDR-Soldaten.» Der Unteroffizier erhielt daraufhin nicht etwa eine Bestrafung, nein, lediglich die Weisung, den «Feind im Osten» doch nicht so offensichtlich an die Wand zu malen …

Der Gefreite Hoppe hatte damals Glück, daß es ihm nicht so erging wie dem ehemaligen Funker Jürgen Pomorin, der seine Erlebnisse in der Bundeswehr 1975 unter dem Titel «Tagebuch eines Wehrpflichtigen» veröffentlichte. Da heißt es: «Ich habe keine Spionage betrieben, keine LKWs hochgehen lassen, keinen Kompaniechef verprügelt. Trotzdem werde ich als militärisches Sicherheitsrisiko bezeichnet. Nur, weil ich immer meine Meinung gesagt habe, weil ich das von der Bundeswehr sagte, was die meisten denken, weil ich Beschwerden geschrieben habe und zusammen mit anderen Kameraden in demokratischen Soldateninitiativen gearbeitet habe. Deshalb steht in meinen Akten: ‹Militärisches Sicherheitsrisiko›. Konsequenzen: 4 Kasernen in 7 Monaten; 2 Strafversetzungen; keine Beförderung trotz fachlicher Qualifikation.» Würde Pomorin heute

gedient haben, dann wären sicher seine Strafen noch härter ausgefallen, sozusagen auf juristischer Grundlage. Denn Bundeswehrminister Wörner, der neuen Schmiß in die Bundeswehr bringen will, der laut Springers «Welt» vom 3. September 1984 den Nazi-Generalfeldmarschall Rommel «ein Vorbild für die Bundeswehr» nennt, hat im März 1984 einen Bundeswehr-Maulkorberlaß unterzeichnet. Amtliche Bezeichnung des anfangs geheimgehaltenen Dokuments «G 1 – Hinweis 3/84»: Es droht allen Bundeswehrangehörigen «disziplinarische Folgen» an, wenn sie die DKP «unterstützen», ihr sogar angehören oder auch «nur» in der Friedensbewegung engagiert sind. Sage einer, die Bundeswehrführung würde es nicht ernst meinen mit ihrer besonderen «Friedensqualität»! Heute, unter der CDU/CSU/FDP-Regierung, die sich zum europäischen Sachwalter der USA-Konfrontationspolitik gemacht hat, ist noch stärker ausgeprägt, was der «(West-)Berliner Extradienst» schon vor Jahren festgestellt hat: «Die Mitbestimmungsmätzchen hören dort auf, wo ‹militärische Grundsätze› anfangen ... Der Soldat darf das Maul aufmachen, wenn es um die Litzen am Kampfrock geht. Mitquatschen darf er auch bei der Anschaffung von Leim und Sperrholz für den Bastelkeller der Einheit. Er soll nicht länger schweigen müssen, wenn zum dritten Mal in der Woche Spinat auf den Kantinentisch kommt. Da soll er sich engagieren. Aber wehe, er mischt sich in die Feindbildgestaltung der Führung ein.» Denn das Feindbild ist ja von vornherein festgelegt gewesen, daran gibt es keine Abstriche zu machen, auch wenn die Bundeswehrführung noch so lauthals in der Öffentlichkeit von der «friedensfördernden Mission» der Bundeswehr redet. Ausgebildet wird nach wie vor nach klaren antikommunistischen Prinzipien – in einem breitgefächerten System der Bewußtseinsmanipulierung, um die Bundeswehrangehörigen reif zu machen für einen erneuten Ostfeldzug.



Wie war das im 2. Weltkrieg?

Der Soldat will's wissen.

Vom Original-Tonband auf Platte:

Wehrmachtberichte, Sondermeldungen, Kampfschilderungen von der vordersten Linie, Signale, Märsche und Lieder

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt,

Der Polenfeldzug,
Der Feldzug im Westen,
Einsatz an der Ostfront,
Die Befreiung des Duce durch ein Sonderkommando, u. a. m.

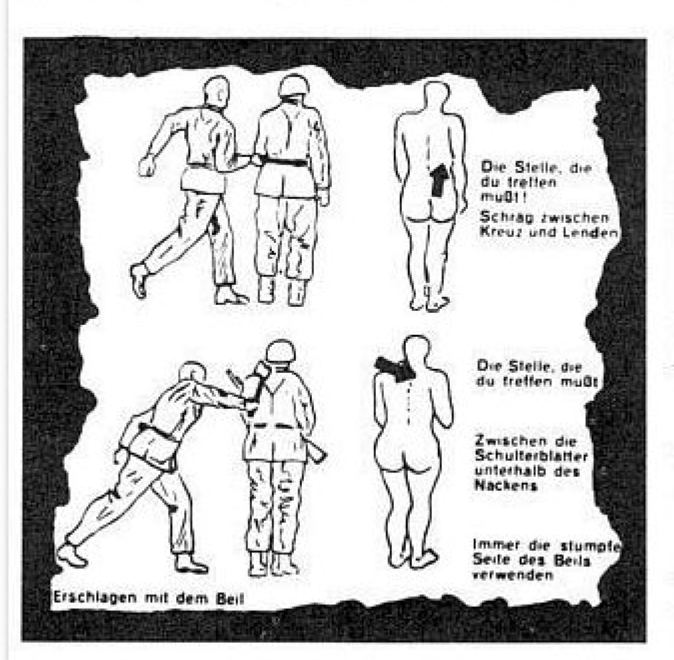
Jedes Werk besteht aus 2 Langspielplatten,
Preis pro Werk 50,— DM + Porto

Militaristische Schundliteratur in den Truppenbüchereien der Bundeswehr: Einerseits Verherrlichung der faschistischen Wehrmacht, andererseits wird ein Feindbild schlimmster Sorte geprägt

«Die Ausrichtung auf den Krieg spart Mühe»

Um die politisch-ideologische Bewußtseinsbeeinflussung bis in die kleinste Einheit hinein zu garantieren, wurde bereits in den Anfangsstadien der Bundeswehrentwicklung das System der «Inneren Führung» entwickelt, damit gezielt auf die Bundeswehrangehörigen im Sinne der revanchistischen Zielsetzung eingewirkt werden kann. Schon bei der Ausarbeitung dieses Systems mit seinen beiden Säulen «politische Bildung» und «zeitgemäße Menschenführung» wurde kein Zweifel darüber gelassen, wohin man zu zielen gedenkt. Im «Handbuch Innere Führung» wird unmißverständlich gefordert: «Innere Führung heißt nicht Auflösung der soldatischen Disziplin. Sie will diese Disziplin nur in Formen fassen, die dem modernen Lebensgefühl entsprechen. Innere Führung bedeutet nicht Verweichlichung. In der Gefechtsausbildung fordert sie eine bisher nicht gekannte Härte.»

Genau das wird in der «Jahresanweisung für das Heer 1985» detailliert aufgeschlüsselt. Die vom damaligen Heeresinspekteur, Generalleutnant Glanz, zu Jahresbeginn erlassenen Richtlinien beinhalten die «Ausbildung zur Kriegstüchtigkeit». Was das bedeutet, wird aus der daraus abgeleiteten «Weisung für die Ausbildung im II. Korps» ersichtlich, die vom Kommandierenden General des II. Armeekorps der Bundeswehr, Generalleutnant Lange, erlassen wurde. Lange forderte von den Ausbildern, «harte Kämpfer» zu formen, denen jedes «Kapitulationsdenken» fremd sei. Deshalb sollten die Ausbilder ihrer Tätigkeit die «Auswertungen des Falklandkrieges und die Auseinandersetzungen im Nahen Osten» zugrunde legen. Es gehe dabei um solche Belastungen, «die das Erleben des Krieges, der Anblick von Verwundeten und Toten, der Verlust von Kameraden, Hunger, Durst, Übermüdung und körperlicher Erschöpfung verursachen» könnten. Da es kaum anzunehmen ist, daß Bundeswehrminister Wörner diese «friedensfördernden» Ausbildungsanweisungen nicht kennt, tritt hier der Januskopf der Bundeswehr deutlich zutage: Während einerseits salbungsvoll von der «Friedenssicherung» gesprochen wird, erläßt man andererseits Anweisungen für die «Ausbildung zur Kriegstüchtigkeit»! Im Grunde genommen ist dies nur die praktische Umsetzung der aggressiven Kriegsvorbereitungsstrategie, wie sie in einem 1980 erschienenen offiziellen Werk der BRD-Militärliteratur erstaunlich offen formuliert worden ist. In dem Werk unter dem Titel «Bildung, Erziehung und Ausbildung in der Bundeswehr» heißt es: «Die Ausrichtung auf den Krieg spart Mühe, schafft Klarheit in den politischen



Aus einem Handbuch zur «Kleinkriegsanleitung», das als Grundlage für die Rangerausbildung in der Bundeswehr dient. Diese Ausbildung erhalten Spezialaufklärer, die es in jeder Einheit gibt


die tat 28.07.78

Sprüche von Bundeswehrausbildern – Wie bei der SS

Russen töten und Jagd auf Goldzähne machen

In einer Panzerpionier-Kompanie der Bundeswehr im bayrischen Brannenburg-Degerndorf schärfen Ausbilder den Soldaten ein: Das wichtigste Werkzeug der Pioniere sei „die Kombizange, die wir brauchen, um den toten Russen die Goldzähne herauszubrechen". Aussprüchen wie „wenn ich schon mein Leben für das Vaterland einsetze, muß auch etwas für mich dabei herausspringen", fügten Ausbilder dann „Ratschläge" bei, nur auf den Körper, nie aber auf den Kopf der Feinde zu schießen, „um die Goldzähne zu schonen". Außerdem solle man die Brieftasche der Toten nicht vergessen.

Früchte der ständigen Manipulation, die auf die Bundeswehrangehörigen einwirkt, sind solche Auswüchse von Ausbildern

Verhältnissen und konzentriert die Bundeswehr auf den Auftrag. Sie spart den Vorgesetzten und politischen Kräften sicherheitspolitische Verrenkungen ...» Nun, diese sicherheitspolitischen Verrenkungen, da können die Generale auf der Bonner Hardthöhe – dem Sitz des BRD-Verteidigungsministeriums – in antikommunistischer Weise beruhigt sein, sind von den «politischen (Ver-)Bildungsoffizieren» nicht zu erwarten. Sie gehen auf dem im wahrsten Sinne des Wortes «rechten» Weg vor, dem antikommunistischen. Eine Analyse der offiziellen Schulungsmaterialien der Bundeswehr, die 1977 von dem in Hamburg tätigen Wissenschaftler Hans-Jürgen Schulz erarbeitet wurde, brachte ihn zu folgender Schlußfolgerung: «Dem Soldaten wird ein Feind aufgebaut, den er als unmenschlich und freiheitsbedrohend hassen» soll. Mit ausführlichen Quellenangaben erläutert er das Wesen der «friedensfördernden» sog. politischen Bildung so: »Den Kommunismus beschreibt man genau so, wie man den Faschismus praktiziert hat. Partei und Staat machen das ganze Volk zu einer Sklavenherde. Die Methoden sind Gewalt und Lüge. Kommunismus bedeutet für viele Liquidation oder Konzentrationslager und Zerschlagung aller demokratischen Einrichtungen.» Und einer, der aus eigener Kenntnis der inneren Verhältnisse wissen muß, der ehemalige Bundeswehr-Generalmajor Gert Bastian, beschrieb 1980 in der BRD-Zeitschrift «Konkret» den angeblich feindbildlosen politischen Unterricht so: «Die Goebbels-Propaganda vom bolschewistischen Untermenschen ist bei uns nach dem Krieg ungebrochen fortgeschrieben worden, teils auch von den gleichen Leuten, die das unter Goebbels gemacht haben. Es hat hier keinen Prozeß in Bewußtseinsbildung gegeben, indem man die Sowjetunion anders als im Dritten Reich gesehen hätte – realistischer, sachlicher, gerechter.»

Wie sollte es auch anders sein. Denn: «Das beste Material ist wertlos, wenn es nicht von einem gutausgebildeten und motivierten Soldaten bedient wird», erklärte Wörner in der Militaristenzeitschrift «Europäische Wehrkunde» vom Januar 1983.



Piloten der BRD-Luftwaffe identifizieren sich mit den früheren Rittern des «Deutschmeisterordens», die im Mittelalter unter religiöser Tarnung Eroberungsfeldzüge im Nahen Osten führten

Und dazu muß man eben in der imperialistischen Armee, dem militärischen Willensvollstrecker des auf Macht- und Profitexpansion erpichten Monopolkapitals, Zuflucht zu Verdrehungen, Halbwahrheiten, ja zu Lügen nehmen. Den politischen Hintergrund nannten zwei Bundeswehroffiziere und ein «Wehrpädagoge» der BRD bereits in ihrem 1972 erschienenen Lehrbuch «Sein oder Nichtsein (!)». Dort heißt es nämlich: «Gelingt es nicht, eine Bedrohung des Westens durch die Warschauer-Pakt-Staaten nachzuweisen, wird unsere ganze Arbeit von vornherein in allen Teilen unglaubwürdig.» Doch nicht genug, daß der Bundeswehrangehörige im Dienst mit den vielfältigsten Methoden, von denen hier nur einige aufgezeigt werden konnten, im antikommunistischen Sinne zur bedingungslosen Erfüllung des Revancheauftrages am «Tag X» beeinflußt wird. Das Manipulierungssystem reicht bis in den Freizeitbereich. In den rund 1100 Truppenbüchereien sind Bücher zu finden, die nur so von antikommunistischem Schmutz und geschichtlichen Lügen strotzen. In den Regalen der Truppenbücherei in der 2. Batterie des Panzerartilleriebataillons 195 in Münster-Handorf stehen solche Titel wie: «Der europäische Kommunismus»; «Herrenklub im Kreml»; «Philosophie des Bolschewis-

mus»; «Die NVA – die Armee der Sowjetzone(!)» und, und, und. Doch nicht nur solche «modernen» Buchtitel sind für die «Bildung» der Bundeswehrangehörigen in der Freizeit vorgesehen. Auch die braunen Vorgänger stehen dort. Beispielsweise das 1942 erschienene Buch «Deutsches Soldatentum» oder die Gesammelten Werke eines gewissen Walter Flex, eines eingefleischten Faschisten. In einem dieser «Werke» heißt es in einem Gedicht unter der Überschrift «Das Volk in Eisen» in der 8. Strophe: «Dran! Drauf mit deutscher Zucht und Wucht! In Luft und Flur und Fluten laß deiner Feinde Gier und Sucht an deutschem Stahl verbluten!»

Daß eine ungehemmte Verherrlichung der Hitlerwehrmacht, verbunden mit einer antikommunistischen Feindbildprägung, gekoppelt mit deren praktischer Umsetzung, bei Schießübungen auf sozialistische Soldaten darstellende Zielpuppen nicht ohne die gewünschten Resultate bleibt, ist nur natürlich. Da verkündet ein Unteroffizier aus dem Panzerflakregiment der 10. Panzerdivision in Sigmaringen am 20. Juli 1982 vor einem Millionenpublikum in der BRD-Fernsehsendung mit dem wirklich treffenden Namen «Standortbeschreibung» völlig ungehindert: «Ich finde, die Männer, die im zweiten Weltkrieg gekämpft haben, die waren für mich einfach gut, Spitze finde ich.» Klar, daß er ebenso «gut» sein will, wenn es «soweit ist».

Auf die Frage eines Reporters des Hamburger «Zeitmagazins» an Angehörige eines Panzergrenadierbataillons, ob sie auch auf NVA-Soldaten schießen würden, antwortet ein Gefreiter: «Sicher werden wir kämpfen. Unser Zug ja. Wir sind so ziemlich alle Draufgänger ... Wir halten zusammen ... Im Kampf würde es genauso sein wie bei der Übung. Da kommt dann keine Scheibe hoch, da kommt ein Mensch hoch – na und?» Ein anderer ergänzt: «Die DDR ist ja praktisch ein Gegner wie die anderen auch, obwohl das früher zu uns gehörte.»

Oder nehmen wir die Antwort auf die Frage eines «Stern»-Reporters an Oberstleutnant Vorbach, den Kommandeur des sog. Flugkörpergeschwaders II der Bundeswehr in Geilenkirchen, ob ihn nie die Vorstellung plage, was er anrichten würde, wenn er auf den Knopf drücken müßte? Vorbach sagte laut «Stern» vom 3. November 1983: «Sie können sicher sein: Was die politische Führung von mir erwartet, das werde ich tun.» Auf seinen Knopfdruck würden nuklearbestückte Boden-Boden-Raketen des Typs «Pershing I A» auf programmierte Ziele in der DDR zufliegen.

Wie vereinbart sich dies mit dem «friedensfördernden» Charakter der Bundeswehr, die angeblich niemanden bedrohe und auch kein Feindbild habe? Wie aktuell ist doch die Warnung von Karl Marx, daß ein potentieller Aggressor immer wieder versucht, «die Sprache des Friedens und der Mäßigung vorzutäuschen, um ... diejenigen, die er überfallen will, in eine trügerische und verhängnisvolle Sicherheit zu wiegen».[1]

Indes, wir wissen um die Aggressivität, die dem Imperialismus innewohnt, und lassen uns auch nicht durch noch so viele und noch so schönklingende «Friedens»worte täuschen. Ihren Januskopf kann die Bundeswehr nicht vor uns verbergen. «Wenn die Bundeswehr jetzt mehr denn je demagogisch von ihrem Friedensauftrag spricht», so erklärte im Juni 1983 der Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA, Generaloberst Heinz Keßler, «dann kann auch damit nicht die Tatsache verdeckt werden, daß sie im Zeichen des Kreuzzuges gegen den Kommunismus auf den Krieg gegen die sozialistischen Staaten vorbereitet wird. Sie erfüllt international gesehen gegenwärtig de facto die Rolle eines Erfüllungsgehilfen der Reagan-Administration und ihrer Weltherrschaftspolitik.»

Wir werden wachsam sein. Gerade wegen der vielen «Friedens»worte von Bundeswehrmilitärs.

1 Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1974, S. 270.

Im Kessel von Halbe

Harri Czepuck

Wer vom Berliner Ring auf der Autobahn in Richtung Dresden fährt, passiert am Kilometer 23,0 die Abfahrt Halbe-Teupitz. Kaum einer, der nicht eingeweiht ist, würde dort in den Wäldern noch Spuren eines dramatischen Ereignisses entdecken, das sich hier in den letzten Apriltagen des Jahres 1945 abspielte. In diesem Gebiet tobte eine sechstägige Kesselschlacht, die zu den blutigsten der letzten Jahre des zweiten Weltkrieges gehörte. Mehrere Nazi-Armeen, SS-Divisionen und Einheiten des letzten Aufgebots von 14- und 15jährigen waren in diesem Raum noch einmal in das Gefecht geführt worden, um das Prestige und das Leben von einigen Generälen zu retten, um dem Wahnsinn der letzten Schlacht um die sogenannte Reichshauptstadt die Krone aufzusetzen.

Als endlich am 1. Mai 1945 in den zerstörten Wäldern zwischen Märkisch-Buchholz und Halbe die Waffen schwiegen, hatte der Tod eine furchtbare Ernte gehalten. 40 000 deutsche Soldaten waren gefallen. Aber auch noch Tausende sowjetischer

Von der Oderfront aus beginnt Mitte April 1945 die abschließende Offensive der Roten Armee gegen Berlin, in dessen südlichem Vorfeld die 9. Armee und die 4. Panzerarmee als Hauptkräfte der faschistischen Frankfurt-Guben-Gruppierung konzentriert sind. Unter dem Feuer der sowjetischen Truppen verengt sich der um sie geschlossene Ring immer mehr







Unter den wuchtigen Schlägen der Roten Armee werden nicht nur Tausende Soldaten der faschistischen Wehrmacht außer Gefecht gesetzt. Auch ein großer Teil ihrer Kampftechnik wird vernichtet, wie hier im Bild ein mittlerer Panzer vom Typ P 3

Als Durchhaltestratege übelster Prägung erwies sich der Befehlshaber der 9. Armee, General der Infanterie Theodor Busse, links im Bild neben dem Kriegsverbrecher Josef Goebbels an der Oderfront. Busse rettete seine Haut, indem er buchstäblich über Leichen gefallener deutscher Soldaten ging, oder besser: fuhr

Titelseite der letzten Ausgabe des berüchtigten Propagandablattes für Berlin «Der Panzerbär» vom 29. April 1945. Selbst fünf nach zwölf wird hier noch vom «längeren Atem» geschrieben, um die Menschen zu weiterem, sinnlosem Widerstand aufzustacheln



Lesen und weitergeben!

Der Panzerbär

29. April 1945

KAMPFBLATT FÜR DIE VERTEIDIGER GROSS-BERLINS

Heroisches Ringen

Bei Tag und Nacht neue Eingreifkräfte herangeführt

Der Kampf um den Stadtkern entbrannt

Entlastungsangriffe laufen

Der längere Atem

Soldaten, die den Sieg und das Kriegsende schon vor sich sahen, fanden hier den Tod.

Doch die unmittelbar Verantwortlichen für dieses Inferno haben den Krieg überlebt und in der BRD ein einträgliches Auskommen gefunden. Als Vorbilder für die Tapferkeit eines letzten Aufgebots?

Mitte April 1945 war die Oderfront zwischen Reitwein – Frankfurt/Oder und Finkenheerd zusammengebrochen, waren die Seelower Höhen gestürmt worden. Der Rückzug der Wehrmachttruppen in Richtung Westen ähnelte mehr einer Flucht.

Am 25. April wurde die Frankfurt-Guben-Gruppierung, bestehend aus den Hauptkräften der 9. Armee und der 4. Panzerarmee der Heeresgruppe Mitte, im Raum zwischen Baruth – Teupitz – Storkow – Märkisch-Buchholz – Brand auf der östlichen Seite von der 1. Belorussischen Front, auf der südlichen und westlichen Seite von der 1. Ukrainischen Front und der in ihren Rei-

hen kämpfenden 1. Polnischen Armee umzingelt.

Am 27. April lagerten die Reste des Artillerieregiments, zu dem ich gehörte, ohne Munition, ohne Treibstoff – einige Geschütze wurden von Ochsen gezogen – in der Nähe des Dorfes Hermsdorf. Parolen jagten sich. Sie verdichteten sich zu dem Gerücht, daß sich die 9. Armee mit den im Westen unweit Berlins stehenden Amerikanern zum Kampf gegen die Rote Armee vereinigen sollte. Heute wissen wir, daß dies keine leeren Wahnvorstellungen waren, sondern zwischen SS-Führern und dem amerikanischen Geheimdienstchef Allan Dulles in der Schweiz beraten worden war.

Erst Jahre später erfuhr ich aus Dokumenten der Naziwehrmacht, was sich in jenen Tagen hier wirklich abgespielt hatte, las die Befehle, Funksprüche und Berichte der Naziführung. Verglichen mit der erlebten Wirklichkeit rundet sich heute für mich das Bild ab.

In der Nacht zum 26. April befiehlt Hitler in den frühen Morgenstunden der seit einem Tag eingeschlossenen 9. Armee, mit Teilen der 4. Panzerarmee in westlichen

Dieser deutsche Soldat – fast noch ein Kind – mußte zu einer Zeit sterben, als die Würfel bereits gefallen waren. Er wie auch Tausende seiner Kameraden wurden geopfert, damit die faschistische Führung ihrer Armeen Zeit gewann, sich in Richtung Westen zu den Amerikanern abzusetzen



Die 9. Armee sollte sich nach den Plänen der faschistischen Führung mit der weiter südlich Berlins stehenden 12. Armee von General Wenck (rechts im Bild) vereinigen und Berlin entsetzen. Doch bereits bei Ferch mußte der General der Panzertruppen diese Absicht angesichts der entschlossen handelnden Truppen der Roten Armee aufgeben. Er flüchtete wie Busse in amerikanische Gefangenschaft



So sah es in den Wäldern östlich der Gemeinde Halbe im Mai 1945 aus

Richtung anzugreifen, sich mit der 12. Armee des Generals der Panzertruppen Walther Wenck im Raum Luckenwalde zu vereinigen, mit ihr gemeinsam den Ring um Berlin aufzubrechen und die Reichskanzlei, vor der bereits Kämpfe toben, zu befreien.

Am Morgen des 26. April unternimmt die Spitze der 9. Armee an der Nahtstelle zwischen der sowjetischen 28. Armee und der 3. Gardearmee bei Baruth und Teupitz einen verzweifelten Angriff. In Baruth gelingt es der 395. Division der 13. Armee, die deutsche Gruppierung zum Stehen zu bringen. Teilkräfte der 28. Armee, der 3. Gardearmee und der 3. Gardepanzerarmee der 1. Ukrainischen Front gehen nun, unterstützt von Fliegerkräften, zum Gegenangriff über. Sie fügen dem Gegner große Verluste zu. Der Ausbruchsversuch wird blutig abgeschlagen.

Was der Wehrmachtbericht am 27. April großmäulig «Angriff nach Westen» nennt, ist nichts anderes als eine nun schon fast regellos zu nennende Flucht, bei der sich die Truppen vom östlichen Teil des Kessels nach Westen bewegen. Am Westrand des Kessels geht es jedoch keinen Schritt vorwärts. Der von Truppen der 1. Urkainischen Front und der 1. Belorussischen Front gebildete Kessel verengt sich immer mehr. An eine Vereinigung der 9. und 12. Armee ist nicht mehr zu denken, denn auch Wenck hat längst an Boden verloren. Sowjetische Truppen haben die Elbe forciert, u. a. Pratau genommen.

Offenbar überzeugt, daß ein Durchbruch großen Stils nach Westen nicht möglich ist, befiehlt Hitler in panischer Angst am 27. April um 18.00 Uhr per Funk, «die Angriffsfronten der 9. und 12. Armee nach Norden zu drehen und getrennt nach Berlin vorzustoßen». (Zitiert nach Rosanow, Das Ende des dritten Reiches.)

Das Ergebnis dieses Befehls erlebe ich unmittelbar mit. Unser Batteriechef, ein Reserveleutnant, der im Zivilberuf Architekt war, und sieben Mann unserer ansonsten in alle Winde zerstobenen Batterie haben beschlossen, auf eigene Faust aus dem Kessel zu kommen, um uns der Roten Armee zu ergeben und so diesen sinnlosen Krieg wenigstens für uns zu beenden. In der Nacht zum 28. April gelangen wir in die Nähe des Forsthauses Klein-Hammer, unweit der Fernverkehrsstraße 179 zwischen Märkisch-Buchholz und Königs Wusterhau-

sen. Am Forsthaus, das unter MP- und MG-Feuer liegt, ist unser Marsch zunächst zu Ende. Im Keller sitzt ein Teil des Stabes der 9. Armee und einer SS-Division, die befehlsgemäß zum Angriff nach Norden angetreten ist. Nur der Umstand, daß wir Artilleristen sind und daß wir im Keller den Kommandeur unseres Artillerieregiments antreffen, bei dem wir uns dann schleunigst melden, verhindert wahrscheinlich, daß wir als Deserteure behandelt werden.

Aber auf diese Weise müssen wir den etwa vierstündigen Versuch einer Division miterleben, fast ohne Artillerievorbereitung, mit Unterstützung einzelner Panzer, den eisernen Ring der Roten Armee in Richtung Berlin zu durchbrechen.

Es entwickelt sich ein blutiges Waldgefecht, aus dem sich beim Stab Unteroffiziere und Feldwebel mit lediglich fünf oder acht oder auch einmal mit 16 Mann vom Angriff zurückmelden. Es sind die Reste von Bataillonen. Der Wald vor dem Forsthaus in Richtung Pätz ist übersät von Toten und Verwundeten. Ich werde das Schreien und das Rufen nach Sanitätern, die es nicht mehr gibt, nie vergessen. Innerhalb von vier Stunden ist eine ausgemergelte, demoralisierte, unzureichend bewaffnete Division gegen einen gut ausgerüsteten, den Sieg vor Augen kämpfenden Gegner angetreten und vernichtet worden. Sinnlos. Verantwortungslos. Wir suchen uns ein paar Löcher, warten auf den Abend.

Der Stab der 9. Armee sieht in diesem Augenblick offenbar ein, daß es keinen Weg mehr nach Berlin gibt. Die Frankfurt-Gubener Gruppierung ist in kleine Gruppen aufgespalten, zerschlagen, gefangengenommen. General Busse, der Befehlshaber der 9. Armee – oder was davon noch übrig ist – funkt am Nachmittag des 28. April an das OKW: «Durchbruchsversuch mißglückt. Angriffsgruppe unter empfindlichen eigenen Verlusten zum Stehen gebracht. Körperlicher und seelischer Zustand von Offizier und Mann sowie die Munitions- und Betriebsstofflage gestatten weder erneuten planmäßigen Durchbruchsangriff noch langes Durchhalten.» (Zitiert nach J. Schultz, Die letzten 30 Tage. Aus dem Kriegstagebuch des OKW.)

Das hindert das OKW nicht, am 28. April im Wehrmachtbericht zu melden: «Im Raum südlich Königs Wusterhausen setzten Divisionen der 9. Armee ihren Angriff nach Nordwesten fort ...»

Dieser Bericht, den wir schon nicht mehr hören, ist auch gar nicht für uns bestimmt. Er soll die Bevölkerung und die Soldaten in der eingekesselten Hauptstadt weiter zum Widerstand aufputschen. Das apokalyptische Hitlerwort, daß er diesen Krieg nicht wie 1918 eine Viertelstunde vor zwölf, sondern ehestens fünf Minuten nach zwölf beenden würde, beginnt seine grausame Erfüllung zu finden.

In der Nacht vom 28. zum 29. April findet im Bunker der Reichskanzlei ein makabres Fest statt. Hitler heiratet seine Konkubine





Ein vor kurzem in der Gemeinde Teupitz geborgener Munitionsfund. Er umfaßte u. a. über 500 20-mm-Spreng- und Panzergranatpatronen sowie mehrere 1 000 Schuß Handfeuerwaffenmunition

Nach den Kämpfen im Raum Halbe – Teupitz blieben hier Unmengen an Munition zurück, deren Bergung bis heute nicht abgeschlossen ist. Als besonders gefährlich erwies sich nach dem Krieg das Auffinden und Bergen dieser S-Minen 44, mit denen große Flächen dieses Gebietes verseucht waren

Eva Braun. Noch einmal fließen Sekt und Wein in Strömen.

Für diejenigen, die im Kessel von Halbe dabei sind, gehört diese Nacht zu den grauenvollsten Nächten. Zwar hat General Busse eingesehen, daß ein Durchbruch in Richtung Berlin unmöglich geworden ist. Zwar hat er dem OKW mitgeteilt, daß der körperliche und seelische Zustand der Truppen keinen weiteren Kampf mehr zuläßt. Doch diese Erkenntnisse brachten ihn nicht auf den Gedanken, die längst fällige Kapitulation auszusprechen, was noch Zehntausenden deutschen Soldaten zu dieser Stunde das Leben gerettet hätte. In der Nacht vom 28. zum 29. April wird beschlossen, die Reste der 9. Armee einzusetzen, um dem General Busse, seinem Stab und den Resten einer SS-Division den Durchbruch nach dem Westen zu ermöglichen. In den Abendstunden wird im Wald zwischen dem Forsthaus Klein-Hammer und Halbe eine Gruppe von Tigerpanzern zusammengestellt, die sich aus allen noch verfügbaren Fahrzeugen den Treibstoff zusammenholt. In diese Panzer klettern der General und seine Vertrauten. Mit aufgesessener SS nehmen sie Kurs Südwest, Richtung Halbe.

Gleichzeitig wird allen verfügbaren, in der Nähe liegenden Truppen befohlen, ebenfalls den Weg in Richtung Halbe und Teupitz zu nehmen. Das Dorf Halbe selbst ist seit Tagen Schauplatz heftigster Häuserkämpfe. Ein Teil des Dorfes ist von sowjetischen Truppen besetzt, ein Teil befindet sich noch in der Hand der SS. Die Bevölkerung sitzt seit dem 25. April in den Kellern. In den Wohnungen über ihnen wurde und wird noch gekämpft. Was sich freilich in dieser Nacht tut, übertrifft nach den Berichten der überlebenden Einwohner alles bisher Dagewesene.

Als sich das Gros der «Durchbruchstruppen» mit der Panzerspitze dem Ort nähert, wird es von heftigem Feuer empfangen. Das Feuer kommt vor allem aus der Möbelfabrik am Bahnhof. Daraufhin werden vom General Busse alle verfügbaren Waffen eingesetzt, um den vermeintlichen Widerstand am Bahnübergang zu brechen. Der Herr General hat es eilig.

Nach etwa einer halben Stunde Feuerwechsel stellt sich heraus, daß in dem allgemeinen Chaos deutsche Soldaten aufeinander geschossen haben. Das Ergebnis sind Hunderte von Toten auf kleinstem Raum. Am Bahnübergang liegen die Leichen übereinander. Als die Dorfstraße vollgestopft mit Truppen und Fahrzeugen ist, nimmt die Rote Armee die Straße unter Granatwerferbeschuß. Niemand weiß mehr, wo vorn und hinten ist. Wer noch am Leben ist, versucht irgendwie aus dem Ort herauszukommen.

Dabei spielen sich bei der Bäckerei am Ortsausgang in Richtung Teupitz noch einmal unbeschreibliche Szenen ab. Die dort gegen die sowjetischen Panzer errichtete Sperre erweist sich nun umgekehrt als Hindernis für die Panzer des Herrn Busse. Obwohl vor der Sperre alles voller deutscher Soldaten steckt, feuern die «Tiger» auf das Hindernis, drehen und mahlen sie die Sperre schließlich nieder. Hunderte von deutschen Soldaten werden dabei von den Panzern des flüchtenden Generals zermalmt oder erschossen.

Vielleicht mag es mancher nicht vertragen – aber es muß für alle gesagt werden, die es nicht oder nicht mehr wahrhaben wollen, für Leute wie den ehemaligen General der Panzertruppen und späteren Generaldirektor Wenck, der in seinen Memoiren in der Illustrierten «stern» diesen Durchbruch als Heldentat schilderte! Die Panzer des Generals Busse wühlten sich durch die eigenen Stellungen und hinterließen einen Berg zermalmten und zerschossenen Menschenfleisches. Der Herr General fuhr, im wahrsten Sinne des Wortes, über Leichen in seine Freiheit.

Schützenhilfe leistete ihm dabei Wenck, indem er zur selben Zeit einen Stoß in Richtung Luckenwalde führte.

Tausende deutscher Soldaten blieben, selbst wenn sie noch unverletzt waren, als halbe Leichname zurück. Von uns acht Mann, die wir aus diesem Chaos ausbrechen wollten, sind noch zwei übrig: der Leutnant und ich. Wo die anderen geblieben sind, weiß ich nicht. Zwei sah ich fallen. Die anderen –?

Der Wehrmachtbericht vom 29. April

1945 meldet: «Südlich Berlin führen die Sowjets neue Verbände gegen unsere im Angriff befindlichen Divisionen heran, mit denen wechselvolle Kämpfe entbrannt sind.»

Am Sonntag, dem 29. April, erscheint in Berlin die letzte Nummer der Nazizeitung «Panzerbär». Sie berichtet vom «heroischen Ringen um die Reichshauptstadt». Man spricht großmäulig vom «längeren Atem».

Welch ein Hohn, wenn man erlebt hat, wie in jener Nacht die Generale atemlos flohen und die Soldaten geopfert wurden.

An diesem Frühlingsmorgen des 29. April, der etwas neblig, aber Schönwetter versprechend heraufdämmert, liege ich in einer Schonung und diskutiere mit meinem Leutnant. Er glaubt nach alldem, was die Deutschen den anderen Völkern, insbesondere dem sowjetischen Volk angetan haben, nicht in Gefangenschaft gehen zu können, weil er die berechtigte Rache fürchtet. Er will sich erschießen. Ich erinnere ihn an Sendungen des sowjetischen Rundfunks, die wir manchmal gemeinsam abgehört haben. Die Rote Armee könne unmöglich alle Deutschen erschießen. Ich bin 18 Jahre alt, habe keine besseren Argumente und vermag ihn nicht zu überzeugen. Schließlich mache ich mich allein auf, um mich den sowjetischen Truppen zu stellen. Im Dorf Oderin, südlich von Halbe, erlebe ich den 30. April, zwar in Gefangenschaft, aber doch befreit vom Wahnsinn der letzten Tage.

Am 30. April, als die letzten Reste der 9. Armee um Halbe herum in den Löchern saßen, ohne zu wissen, welches Schicksal sie ereilen wird, als einzelne Gruppen noch Ausbruchsversuche unternahmen, weil sie glaubten, hinter Teupitz erwarte sie ein besseres Los, da meldete der Wehrmachtbericht: «Südlich Berlins stehen unsere zum Entsatz der Hauptstadt angesetzten Divisionen in ihrer tiefen Flanke im Kampf mit starken bolschewistischen Verbänden, die unter hohen Verlusten abgewiesen wurden.»

Am 30. April begeht Hitler Selbstmord. Kurz danach stürmen Sowjetsoldaten die Reichskanzlei, pflanzen das Rote Banner auf dem Reichstagsgebäude auf.

Ich erlebe den 1. Mai, an dem im Kessel von Halbe im wahrsten Sinne des Wortes Friedhofsruhe, zugleich aber bei den sowjetischen Truppen Freude herrscht: Es ist der Feiertag der Werktätigen aller Länder. Auch der Krieg hat sie das nicht vergessen lassen.

Am 1. Mai behauptet der Wehrmachtbericht: «Südlich der Hauptstadt haben die Verbände unserer 9. Armee den Anschluß an die Hauptkräfte gefunden und stehen mit diesen in der Linie Niemegk – Beelitz – Werder in harter Abwehr gegen die pausenlos anrennenden Sowjets.»

Wer waren wohl die Verbände der 9. Armee, die den «Anschluß an die Hauptkräfte», die Armee Wencks, fanden? Tatsächlich ist an jenem Tage dem Wahnsinn noch einmal die Krone aufgesetzt worden. Gruppen der 9. Armee war der Durchbruch zwischen der 13. Armee und der 4. Gardepanzerarmee in den Raum Beelitz gelungen. Wenck war nur noch drei bis vier Kilometer entfernt. Doch gegen Abend existierte die Frankfurt-Gubener Gruppierung nicht mehr: 5000 Tote, über 13000 Mann gerieten in Gefangenschaft.

40000 Tote und 60000 Gefangene waren im Kessel von Halbe geblieben. Sechs Tage und sechs Nächte hatte der Tod eine furchtbare Ernte gehalten.

Ein notwendiger Nachtrag:
Einen Teil dieser Erinnerungen und amtliche Dokumente für nachträgliche Studien habe ich seit 1965 zusammengetragen, als ich erstmals aus Anlaß des zwanzigsten Jahrestages dieser Schlacht im Vorfeld Berlins im «Neuen Deutschland» darüber schrieb. Dazu gehört auch eine Nachricht vom Mai 1982. Da veröffentlichte die Presse der BRD Todesanzeigen über den ehemaligen General der Panzertruppen Walther Wenck.

82jährig war er an den Folgen eines Verkehrsunfalles in der BRD gestorben. Die Familie, darunter sein Sohn Helmut Wenck, Oberst im Generalstab der Bundeswehr, bedachte den toten General-Vater in einer der Todesanzeigen mit dem biblischen Sinnspruch «Geben ist seliger denn Nehmen» und fügte hinzu: «Ein erfüll-

tes Leben voller Güte, Tatkraft und Bewährung hat sich vollendet.» – Makaber, angesichts dessen, was sich im Raum Halbe zugetragen hatte.

Zynismus war schon immer eine Eigenschaft des deutschen Imperialismus und Militarismus.

Die damals buchstäblich aus den letzten Kasernen zusammengefegte 12. Armee des Generals Wenck sollte Hitlers letzte Wunderwaffe bilden. Nachdem Wenck dem General Busse und Resten der Elite-SS-Einheiten aus dem Kessel von Halbe herausverholfen hatte und dann über Ferch und Potsdam in Richtung Westen zu den Amerikanern geflüchtet war, ließ Hitlers Propagandachef Goebbels auf dem letzten Papier Plakate drucken und an die Mauerreste Berlins ankleben: «Soldaten der Armee Wenck! Wir Berliner wissen, daß Ihr schon Potsdam erreicht habt. Hurra! Rettet uns!»

Und im Leitartikel der schon erwähnten letzten Aushaltezeitung für Berlin, «Der Panzerbär», wurde am 29. April 1945 angesichts der «Siege» von Wenck gar eine Katastrophe für die Sowjetarmee vorausgesagt: «In dieser Stunde schon muß der Bolschewist in der Schlacht um Berlin nach zwei Seiten kämpfen, in Richtung auf uns und in Richtung auf unsere Armeen,



die aus dem Westen, Süden, Osten und Norden herbeigeeilt sind und unseren Gegner im Rücken packen.»

Die Wirklichkeit sah anders aus ...

Große Teile der 12. und 9. Armee liegen unter den Grabsteinen in den Wäldern von Beelitz und Halbe-Teupitz. Die meisten der Toten, damals 20jährig, wären heute Väter und Großväter, hätten die längste Friedensperiode Europas miterleben können. Wenck und Busse jagten sie noch Stunden vor Kriegsende in den Tod, um ihre eigene Haut zu retten. (Busse lebt übrigens noch heute unangefochten in der BRD und genießt seine hohe Pension.)

Ein «gütiger Mensch», also, der Herr Wenck? Mit einem Leben voller «Bewährung»? Einer, der lieber gab, als nahm?

Im imperialistischen Sprachgebrauch sind offenbar Umkehrungen des Sinnes von Worten gang und gäbe – in Wehrmachtberichten, in Leitartikeln, ja selbst in Todesanzeigen.

Wencks «Tatkraft», die ihn Zehntausende in den Tod jagen ließ, trieb ihn nach Kriegsende wieder dazu, an der Vorbereitung eines neuen Krieges mitzuarbeiten. Im Text der Traueranzeige jenes Betriebes, dem der ehemalige General der Nazipanzertruppen nach dem Kriege in der Bundesrepublik als Generaldirektor vorstand, bezeichneten Verwaltungsrat, Geschäftsführung und Betriebsrat den Toten als einen Mann, der «den organisatorischen und personellen Aufbau des Unternehmungsbereiches Wehrtechnik in unserem Hause mitgeprägt und diesen Bereich in den Jahren 1961 bis 1966 verantwortlich geführt» hat. Der Betrieb heißt Diel GmbH & Co., Nürnberg. Er steckt mitten in der BRD-Raketenproduktion, mit Tochterfirmen im Ausland. Wencks «Tatkraft» und die Beziehungen zu den alten Kameraden in den Führungsstäben der Bundeswehr sorgten auch für Geschäfte im Panzerbau und bei der Munitionsherstellung. Die alten Lateiner sagten zwar: «De mortius nil nisi bene» (Über die Toten sprich nur gut) – pietätvolle Worte. Aber es fällt schwer, danach zu handeln, wenn Heuchelei die Wahrheit verdeckt, wenn für «Tatkraft» Gewalt und Verbrechen stehen.

Der Soldatenfriedhof von Halbe. Zu den vielen Gräbern kommen noch immer neue hinzu, denn längst sind nicht alle in diesem Raum Gefallenen gefunden worden. Das nutzten imperialistische Medien zu der pervertierten Behauptung, alle der seit dem Kessel von Halbe vermißten Soldaten seien in sowjetischer Kriegsgefangenschaft umgekommen. Der Zynismus kennt keine Grenzen

Die Killer mit den kahlen Köpfen

Leutnant d. R. Rainer Ruthe

Wo immer sie seit über 200 Jahren auftauchten, säten sie Tod und Verderben – die als «Ledernacken» bekannten Angehörigen des USA-Marinekorps.

«Okay! Ihr hoffnungslose Herde Scheißkerle, auf zwei Glieder Sammlung! Und weg mit euren Scheißzigaretten! Und Klappe zu, verdammt noch mal! Ihr seid jetzt im ... Marine-Trainingslager, Leute, und wir werden versuchen, aus euch Marines zu machen – obwohl mir, wenn ich euch schon sehe, das große Kotzen ankommt ..., und haltet eure verdammte Klappe, oder ich schnapp sie euch zu, daß sie zubleibt!»

Das sind die Begrüßungsworte, die Rekruten im Ausbildungslager des US-Marinekorps in San Diego (USA-Bundesstaat California) zu hören bekommen. Damit beginnen für die Männer Stunden, Tage und Monate der Erniedrigung und des härtesten Drills – eine Phase der «Entmenschlichung und Brutalisierung», wie der Psychoanalytiker und Professor an der New York University, Chaim F. Shatan, in der BRD-Zeitung «Frankfurter Rundschau» vom 5. November 1983 schrieb. Die «Begrüßung», die er miterlebte, ist nur ein Mosaiksteinchen, die Rekruten zu dem zu machen, was Tausende ausgebildeter Marines vor ihnen schon unter Beweis gestellt haben: brutale, skrupellose Killer für die Macht- und Profitexpansion des Imperialismus zu sein.

«Als erstes wird dir hier deine eigene Persönlichkeit gebrochen, und dann kriegst du eine neue aufgesetzt», beschreibt ein Marines vom 2. Luftwaffengeschwader des Marinekorps in Cherry Point (USA-Bundesstaat North Carolina) die Ausbildung.

Das Brechen der Persönlichkeit beginnt – am Kopf. Erst einmal äußerlich. Innerhalb von 45 Sekunden wird jedem Rekruten der Kopf total kahlgeschoren. Ein «Akt der Erniedrigung. Dafür müssen die Jungs auch noch zwei Dollar bezahlen», muß selbst die BRD-Illustrierte «Quick» feststellen. Dann wird ihnen in einem sog. Grundtraining, insgesamt 85 Tage, «ein bis ins letzte Detail ausgearbeiteter Zeitplan auferlegt», ein, wie der «Quick»-Korrespondent schreibt, täglich um 4.45 Uhr beginnendes Training, «das bis an die Grenze der physischen und psychischen Belastbarkeit reicht und für einige diese Grenze überschreitet». Doch: «Abweichungen von diesem Plan gibt es nicht. Während der Grundausbildung darf ein Rekrut keinerlei Besuch empfangen, nie die Kaserne verlassen, nur in Notfällen mit seinen Angehörigen telefonieren, nie Zivilkleidung tragen, keinen Alkohol trinken und nur, wenn es ausdrücklich erlaubt ist, eine Zigarette rauchen. Das eigene Denken wird auf ein Minimum reduziert. Es zählt nur noch der eiserne Wille, sich zu fügen, sich der rigorosen Strenge zu unterwerfen und auch absurd erscheinende Befehle auszuführen.»

Als «Höhepunkt» der Rekrutenausbil-

dung wird den zukünftigen Marines der «Kaninchen-Trick» vorgeführt, den Prof. Shatan so beschreibt: «Am letzten Trainingstag müssen sich die Marines in einem Attrappendschungel einem unübertrefflichen Akt mutwilliger Grausamkeit unterziehen, der allgemein als ‹Kaninchen-Trick› bekannt ist. Viele Einheiten besitzen ein Maskottchen, meist ein Kaninchen, das sie sehr gern haben. Nun doziert der kampferprobte Sergeant Überlebenstaktik angesichts der zu erwartenden Kriegsgreuel; dazu streichelt und krault er das Kaninchen. Plötzlich bricht er ihm das Genick, reißt ihm die Haut ab und den Bauch auf, schmeißt die Eingeweide seinen Leuten ins Gesicht und befiehlt ihnen, die Überreste zu rösten und zu essen.» Eine andere Variante, die zukünftigen Marines zu willfährigen Killern abzurichten, erläutert der USA-Psychologe P. Watson so: Es gibt ein sogenanntes Sondertraining, «welches endgültig alle noch verbliebenen Hemmungen vor dem Töten beseitigen soll ... Man führt den Männern eine Reihe von grauenhaften Filmen vor, deren Inhalt stufenweise entsetzlicher wird. Die Männer müssen die Filme ansehen, während ihre Köpfe, in einer Art von Schraubstock in Richtung Filmleinwand gerichtet, festgeklammert sind und eine zusätzliche Einrichtung die Augenlider der im Vorführraum Sitzenden offenhält ...»

Kein Wunder, daß bei einer solchen Art von «Ausbildung» – der physische Drill fordert auch Todesopfer – der Reporter der Zeitung «The New York Times» vom 20. Juli 1982 in Gesprächen mit Rekruten im anderen Ausbildungslager Parris Island (USA-Bundesstaat South Carolina) erfahren hat, daß es «unter den jungen Marines ein deutliches Verlangen nach einer Chance, in Nikaragua (!), in Aden oder sonstwo dabeizusein», gäbe ...

Das «goldene Zeitalter» für die Marines unter Reagan

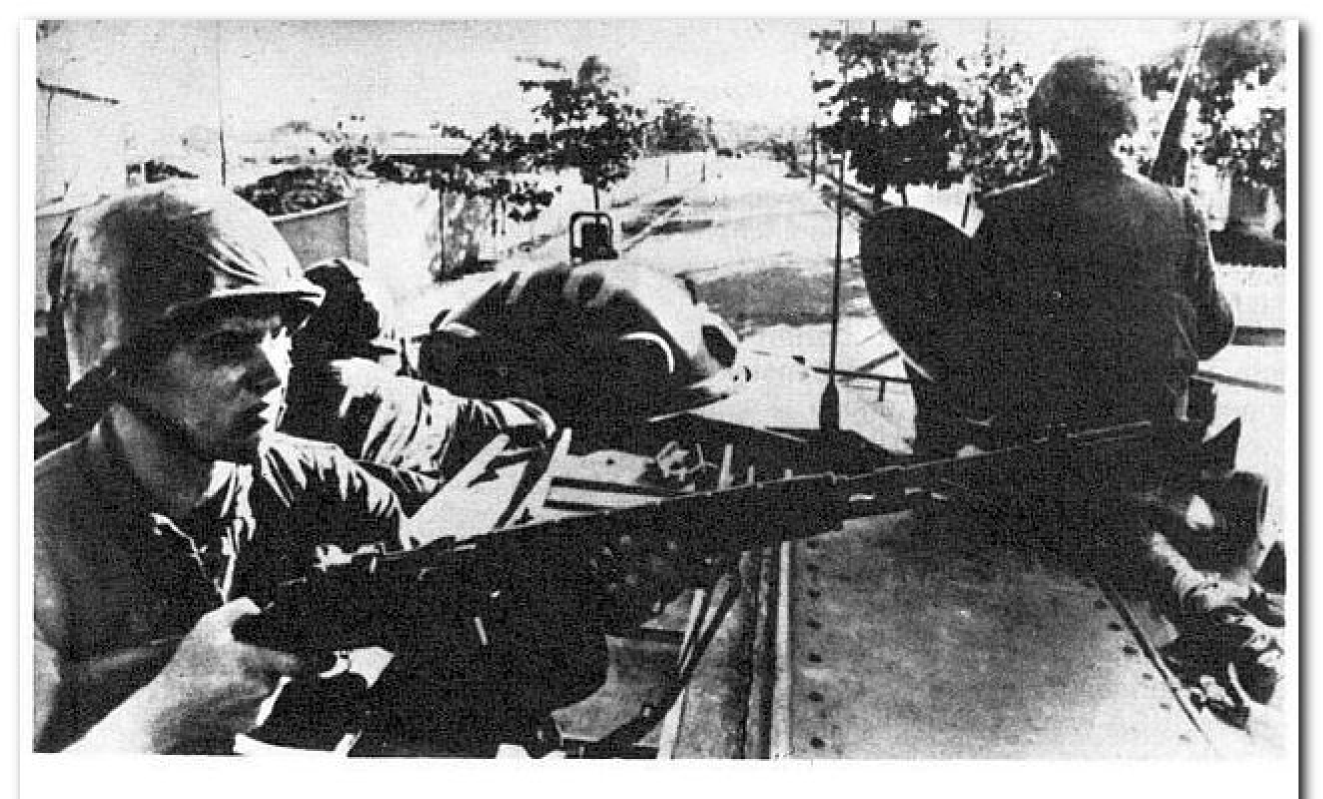
Was bringt eigentlich Jugendliche in den USA dazu, sich freiwillig einem solchen unmenschlichen, erniedrigenden Drill zu un-


... Glatze verpaßt. Dafür muß er zwei Dollar bezahlen

terwerfen? Noch dazu in einer Truppe, die in den letzten Jahren – vor allem wegen des «Vietnam-Traumas» – selbst unter USA-Militärs so in Verruf geraten war, daß sie die Marineinfanterie als überholt erklärten?

Es ist ja eine Tatsache, daß die letzten USA-Marineinfanteristen vietnamesisches Territorium nicht in Siegerpose verließen, sondern an den Kufen eines überladenen Hubschraubers hängend. Doch so hatten sie wenigstens das Glück, nicht zu den 13 000 Marines zu gehören, die die schmutzige USA-Aggression in Vietnam mit ihrem Leben bezahlen mußten. Der Sieg des vietnamesischen Volkes hatte den Glorienschein der «knallharten Supersoldaten», wie Oberst Henry Stackpole als Kommandeur einer amphibischen Landungsgruppe seine Marines bezeichnet, deutlich verblassen lassen. Die Folgen: Laut «U. S. News and World Report» vom 12. Januar 1981 «explosive Spannungen zwischen den Rassen, zunehmender Drogenmißbrauch und ein Rekord an Desertionen»

Doch das bedeutete nicht das Ende des US-Marinekorps. Der Imperialismus braucht solche willfährigen Killer. Die Marines erlebten ihr Comeback, als die Konfrontationspolitiker unter USA-Präsident Reagan ins Weiße Haus zogen. Ja, das US-Nachrichtenmagazin «U. S. News and World Report» vom Februar 1983 sprach sogar vom «Beginn eines goldenen Zeitalters für die Marines». Nicht nur der unter Reagan neu entfachte Nationalismus ist



der Grund. Die Werbebüros können es sich sogar leisten auszuwählen. Es gibt doch genügend arbeitslose Jugendliche im «Land der unbegrenzten Möglichkeiten», die der «gutbezahlte Job» reizt, die die in Aussicht gestellten «Reisen in ferne Länder» oder die wiederaufgekommenen Worte von der «Elite der Nation» locken. Was haben sie sonst für eine Perspektive? An jedem Wochentag verlieren in den USA 300 Menschen ihren Arbeitsplatz ...

Reagan ist mit seinen wieder zum Leben erweckten Marines zufrieden. Rechtfertigten sie doch seine Erwartungen, indem sie am 25. Oktober 1983 in das kleine Grenada einfielen – und dort hausten, wie es schon ihre Vorgänger in vielen Ländern getan hatten. Für Reagan sind sie «Helden», die «schnell und professionell» vorgingen. Der USA-Präsident, der in jüngster Zeit nicht müde wird, sich als «Friedensbewahrer» zu präsentieren, zeigte am 4. November 1983 im Ausbildungslager Camp Lejeune (USA-Bundesstaat North Carolina) sein wahres Gesicht. Die «Baseler Zeitung» stellte daher folgerichtig am 25. Oktober 1983 fest, daß Reagan, dem das US-Marinekorps direkt untersteht, ein Politiker sei, «der zur Fortsetzung der Politik mit den Mitteln des Krieges bereit ist – wenn der Gegner nur schwach genug und der Erfolg sicher ist». Und in den «Ledernacken» hatten die Herrscher des Weißen Hauses schon immer ein willfähriges Instrument für eine solche aggressive Politik. Deshalb sagte ja auch Reagan in Camp Lejeune: «Seit 1775 haben Marines, wie ihr sie seid, die Kraft der Vereinigten Staaten mitgeformt. Eure Rolle ist heute nicht weniger wichtig als in früheren Stadien unserer Geschichte.»

Was lobte der USA-Präsident? Die Kriege, die offenen und versteckten Interventionen und die Droh- und Erpresserrolle des US-Marinekorps, die «wichtig» für die USA-Geschichte seien!

Die blutige Spur der «Ledernacken» rund um den Erdball

An über 300 Kriegen, Aggressionen und militärischen Interventionen sind die Marines seit ihrer Gründung beteiligt gewesen. Meistens als rücksichtslos kämpfende Hauptkraft. Dabei war die Marineinfanterie, am 10. November 1775 ins Leben gerufen, einmal eine progressive Truppe, die

USA-Aggression in der Dominikanischen Republik: «Ledernacken» auf einem Schützenpanzer machen Jagd auf dominikanische Patrioten in den Straßen von Santo Domingo

Härtester Drill soll die Rekruten zu willfährigen Killern für die Interessen des USA-Monopolkapitals machen: oftmals geht dabei die physische Belastung über die Grenze des Ertragbaren, so daß viele zusammenbrechen

gegen die britische Kolonialherrschaft kämpfen sollte. Da die Angehörigen dieser neuaufgestellten Truppe zum Schutz gegen Säbelhiebe lederne Halskrausen trugen, wurden sie bald unter dem Namen «Ledernacken» bekannt. Anfangs hatten sie vor allem an Bord von Kriegsschiffen Kampfaufgaben zu lösen – als Enter- und Prisenkommandos, Scharfschützengruppen oder Geschützbedienungen. Unter dem erstarkenden Imperialismus in den USA änderten sich Auftrag und Kampfesweise der «Ledernacken» jedoch bald. Als Instrument der Interventionspolitik Washingtons gingen die Bordaufgaben zugunsten amphibischer Aktionen zurück. Bereits 1804 intervenierten die Marines das erste Mal. Sie beteiligten sich an Angriffen auf die Festungen Derna und Tripolis, um aufständische Araberstämme brutal niederzuschlagen. Von 1836 bis 1842 zogen sie ihre blutige Spur im eigenen Land – im Kampf gegen die einheimischen Indianer, als die «Ledernacken« mithalfen, diese zu vertreiben und fast auszurotten. Nur vier Jahre später war das Marinekorps Hauptakteur im Krieg zwischen Mexiko und den USA, um im Interesse profitsüchtiger Bodenspekulanten die Vereinigten Staaten «mitzuformen», wie es Reagan für die Nachfolger – die «Helden» von Grenada –

Entwicklung der zahlenmäßigen Stärke der «Ledernacken»

1898	4816	1965	190213
1912	10058	1969	309771
1920	17047	1975	197000
1940	27925	1979	184000
1945	485053	1982	188100
1950	73279	1984	192000
1953	249206	1986 (geplant)	202000
1960	175000	2018[1]	500000

1 Das ist ein «unverbindlicher» Planungsvorschlag des neuen Oberbefehlshabers des US-Marinekorps, General Paul Kelley



«Ledernacken»-Zugehörigkeit – ein Freibrief für Gewalt?

Eine bezeichnende Demonstration, wie in den USA der Begriff «Freiheit» verstanden wird, lieferte ein Gericht in Birmingham (USA-Bundesstaat Alabama) am 30. Oktober 1981. Angeklagt war der 31jährige Louis Lowe wegen zweier bewaffneter Raubüberfälle. Dafür drohte ihm lebenslängliche Zuchthausstrafe.

Dann kam die Urteilsverkündung. Das Urteil lautete – Freispruch! Denn Lowe, so das Gericht, hätte am «Vietnam-Syndrom» gelitten und könnte wegen seines gestörten Seelenzustandes «nicht mehr gut und böse unterscheiden». Die Argumentation von Lowes Anwälten: Der ehemalige Angehörige der Marines, der während des Vietnamkrieges der USA mit sechs Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet worden war, hätte die Überfälle eindeutig «mit Selbstmordabsichten» begangen. Er fühlte sich seinen «Kameraden gegenüber schuldig», weil er im Gegensatz zu vielen von ihnen aus dem Krieg zurückgekommen wäre. So hätte er «gehofft», bei seinen Überfällen getötet zu werden ... Der durch den unmenschlichen psychischen und physischen Drill und die brutale Kriegführung der Marines in Vietnam nach Ansicht seiner Anwälte «seelengestörte» Lowe durfte wieder frei herumlaufen trotz der Raubüberfälle. Leider berichtete die französische Nachrichtenagentur damals nicht, ob weitere ehemalige «Ledernacken» im Gerichtssaal waren. Sie hätten sich freuen – und ungestört einen möglichen Raubüberfall planen und durchführen können. Bei Gerichtsurteil, das praktisch für Ex-Marines einen Freibrief für Gewalt darstellt ...

Teil der brutalen Ausbildungsmethoden, die nicht selten zu Todesfällen führen: Nahkampfausbildung von Mann zu Mann

Bedenkenloses Töten ist ihr Geschäft: während der Ausbildung brüllen die Marines mit verzerrten Gesichtern ihr «Yah! Kill!» heraus und stoßen ihre bajonettbewehrten M-14-Gewehre in die Luft

ausdrückte. Und das hieß: Als Ergebnis des Einsatzes der «Ledernacken» wurden Texas, Kalifornien und ein Teil der mexikanischen Pazifikküste den USA einverleibt. Wiederum nur sechs Jahre später landeten Angehörige der mittlerweile als Elitetruppe für militärische Interventionen glorifizier-



Ein Jagdbomber A-4 M «Skyhawk» der Staffel «Vagabonds» («Vagabunden») beim Abfeuern einer Luft-Boden-Rakete

ten Marines in Shanghai und Kanton, um brutal die bürgerlich-demokratische Bewegung in China zu zerschlagen. 1898 benutzte die USA-Regierung die «Ledernakken», um nach der Versenkung des USA-Kriegsschiffes «Maine» vor Havanna – das war ein ebensolcher inszenierter Zwischenfall wie der angebliche Beschuß von USA-Kriegsschiffen im Golf von Tonking, der für Washington den Anlaß zur Aggression auf die DRV bot – der spanischen Monarchie in wenigen Wochen die Reste ihres Kolonialreiches abzujagen. In der Folge dieses Krieges wurden Hawaii und Puerto Rico annektiert. Das neue Jahrhundert begann für das Marinekorps, wie das alte geendet hatte: Töten für Washington! Die Marines halfen mit, die Philippinen aus einer spanischen in eine US-amerikanische Kolonie zu verwandeln. Entsetzt über die Brutalität der Marines kabelte der Korrespondent des «Philadelphia Ledger» im November 1901 an seine Zeitung: «Unsere Männer waren ohne Erbarmen. Sie haben Männer, Frauen, Kinder und Gefangene getötet nach dem Motto, daß ein Filipino kaum mehr wert ist als ein Hund. Sie haben Salzwasser in Männer hineingepumpt, um sie zum Sprechen zu bringen. Sie haben wahllos Leute abgeknallt und sie ins Wasser geworfen, zur Warnung all jener, die ihre von Kugeln zersiebten Körper weiter flußabwärts finden würden.» Dieser Korrespondent war allerdings eine Ausnahme. Die meisten Soldschreiber des USA-Imperialismus hielten es mit den Redakteuren des «San Francisco Argonaut», die die Meinung der Herrschenden zum Ausdruck brachten: «Die Filipinos beanspruchen ein Land, mit dem Amerikaner sehr viel mehr anfangen können. Sie müssen sich der überlegenen Rasse fügen.»

1918 wurden die «Ledernacken» erstmals gegen die Verteidiger der neuen Gesellschaftsordnung eingesetzt, im Rahmen der imperialistischen Interventionskriege – und mußten ihre erste Niederlage einstekken! 1950, als sie Korea überfielen, um die sozialistische Ordnung zu liquidieren, erging es ihnen nicht anders. 1954 dagegen, als wieder eine Intervention gegen das relativ wehrlose Guatemala befohlen war, weil die Regierung Arbenz den Grundbesitz der «United Brands Company» enteignet hatte, da besetzten die kahlköpfigen Killer das Land in altbewährter Manier: bru-

tal und rücksichtslos. Genauso gingen «Ledernacken» 1958 in Libanon vor, um einen Aufstand gegen das reaktionäre Chamounregime niederzuschlagen. 1965 dann halfen 23000 US-Marineinfanteristen in der Dominikanischen Republik unter dem Vorwand, einer «kommunistischen Verschwörung» zuvorkommen zu müssen, ein «rechtes», den USA freundlich gesonnenes Regime zu errichten. Nach dem gleichen Muster verfuhr man übrigens in Grenada, wo Marines sich als «Helden» beweisen konnten. In Vietnam, wo die an Erfolge gewöhnten «Ledernacken» auch zu siegen gedachten, erlitten sie die bisher schlimmste Niederlage. Insgesamt 85000 Marines waren eingesetzt und 16000 kamen bekanntlich nicht zurück. Die Killermoral erwies sich der Moral sozialistischer Soldaten unterlegen ...

Mehr Personal als das gesamte britische Heer

Von einigen tausend Angehörigen bis zu einer knappen halben Million Mann schwankte die Stärke des US-Marinekorps. Die Tabelle macht deutlich, daß – abgesehen von der Zeit des zweiten Weltkrieges – die Anzahl immer dann zunahm, wenn irgendeine großangelegte Intervention im Gange war. Besonders deutlich wird dies während des schmutzigen Krieges der USA in Vietnam sowie in Korea. Gegenwärtig beträgt der Personalbestand 192000 Mann und ist damit, wie «The New York Times» feststellt, höher, als «das gesamte britische Heer» ausmache. Ihre «1200 Flugzeuge und Hubschrauber» würden «die siebentgrößte Luftwaffe der Welt» bilden. Als vierte Waffengattung neben dem Heer, der Luftwaffe und der Marine ist das Marinekorps eine völlig autonome Truppe mit eigenen Infanterie-, Panzer-, Artillerie- und fliegenden Verbänden. Besonderer Wert wird auf eine hohe Mobilität gelegt, auf große Beweglichkeit, um schnell für die Interessen des USA-Monopolkapitals eingesetzt werden zu können. Als eigenständige Teilstreitkraft ist das Marinekorps durch einen Viersternegeneral auch in dem militärischen Führungsorgan Vereinigte Stabschefs (Joint Chiefs of Staff) vertreten, woraus die Bedeutung ersichtlich wird, die man im Pentagon dieser Interventionstruppe beimißt. Seit dem 1. Juli 1983 ist General Paul Kelley neuer Oberbefehlshaber. Bei seiner Ernennung wurden extra seine «Vietnamerfahrungen» hervorgehoben. Kelley war vorher der erste Kommandeur der «Schnellen Eingreiftruppe» der USA-Streitkräfte. Seine Nominierung als «vietnamerfahrener» Kommandeur der kahlköpfigen Killer kommt nicht von ungefähr. Hatte doch am 15. Mai 1980 der USA-Kongreß einen 63seitigen Bericht veröffentlicht, der die «Empfehlung» enthält, «das Marinekorps in eine Streitmacht zum schnellen Eingreifen umzuwandeln».

Dafür waren rund 50 Milliarden Dollar bereitgestellt worden, unter anderem für die Beschaffung von 336 «neuen Flugzeugen» und 289 «leichten Panzern». Die «neuen Flugzeuge» sind weiterentwickelte Senkrechtstarter Harrier II, von denen die erste Maschine am 12. Januar 1984 vom US-Marinekorps übernommen wurde. Die «leichten Panzer» sind Schützenpanzer LAV-25, eine Entwicklung der Schweizer Firma Mowag, die von General Motors of Canada in Lizenz gebaut werden und teilweise auch schon ausgeliefert sind. Diese beiden Beispiele machen deutlich, daß dieses 50-Milliarden-Dollar-Hochrüstungsprogramm auch in die Tat umgesetzt wird. Schon jetzt verfügt das US-Marinekorps über eine große Ausrüstung von teilweise schweren Waffensystemen, mit denen sogar Kernmunition verschossen werden kann. Der alte Name «Ledernacken», der im Verlaufe der Jahre zum Synonym brutaler Kriegführung geworden ist, blieb – die Bewaffnung indes wurde verändert. Unter anderem sind das: 600 Kampfpanzer M 60-A1, 950 Landungsboote, Geschütze bis zum Kaliber 203 mm, die Kernmunition verschießen können.

Wie extrem und wahnwitzig in Planungsmodellen vorgegangen wird, demonstriert der neue Oberbefehlshaber General Kelley. In einem Interview mit der USA-Rüstungsfachzeitschrift «Armed Forces Journal» vom August 1984 spricht er «unverbindlich» von den «Perspektiven» des US-Mari-

nekorps: Im Jahre 2018 (!) sei eine Stärke von 500 000 Mann geplant.

US-Marineinfanteristen «freuen» sich auf Europa

Drei Marineinfanteriedivisionen gehören zum Marinekorps: zwei sind in den USA, eine ist in Japan stationiert. Also sind die «Ledernacken» eine Truppe, die fernab von Europa zu agieren hat? Vielleicht war das in der Vergangenheit so. Das hat sich jedoch geändert. Bereits am 1. Juli 1975 schrieb die in Paris erscheinende USA-Zeitung «International Herald Tribune» folgendes: «Das Marinekorps, das nach dem zweiten Weltkrieg seine Mission im pazifischen Raum gefunden hat, wird in aller Stille auf ... eine mögliche Rolle in Westeuropa umorientiert.» Nun, inzwischen ist es keine «mögliche Rolle» mehr, sondern eine sehr reale. Die Vorbereitungen begannen bereits zwei Jahre nach dieser erstmals in der Öffentlichkeit geäußerten Neuorientierung: Bisher hatten im Manövergelände der 2. Marineinfanteriedivision in Camp Lejeune «Hootches» gestanden, Hütten, wie sie in südostasiatischen Dörfern stehen. Diese als Angriffsziele nachgebauten Dörfer sind verschwunden. An ihre Stelle ist laut «U. S. News and World Report» vom Oktober 1977 eine «‹Kampfstadt› getreten, mit ihrer Bank, Schule, Kirche und ihren anderen Gebäuden, die denen ähneln, die in Städten ... Westeuropas angetroffen werden. Hier üben die Männer der 2. Marineinfanteriedivision die Taktik der Stadtkriegführung.»

Ein Jahr später begann eine neue Phase der «Neuorientierung». «General, Sir, Sie können immer auf uns setzen. Machen Sie nur von Ihrer Option Gebrauch, uns zu rufen. Wir kommen mit Freude zu Übungen und im Ernstfall.» Der Mann, der das sagte, ist Kommandeur der 4. Amphibischen Brigade des US-Marinekorps. Die großsprecherische Zusage von Brigadegeneral Alfred Gray gegenüber dem damaligen Obersten Befehlshaber Europa der NATO, USA-General Alexander Haig, erfolgte in – Eutin (BRD-Land Schleswig-Holstein). Und zwar während des NATO-Manövers «Bold Guard» («Kühne Wacht») im Herbst 1978. Damals gab es eine Premiere besonderer Art: Erstmalig seit dem zweiten Weltkrieg handelten Teile des US-Marinekorps wieder direkt in Mitteleuropa! Was suchen die «Ledernacken» am Ostseestrand – rund 10000 Kilometer von den USA entfernt?

Antwort darauf gibt der General des US-Marinekorps Louis H. Wilson. In einem Beitrag unter der bezeichnenden Überschrift «Die NATO und das U. S. Marine-Korps» schreibt er in der BRD-Militärzeitschrift «Marine-Rundschau»: «Im Falle eines großen Krieges, in den die Streitkräfte der NATO verwickelt werden, würden mit ziemlicher Gewißheit auch die amerikanischen Landungstruppen in die Kämpfe eingreifen ... Wirft man einen raschen Blick auf die Karte Europas, so erkennt man viele Räume, in denen Landungstruppen zur Überwachung strategisch wichtiger Meeresstraßen eingesetzt werden könnten: den Raum zwischen Grönland, Island und den britischen Inseln, die Zugänge zur Ostsee, die Azoren, Gibraltar und den ganzen Mittelmeerraum ... Durch die Beherrschung dieser Engstellen, deren Nutzung dem Feind verweigert wird, kann die NATO die operative Bewegungsfreiheit des Feindes einengen und die eigene fördern. Daraus folgt, daß die Fähigkeit der Landungstruppen zur Durchführung amphibischer Operationen ... ein wertvoller und wichtiger Faktor für die NATO ist. Längs der Tausende von Meilen, über die sich die Küstenlinie an der Flanke der NATO erstreckt, gibt es geeignete Räume für die Durchführung amphibischer Angriffsoperationen.»

Das aggressive Wesen dieser Kriegsplanung ist eindeutig. Bei «Bold Guard» im Jahre 1978 ist diese Angriffsstrategie bereits geprobt worden. Die Planung sah vor, die «amerikanische Elitetruppe an den Flanken des Bündnisses einzusetzen». Konkret war das im hohen Norden für einen Stoß gegen Murmansk sowie Seeanlandungen gegen das Territorium sozialistischer Ostseeanliegerstaaten! 3000 «Ledernacken» wurden 1982 beim NATO-Manöver «Bold Guard» von der Ostsee aus in

Ostholstein angelandet, um mit «Freude» das in Europa zu proben, was ihnen in Parris Island oder San Diego eingehämmert worden ist: töten, töten, töten!

Deshalb gehören die Killer mit den kahlen Köpfen seit einiger Zeit auch zur strategischen Reserve des NATO-Oberkommandos Europa, womit sich der imperialistische Kriegspakt einmal mehr selbst entlarvt und die «Friedensreden» seiner Militärs in jüngster Zeit Lügen straft.

Abendgebet bei den Marines: «Gott gib uns Krieg»

Daß der anzugreifende Gegner für die Marines nicht irgendwo zwischen Himmel und Erde zu suchen, sondern ganz genau bestimmt ist, machte unlängst zum wiederholten Male ein hoher Vertreter dieser Interventionstruppe deutlich. Am 21. Juni 1984 sprach auf einem Forum an der Seekriegsakademie in Newport (USA-Bundesstaat Connecticut) Generalleutnant Bernhard Trainor. Er erklärte dort ganz offen, daß er einen «begrenzten militärischen Zusammenstoß mit der Sowjetunion» in dieser Generation als eine «fast unvermeidbare Wahrscheinlichkeit» betrachte. Trainor muß wissen, was er im Auftrag der aggressivsten Kreise in den USA sagt, denn er ist stellvertretender Befehlshaber des Marinekorps für Planung und Operationen. Im Grunde genommen bestätigte er nur die Angriffsstrategie, die der Direktor des USA-Marineinstituts in der Zeitschrift «Marine Corps Gazette» vom Februar 1981 schon so formuliert hatte: «Ebenso wie die Marineinfanteristen im Atlantikbereich müssen die im Pazifik verbleibenden Verbände für eine amphibische Kriegführung unter Winterbedingungen vorbereitet sein, vielleicht zur Verteidigung (?!) von Korea oder der nördlichsten japanischen Insel Hokkaido; unter Umständen auch für den Angriff auf eine der Inseln der Kurilen-Kette oder auf Kamtschatka ...»

Am NATO-«Tag X», dem Beginn einer imperialistischen Aggression, sollen dann die «Ledernacken» in schon oft gezeigter brutaler Art und Weise losschlagen, wie sie es bereits in vielen Ländern demonstriert haben. Dafür werden sie psychisch und physisch gedrillt. Nicht umsonst gibt es laut «Frankfurter Rundschau» vom 5. November 1983 im US-Marinekorps ein ständiges Ritual: «Der Soldat geht mit seiner Waffe schlafen, nachdem er folgendes Gebet gesprochen hat: ‹Gott segne das Marinekorps, Gott segne meinen Sergeanten, Gott gib uns Krieg!›»

Eines allerdings scheinen die «knallharten Supersoldaten» nicht gesagt zu bekommen: Schon einmal, 1918, marschierten «Ledernacken» siegessicher in das damals noch junge Sowjetrußland ein – und wurden wieder hinausgeworfen. Wie auch in Korea, wie auch in Vietnam. Und die Zeiten haben sich mittlerweise geändert. Auch die Potenzen des realen Sozialismus.

Sowjetunion – Festung des Friedens

Erich Weinert



Die alte Welt wär lange
Von Beutemachern zerstückt,
Im rauchenden Untergange
In Qual und Blut erstickt.

Es hätten die Großbrandstifter
Schon ihre Lunten in Brand,
Es ließen die Völkervergifter
Die Pest schon aus der Hand.

Es lägen schon Leichenheere,
Zerfressen und entstellt –
Wenn *dieses* Land nicht wäre,
Die mächtige Sowjet-Welt!

Sie hütet des Friedens Sache
Gegen das Räubergezücht,
Sie hält in der Welt die Wache,
Sie hält das Gleichgewicht!

Und sagen die Herrn der Nationen:
Was will denn die Friedenswelt
Mit ihren vielen Kanonen?
Die sind doch zum Schießen bestellt!

Dann sagen wir: Demagogen!
Ihr hättet schon längst das Land
Mit eurem Krieg überzogen
Und seine Fahnen verbrannt!

Wenn *diese* Macht nicht wäre
Und stünde nicht auf der Wacht,
Ihr hättet schon längst zur Galeere
Die ganze Welt gemacht!

Und daß *der* Tag nicht werde,
Drohn die Granaten im Lauf.
Denn dieses Sechstel der Erde
Baut seinen *Frieden* auf!

Als Friedens Waffenschmiede
Bleibt es so lang in Kraft,
Bis einst sein eigener Friede
Den Frieden der *Welt* erschafft!

IN ANGOLA: Aus einem Baustellentagebuch

Jürgen Leskien

Vor sieben Stunden hatten wir Luanda verlassen. Nun, wenige Minuten nach 17 Uhr, sind wir in den Bergen. Endlich angekommen!

«Watokelwapo!» – Guten Abend!

«Das ist es also, das Camp, das «Namibia Health and Education Center», das große Flüchtlingscamp der SWAPO (Südwestafrikanische Volksorganisation von Namibia) in Angola.

Der Posten, der uns auffordert anzuhalten, ist eine junge Frau. Sie trägt ihr Kind im Tragetuch auf dem Rücken. Freudig begrüßt sie meine beiden Begleiter. Dieter und Siggi arbeiten hier im Education-Camp als Lehrer.

Ja, dem Söhnchen gehe es wieder gut, erzählt die junge Frau. Die Diarrhoe habe es überstanden. Nein, es gebe nichts Besonderes. Sie habe Dienst bis 20 Uhr. Natürlich komme sie morgen zum Unterricht ... Erste Stunde Chemie und danach Mathematik ... Alles klar ... Kaleni nawa!

Eine knappe Unterhaltung in getragenem Englisch, die Grußformel in Oshiwambo, versteht sich. Für mich nur einen neugierigen Blick, keine Fragen. Wer mit den DDR-Lehrern kommt, ist ein Freund.

Noch am Abend ins Boys-Camp. Die Jungen schauen neugierig aus den notdürftig aus Plasteabfällen und Gras errichteten Behausungen auf mich Neuankömmling. Es gibt nur wenig intakte Zelte.

Der zukünftige Bauplatz für die sieben Häuser des «Neuen Kindergartens» ist noch von Hütten besetzt, vom Busch überwuchert. Nahe den Palmen sollte die Speisehalle mit der Küche stehen, überlege ich. Dort, wo der Busch am dichtesten ist, ein wenig abseits von der befahrenen Piste, das Haus, in dem die Kinder schlafen werden. Und dort hinter dem riesigen Kassavastrauch die Elektrostation ...

So wird es sein, in einem Jahr, vielleicht schon in acht Monaten ...

20. 8. 83

Der Lagerplatz für das Baumaterial ist vorbereitet, die beiden Zelte, die den Zement vor dem zu erwartenden Regen schützen sollen, sind aufgestellt.

Nicht alle der dreitausend Jungen des Camp akzeptieren die Veränderungen. Heute fand ich drei der Meßpflöcke herausgerissen im Gelände liegen. Wieder rede ich mit den Jungen, wieder zeige ihnen die Zeichnungen, wieder lasse ich sie durch den Theodolit schauen ...

Sehr nahe sind wir nun auch dem Kochplatz des Boys-Camps. Nur ein Streifen Dorngestrüpp trennt ihn vom Bauplatz. Wenn wir morgens mit der Arbeit beginnen, qualmen dort schon die Feuer. Kochen unter freiem Himmel. Vier waschkesselgroße Töpfe stehen mit ihren eisernen Füßen in der Glut. Die diensthabenden Köche versorgen die Feuer mit Holz, rühren mit unförmigen Holzkellen den Brei, fast immer Maisbrei, mit Wasser angesetzt und ein wenig Salz. Seltener schon ist Reis. Große Freude, wenn ein Transport Gefrierfisch aus Luanda hier eintrifft. Fisch gebra-



ten, Fisch gekocht, zwei Tage lang. Die Fische, die nicht sofort verbraucht werden, schlitzen die Jungen auf; gesäubert und aufgeklappt werden sie zum Trocknen auf eine Leine gehängt. Zu Hause, am Rande der Kalahari, trocknet man auf diese Weise Rindfleischstreifen. Daran kann sich der elfjährige Muhometa noch gut erinnern ...

5. 9. 83
Montagmorgen. Wache früh auf, ein wenig irritiert. Es ist noch dunkel, nahe im Busch MPi-Salven. Ganz deutlich Geschützdonner.

Alle in der Unterkunft haben es gehört, aber niemand teilt seine Beobachtungen, seine Empfindungen dem anderen mit. Aus irgendeinem Grund arbeitet der Generator nicht. Auf dem dämmrigen Gang huscht man mit knappem Gruß aneinander vorbei.

Mein letzter Kanten Brot ist verschimmelt, der Docht des Petroleumkühlschranks ist nun völlig heruntergebrannt. Rühre mir den Rest Milchpulver ein, dazu einen Klumpen des gestern für die Woche vorgekochten Reisbreis.

Zeitig fahren die Lehrer zur Schule. Nach vierzig Minuten sind sie wieder zurück. Der Unterricht fällt aus. Größere Gruppen der konterrevolutionären, vom südafrikanischen Rassistenregime und der CIA unterstützten UNITA operieren nahe dem Camp; die Sicherung des Lagers ist jetzt das Wichtigste. Dreißigtausend zwischen Lower Kwanza und dem TB-Camp (Camp für medizinische Betreuung) halten an diesem Morgen den Atem an ...

Tobias und Joe beaufsichtigen ihre kleinen Geschwister

Lucia mit ihren Kindern

Unsere Freunde vom Boys-Camp





Ein wenig verspätet kommt Franz mit dem FIAT, dichtgedrängt auf der Ladefläche stehend die Mädchen der Workers-Brigade. Selbst Piska, Theresa und Morningstar sind dabei – die Arbeit geht also weiter.

Im Education-Camp treffe ich auf Goo-

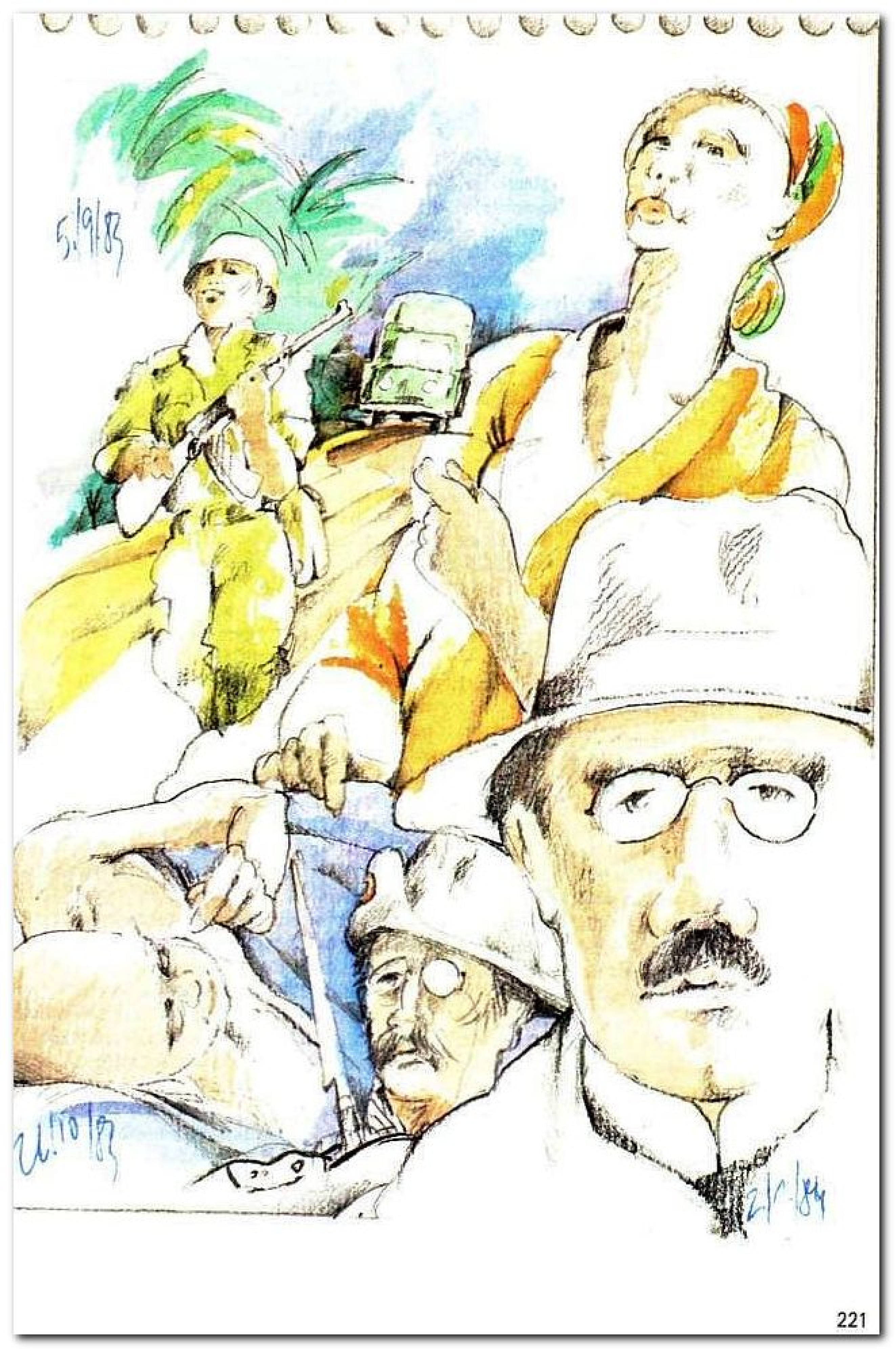


ben. Auch er in Uniform. Wie gestern besprochen, überläßt er uns zwanzig Hacken, eigentlich Geräte für die Bodenbearbeitung in den zukünftigen Schulgärten des Camps, vorerst werden wir damit den Laterit scheibchenweise vom Berg schlagen. Die Hacken sind noch zusammengebunden, ohne Stiele. Aufgabe für den heutigen Tag – Umsetzen zweier Hütten am Rande des Boys-Camp und Anstielen der Hacken.

Vom flachen Hügel der Baustelle kann man deutlich die Abschüsse einer Pak hören. Vereinzelt tauchen Soldaten der PLAN, der Volksbefreiungsarmee Namibias, auf, winken uns zu, verschwinden wieder im Busch. Stahlhelme – ein ungewohntes Bild im Camp. Die Mädchen beobachten mich. Ich versuche, mich auf die Arbeit zu konzentrieren, trotzdem kommt Unruhe auf, bei mir und auch bei den anderen. Hier und da krampfiges Lachen. Plötzlich beginnt Naango zu singen, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Der Text des Liedes in Oshiwambo. Im Refrain wiederholt sich das Wort «ombili». Ombili heißt Frieden.

Kurz vor Feierabend kommt Katanga. Aus dem Auto holt er eine Flasche Palmenwein, Malunga. Für jeden einen Schluck – und dann die Nachricht: Zwischen Calulo und dem Camp wird gekämpft. Nur noch vier Kilometer, meint Katanga. Das ist sehr nahe. Dieser elende Krieg hat uns eingeholt.

Katanga verteilt die letzten Zigaretten. Besorgte Gesichter der jungen Frauen. Marias Hände zittern, als sie die Zigarette weiterreicht. Emilia hockt auf einem Baumstumpf und schält sich mit meinem Taschenmesser einen Itakayer (holzbockar-



tiger Parasit) aus dem Zeh. Scheinbar gleichgültig. Emilia war dabei, als PUMA-Helikopter das Flüchtlingslager Kassinga im Süden Angolas angriffen, ein südafrikanisches Luftlandebataillon mit 14 Hubschraubern. 400 Frauen und Kinder waren sofort tot. Als sich die Maschinen davonmachten, waren es über 800 ... Alexander übernimmt für die kommende Nacht die Wache bei den Werkzeugen. Zwanzig vor sechs kommt Franz mit dem FIAT.

Fahrzeuge der PLAN begegnen uns auf dem Heimweg. Franz jongliert den Wagen vorsichtig vorbei. Wir fahren in einer nicht endenwollenden Staubwolke, werden zusammengeschüttelt. Wie zufällig lehnt sich Elisabeth an, ich halte sie fest, als der FIAT durch den ausgewaschenen Hohlweg springt. Elisabeth sagt, als ich im Old Center vom Wagen steige, kaum hörbar: «Iyaloo, tatekulu ...» Mein Gott, warum nennt sie mich Großvater?

Am Abend für dreißig Minuten Strom, es muß mit Diesel gespart werden, der Nachschub zum Camp ist unterbrochen. Koche Wasser ab, es reicht für fünf Flaschen.

Meine Notizen mache ich dann schon bei Kerzenlicht.

Wie in den Nächten zuvor das Konzert der Zikaden.

Nur selten noch fällt ein Schuß.

20. 9. 83

Schon die zweite Nacht gut geschlafen. Über den Tag die Fundamente fünf und sechs vermessen.

Nachmittags, gegen vier, legt Botswana den Hammer zur Seite und geht mit einer bunten Plastetüte unter dem Arm zur Abendschule ins Education-Camp. Mit zweiundvierzig Jahren wird er lesen lernen, hier im Camp der SWAPO, in das er sich vor vier Monaten mit zerschlagenem Gesicht retten konnte. Er kam aus Namibia. Dort, in der Nähe von Otjiwarongo, war er als Hofarbeiter eines Missionsinternats, dem der deutsche Pfarrer B. vorsteht, für die Sauberkeit der Wege und Aborte zuständig. Er hat es mir in der Mittagspause erzählt, das erste Mal, daß Botswana mir nicht auswich.

Als er mit der Plastetüte unter dem Arm an uns vorbeigeht, steifbeinig, ein wenig verlegen, meint er, mit einem Anflug von Ironie: «Ich will nicht so dumm nach Namibia zurückgehen, wie ich hierhergekommen bin!»

Am Abend Post aus Luanda. Pepetelas «Mayombe» wird nun im Februar bei «Volk und Welt» erscheinen. Ich freue mich mit ihm! Und die «Brigade der Jungen Literatur» in Luanda bereitet die Herausgabe einer neuen Lyrikanthologie vor. Antonnio Cazeros Verse kommen mir in den Sinn. «... ich suche etwas in vergessener Zeit unter der Jahrhunderte währenden Narkose der Raben ...»

Langsam wird's!

23. 9. 83

Wir haben mit den Erdarbeiten für das zweite Fundament begonnen. Auf vierzig Meter Länge mehr als einen Meter Gefälle. Schippen, schippen, schippen – wir arbeiten uns in die grünen Hügel Afrikas hinein ...

Habe mittags nicht die Kraft, geruhsam die Mahlzeit einzunehmen. Schlinge den Maisbrei hinunter, nage den gebratenen, längst kalten Fisch flüchtig ab und saufe wie ein Kamel Wasser in mich hinein. John hat mir ein Stück Wellpappe überlassen, ich breite es neben meiner Pritsche auf dem kühlen Fußboden aus und lass' mich für eine halbe Stunde wie betäubt fallen, bis Franz mich mit der Hupe an den FIAT ruft – auf zur zweiten Hälfte ... und dabei muß ich immer noch Motor sein!

26. 10. 83

Die Erdarbeiten am vierten Fundament gehen weiter. Abtragen, aufschütten, verdichten ...

Um acht Uhr kommt dann doch der Regen über uns. Längst schon war seine Zeit heran, die Bauern wurden schon unruhig, trotzdem – wir waren überrascht. Die Zementzelte sind dicht, die geschippten Gräben leiten das Wasser wie erhofft ab. Von heute ab hat die Zeit ein anderes Maß.

Völlig durchnäßt, auf der Pritsche eines VOLVO stehend, taucht plötzlich Emilia auf. Sie hat heute Aufsicht bei den Kindern der Workers-Brigade.

Marias Junge, der fünfjährige Awena, hat hohes Fieber. Der Arzt war schon da – Malaria. Ich fahre mit Maria und Emilia ins Camp der Workers-Brigade. Für die fünf Kilometer brauchen wir fast eine halbe Stunde. Der Toyota mahlt sich langsam durch den Schlamm, die Scheibenwischer können gegen den Regen kaum etwas ausrichten.

Awena liegt auf seiner Pritsche im großen Zelt, nahe dem Kopfende platschen dicke Tropfen auf den Lehmfußboden. Der Junge lächelt, als er uns sieht, zeigt seiner Mutter die Medikamente. Emilia legt Maria beruhigend die Hand auf die Schulter. Mühsam richtet sich das Kerlchen auf. Es sei wirklich nicht schlimm, versichert er, aber bitte, bitte eine Geschichte! Maria schaut mich kurz an, fängt mit der Hand einen der großen Tropfen auf und beginnt zu erzählen:

«Es war einmal ein nicht mehr so junger Mann, der hatte einen Esel. Der Esel trug den Mann zu den Rinderherden, auf dem Rücken des Esels hatten die Kinder der Familie das erste Mal den heimatlichen Kraal verlassen. Nun aber war der Esel alt, und der Mann wollte ihn töten. Der Esel hörte, wie sein Herr davon sprach. Er lief fort.

Unter einem Köcherbaum traf er einen Hund. Das Fell des Hundes glich der Rinde des Baumes, unter dem er lag – zerschlissen und fleckig. Es war ein Jammer. Der Esel fragte den Hund: ‹Freund, warum liegst du hier im Busch und bist so traurig?›

‹Ich bin aus dem Kraal geflohen, mein Herr wollte mich töten. Er meinte, ich sei alt geworden und fange keine Hasen mehr.›

Der Esel antwortete: ‹Mir geht es auch so. Aber sag, Freund, wovon willst du dich hier unter diesem Baum ernähren?›

‹Drei Tage schon habe ich nichts gefressen›, entgegnete der Hund.

‹So stirbst du bald vor Hunger, Freund. Laß uns an einen Ort gehen, der weit entfernt ist. Nach Amwaanda und Otamazi, nach Etapo und Etilyassa!›

Und während sie gingen, trafen sie eine Katze ... einen Hahn ... Sie kamen nach Amwaanda und Otamazi, nach Etapo und Etilyassa. Der Esel blickte in ein Fenster. Da tadelte ihn der Hund. ‹Du Langohr, was schaust du?›

‹Ich habe gutes Essen gesehen, es steht drinnen auf dem Tisch und würde mir wohl schmecken!›

‹Wenn wir davon essen wollen, laßt uns unsere Lieder singen. Wenn die Leute von Amwaanda und Otamazi, von Etapo und Etilyassa unsere Stimmen hören, freuen sie sich und werden uns bewirten.›

Als aber die Leute von Amwaanda und Otamazi, von Etapo und Etilyassa den ihnen fremden Gesang hörten, liefen sie fort. Esel und Hund, Katze und Hahn aber gingen hinein und fraßen sich satt. Danach legte sich die Katze auf den Tisch, der Hund an die Tür des Hauses, der Esel in den Hof, und der Hahn hockte sich auf die Spitze des Hauses auf das Dach.

Die Leute von Amwaanda und Otamazi, von Etapo und Etilyassa unterhielten sich. ‹Laßt uns gehen und in das Haus schauen!› Einer ging voran.

Als er das Haus betrat, wollte er die Lampe auf dem Tisch nehmen, es waren aber die Augen der Katze, die da leuchteten. Die Katze zerkratzte ihm die Hand.

Er lief hinaus. An der Tür biß ihm der Hund ins Bein. Während er über den Hof sprang, trat ihn der Esel mit dem Huf in den Magen. Als er weiterlief, krähte der Hahn vom Dach.

Bei den übrigen angekommen, sagte er: ‹Wahrlich, da wird man schlecht empfangen! Als ich die Lampe vom Tisch nehmen wollte, zerkratzte man mir den Arm. Während ich fortlief, stach man mir an der Tür mit dem Messer ins Bein. Auf dem Hof dann warf man mit einem Holzklotz nach mir, der traf mich am Bauch. Und der Polizist auf dem Dach des Hauses rief: ‚Haltet ihn! Da ist er! Da ist er!' Ich gehe nicht mehr dorthin.› Und die anderen sagten: ‹Auch wir kehren nicht mehr zurück!› und sie zogen in ein kleines, fernes Land.

Der Esel, der Hund, die Katze und der Hahn aber blieben bis zu ihrem Tode dort wohnen.»

Awena war eingeschlafen. Maria klopfte das Kissen des Jungen zurecht, nickte Emilia zu. Wir fuhren zurück. In Marias Ge-

schichte erkannte ich das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten. Ich erzählte es Maria. Sie schüttelte lächelnd den Kopf. Es sei eine Geschichte aus ihrer Heimat. Ob ich Okankolo kenne, Okankolo nahe dem Fluß Nipele, im Norden Namibias!

Woher sollte ich!

Mit leisem Triumph meinte sie: «Na siehst du! Und außerdem ist es Awenas Lieblingsgeschichte, sie wird ihn wieder gesund machen!»

Die nun schon über ein Jahrhundert währende Anwesenheit europäischer, vor allem deutscher Missionare, Schutztruppler, Farmer und Fabrikanten hat auch die Kultur der Ovambos, der Namas, der Hereros, der Damaras geprägt und prägt sie noch heute. 75000 Weiße zählte man am Anfang dieses Jahres in Namibia, davon 20000 deutscher Zunge. Sie beherrschen 60 Prozent der Wirtschaft des Landes. Die Prachtstraße der Hauptstadt Namibias, Windhoek, heißt Kaiserstraße. Will man von ihr in das große Hotel «Thüringer Hof», passiert man die Göringstraße ...

Es wird auch nach dem Erringen der Unabhängigkeit noch einige Zeit vergehen, bis die afrikanischen Straßen wieder afrikanische Namen haben und die jungen afrikanischen Mütter wieder die Schönheit der afrikanischen Märchenwelt für sich und ihre Kinder entdecken.

Als wir die Baustelle erreichten, hatte der Regen aufgehört.

2.1.84

Montag. Die Arbeit läuft langsam an. Bis sich die Mischtrommeln wieder drehen, brauchen wir eine Stunde Anlauf.

Wir richten das Bett für das siebente Fundament, legen die letzte Bewehrung.

Und immer wieder reden wir über das «Neue Jahr»!

In diesem «Neuen Jahr» jährt sich zum hundertsten Male die Berliner Konferenz. Am 15.11.1884 versammelten sich auf Einladung Bismarcks in Berlin Vertreter der fünfzehn führenden imperialistischen Staaten Europas, einschließlich der Vereinigten Staaten. Sie wollten sich über die Zukunft Afrikas verständigen, so hieß es. Im Verlauf der Tagung wurde Afrika aufgeteilt, willkürlich, mit dem Lineal – wie jeder heute noch sehen kann. Nach dem Einverständnis der Afrikaner wurde nicht gefragt, sie waren gar nicht erst nach Berlin eingeladen worden.

Für die Afrikaner begann die schlimmste Phase der kolonialen Unterdrückung – die schwarze Seele des weißen Mannes offenbarte sich endgültig.

Deutschland wurde offiziell Kolonialmacht; anwesend waren die Deutschen dort unten im Süden schon länger. Bereits 1842 hatte die Rheinische Missionsgesellschaft ihre Tätigkeit in Südwestafrika aufgenommen. Eine Volkszählung im Jahre 1911 offenbarte die Bilanz der deutschen «Schutzherrschaft» in Südwestafrika – von ehemals 80000 Hereros lebten nur noch 15130, von einst 20000 Namas waren nur noch 9781 am Leben ...

Karl Liebknecht kommentierte: «Die Früchte unserer Kolonialpolitik, die wir nach Afrika brachten, heißen Mord, Raub, Totschlag, Syphilis, Schnaps ...»

Das Jahr 1984 war auch Anlaß, über diesen Teil der deutschen Geschichte gründlich nachzudenken ...

Am Nachmittag kommt die erwartete Ladung mit einhundert Sack Zement. Kreuzlahm krieche ich gegen acht in meine Koje. Immerhin gießen wir das siebente Fundament!

13.1.84

D. meinte, die Übergabe der fertigen Fundamente sei ein politischer Vorgang, aber kein diplomatischer Akt.

Neben der SWAPO-Führung seien Schweden, Finnland und die DDR präsent. Ich solle eine Rede halten, nach eigenem Text, zwanglos, ganz in meiner Art, vor dem Abkippen der letzten symbolischen Karre, wenn alle Delegationen anwesend seien ...

Und noch einen Satz zur Anzugsordnung – wie gesagt, politisch, nicht nach dem Reglement der Diplomatie. Also, die zerschrammten, vom Beton gebeizten, die Zehen zeigenden Turnschuhe anziehen, die blaue Arbeitshose, frisch gewaschen, wenn ich es noch schaffen sollte, und das grüne Turnhemd, eben wie jeden Tag.



Gegen Mitternacht, die Kerze ist fast heruntergebrannt, habe ich den Text zu Papier gebracht. Henry hat mehrmals an die Pappwand geklopft, er will schlafen, und das Schreibmaschinengeklapper dröhnt durch den Container. Nebenan streichelt Markuu die Rauna, die Wände sind eben doch sehr dünn ...

Aber nun ist sie fertig, die Rede.

Liebe Genossen und liebe Freunde, ein freudiger Anlaß hat uns heute hier zusammengeführt – mit der letzten Schaufel Beton wollen wir die Arbeit an den Fundamenten des neuen Kindergartens beenden. Auf den Tag genau ist es fünf Monate her, da haben wir mit den Rodearbeiten begonnen, da standen hier noch Hütten und Zelte des Boys-Camps. Diese Arbeit in den vergangenen Monaten ist geglückt, weil die Frauen und Männer der Workers-Brigade Kwanza Sul nach besten Kräften gearbeitet haben, die Arbeit ist geglückt, weil Genossen vom ANC mit Hand anlegten und die angolanischen Freunde uns bei den Erdarbeiten mit ihrem Bulldozer unterstützten.

Auf unserer Baustelle hat sich der Gedanke der antiimperialistischen Solidarität mit dem Volk Namibias im besten Sinne verwirklicht.

Auf Grundlage des Taksvärkki-Projektes haben die Werktätigen meines Landes Zement und Stahl bereitgestellt, sind Baumaschinen aus der DDR und Werkzeuge aus Finnland nach Kwanza Sul gekommen.

Die Zeit der Arbeit war auch eine Zeit des Lernens.

Für Elfriede Mampala ist das Eisenbie-

gen nun kein Problem mehr. Emilia Alweedo und Elisabeth Angula kennen nun fast alle Tricks, wie man eine Betonoberfläche glattzieht, und Matthäus hat mit Erfolg die Gründungsarbeiten der letzten Fundamente selbst in die Hand genommen – ich könnte die Beispiele fortsetzen.

Die Zeit der Arbeit an den Fundamenten war auch eine Zeit der Probleme, ja eine Zeit des Kampfes. Wir haben die Arbeiten nicht unterbrochen, als die von Südafrika ausgehaltene UNITA die Zufahrtsstraße zum Camp direkt bedrohte, als die Banden in Calulo eindrangen, als die Pisten durch den Regen zeitweise unpassierbar wurden, als es kaum Wasser für die Kinder und Frauen gab, geschweige denn für das Mischen von Beton.

Wir haben unsere Arbeit getan, jeden Tag, und die Frauen und Männer der Workers-Brigade standen den Kämpfern der PLAN in dieser Zeit nicht nach.

Bald werden hier die fertigen Häuser stehen, werden Kinder einziehen – unser aller Kinder – sie werden wohnen und heranwachsen unter dem schützenden Dach der Solidarität, sich auf ihre Weise vorbereiten auf ein Leben im freien Namibia.
Es lebe die SWAPO!
Es lebe die antiimperialistische Solidarität!
Der Kampf geht weiter, der Sieg ist gewiß!



Frieda und Alexander auf dem Eisenbiegeplatz

Militär und Miniaturen

Oberst d. R. Peter Pröse

Die Bekanntschaft kulturhistorischer Zinnfiguren zu machen heißt einen Blick in das Kultur- und Sportzentrum der NVA Strausberg werfen.

Berufsoffiziere und Berufsunteroffiziere, gediente Reservisten und Jugendliche, darunter Berufsoffiziersbewerber, aus der Garnisonstadt am Straussee gehen hier einer nicht sehr häufigen, jedoch recht spannenden und lehrreichen Freizeitbeschäftigung nach.

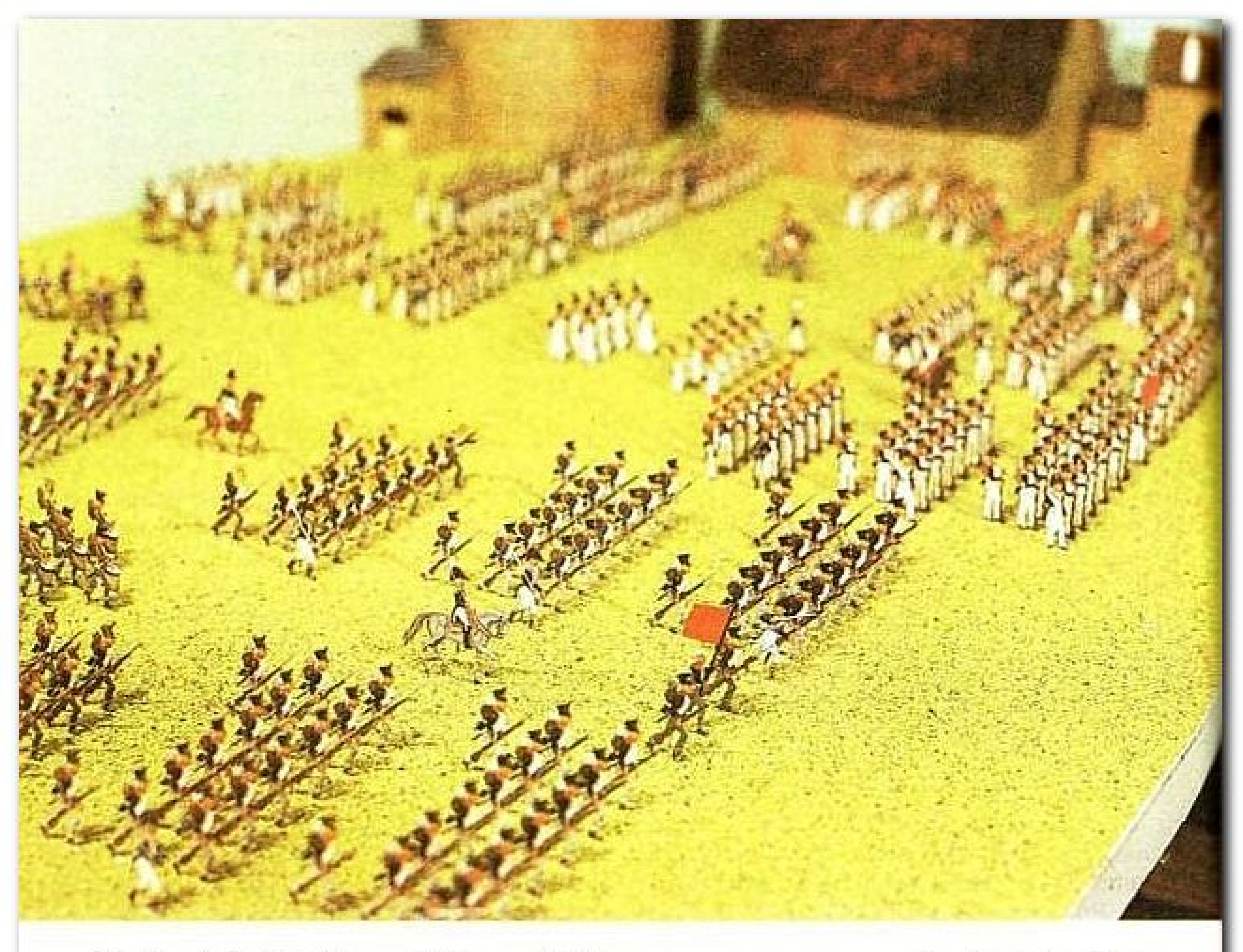
Diese Miniaturen sind kunsthandwerkliche Erzeugnisse und repräsentieren ein weites Feld gesellschaftlicher Entwicklung, der Produktions-, Kultur- und Militärgeschichte. Sie berühren alle Gesellschaftsformationen, Staaten, Völker, Regionen. Sie sind als Abbildungen von Flora und Fauna zu finden.

In ihrer langen Geschichte waren die Zinnfiguren Ausdruck des Volksempfindens für die Erscheinungen der Umwelt, der realen Verhältnisse in Natur und Gesellschaft; ob nun solche Figuren in der Zeit der Jahrtausendwende geschaffen wurden oder in der Jetztzeit: Vor allem der tätige Mensch wurde und wird mit ihnen dargestellt – nicht selten von hervorragenden Zeichnern und Graveuren kunstvoll gestaltet.

In den verschiedenen Arten, also geschaffen als flach-, halb- und vollplastische Figuren oder -gruppen in unterschiedlichen Größen, haben sie noch heute die faszinierende Wirkung, von der einst Goethe tief beeindruckt war, der sich auch Hans Christian Andersen und Joachim Ringelnatz nicht entziehen konnten. Das trifft besonders auf jene flachen Figuren zu, die aus Formen Thüringer Schiefergestein stammen. Gerade er ermöglicht eine schöne, weiche und saubere Gravur. Nicht zuletzt ist es die ästhetisch anspruchsvolle, gewissenhafte, zeitgeschichtlich gesicherte Bemalung mittels vielfältiger Techniken, die diesen Reiz ausmacht; ihr gilt die besondere Sorgfalt der Sammler.

Mit Hunderten, ja Tausenden verschiedenen Figurentypen können Vergangenheit und Gegenwart anschaulich gestaltet werden. Für die Strausberger sind die Zinnfiguren vor allem Gegenstand zur Darstellung militärgeschichtlicher Prozesse und Erscheinungen auf der Grundlage unserer Weltanschauung.

Mit ihrer Hilfe ist es auch möglich, hinter die Geheimnisse der Kriegskunst vergangener Zeiten zu kommen, zu den Wurzeln des Soldatenberufes vorzudringen, militärgeschichtliche, mitunter ökonomische und kulturelle Zusammenhänge zu erkennen. Darin liegt übrigens der Sinn dieser Beschäftigung. Die Zinnfigurensammler müssen sich nicht nur systematisch umfassende Geschichtskenntnisse, sondern tiefgründiges militärisches Wissen aneignen, wenn sie z. B. die Artillerie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart oder die Entwicklung des Pionierwesens gestalten wollen. Bereits Hannibal und Alexander von Mazedonien mußten Flüsse, Pässe, Schluchten und Sperren überwinden. Hatten sie nicht



Französische Bataillonskolonnen beim Vorrücken – Ausschnitt – (Sammlung Amsel/Pröse)

Pioniere bei sich, diese tollkühnen Militärhandwerker, die den Truppen den Weg bahnten? Und es ist durchaus keine verlorene Zeit, wenn man der Struktur eines Linieninfanteriebataillons der sächsischen Armee um 1800 nachspürt, wenn man weiß, wie und wo in der Gefechtsordnung die Feldmusik marschierte, welche Märsche sie spielte, nach welchen Signalen sich die Truppe formierte, wie die medizinische Versorgung und das Veterinärwesen organisiert waren oder welche Uniformen die Rote Armee bis 1935 trug. Scheinbar «längst Vergessenes» wird wieder lebendig.

Wie viele Freunde der Zinnfiguren in unserer Republik setzen sich die Strausberger auf wissenschaftlicher Grundlage mit dem vielfältigen Gebiet der Militärgeschichte auseinander.

Ganz vorn rangieren Themen zur Entwicklung der Taktik, zu uniformkundlichen Fragen, zur Geschichte der Militärmusik, der Waffengattungen, der Spezialtruppen und Dienste, regionale militärische Ereignisse, z. B. die Vertreibung der französischen Garnison durch russische Truppen im Frühjahr 1813 aus Strausberg, und vieles andere mehr. Das heißt aber nicht, daß andere kulturhistorische Themen vernachlässigt würden. So befinden sich in den Strausberger Sammlungen Figuren zur Urgeschichte der Menschheit, der Sklavenhaltergesellschaft, der Feudalepoche, zahlreiche Figuren und Serien mit revolutionärem Hintergrund, begonnen bei den Hand-





Lützower aus der Serie: Körner liest aus seinen Werken (Sammlung Pröse)

Fahnen in den Befreiungskriegen (Sammlung Meyer)

werker- und Plebejeraufständen des Mittelalters, der Bauern in den Auseinandersetzungen von 1525, der französischen bürgerlichen Revolution, der Ereignisse in Deutschland um 1848/49, der Pariser Kommune, der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und der Novemberrevolution, des Spanienkrieges und noch vieles.

Aus dieser Aufzählung geht hervor, daß die Sammler nicht nur unterschiedliche Zeiten interessieren, sondern auch unterschiedliche Inhalte. Dabei ist der eine im Besitz eines ziemlich umfangreichen Figurenfundus, der andere aber legt Wert auf Einzelfiguren, z. B. prächtig bemalte Feldzeichen und Fahnen aller Zeiten.

Besonderes Augenmerk gilt der Geschichte der NVA. Erste Serien von Zeichnungen, Vorarbeiten für die Gravur von Zinnfigurentypen, sind den Themen «Übersetzen» und «Luftlandung von mot. Schützen» gewidmet. Serien, wie «Vorbeimarsch am Regimentskommandeur», «Gefechtsausbildung von mot. Schützen» und «Vereidigung», sind in Vorbereitung.

Das Interesse am Militärwesen ist es also, was im wesentlichen den Inhalt der Sammlungen und die Tätigkeit der Strausberger bestimmt. Höhepunkte ihrer Tätigkeit im Zirkel sind regelmäßige Ausstellungen. Sie tragen dazu bei, die Arbeiten und Sammlungen auch der Öffentlichkeit als pädagogisches oder museales Anschauungsobjekt zu zeigen. Sie können als Unterrichtsmittel an Offiziershochschulen dienen. Sie werden u. a. in Dioramen (in die

Tiefe gebaute Schaubilder vor gemaltem Hintergrund), Aufstellungen auf Tischen, Schaurahmen oder -kästen der verschiedensten Art vorgestellt.

Hier ein Beispiel für die Gestaltung der Prinzipaufstellung: «Gefecht zwischen einer französischen Liniendivision und einer preußischen Truppenbrigade 1813». Sie ist mit Flachfiguren der internationalen Nenngröße 30 mm Augenhöhe (Fußfiguren) aufgebaut. Diese Großaufstellung veranschaulicht im Verhältnis 1:10 der tatsächlichen Truppenstärke die allgemeinen taktischen Grundsätze der französischen Armee und die Berücksichtigung ihrer Kampfesweise durch die preußische Armee nach der Heeresreform, die bekanntlich unter dem maßgeblichen Einfluß Scharnhorsts verwirklicht wurde.

Ersichtlich ist hier, daß die Franzosen in der Regel in Bataillonskolonnen ihren Angriff vortrugen. Er wurde durch Schützen in geöffneter Ordnung und durch Artillerie vorbereitet. Die französische neue Taktik stützte sich auf die Verbindung des Bajonettangriffs mit dem Feuer und der Kolonnen mit der geöffneten Ordnung. Der Bajonettangriff entschied den Ausgang der Schlacht, und die Kolonnen erwiesen sich als der entscheidende Teil der Gefechtsordnung der Truppen.

Geboren in den schweren und hartnäckigen Abwehrkämpfen, zerschlugen bereits die Truppen der jakobinischen Diktatur den Widerstand der äußeren und inneren Feinde. Die französische bürgerliche Revolution schuf neue Methoden der Führung des Krieges und des Gefechtes. Sie beeinflußte so die Entwicklung der Kriegskunst in anderen Ländern, darunter in Preußen und Rußland. Die preußische Truppenbrigade, bestehend aus Infanterie mit ihren Schützenanteilen und Jägerformationen sowie selbständigen Grenadierbataillonen, bestehend aus Kavallerie und Artillerie, war 1812/13 eine Reaktion auf die überlegene Taktik französischer Revolutionsheere. Sie wurde bekanntlich von Napoleon meisterhaft genutzt und war eine militärische Grundlage seines Siegesmarsches durch Europa.

Diese Sachverhalte werden dem Betrachter auf 18 bis 24 m² verständlich gemacht.

Ein weiteres Beispiel ist eine sehr umfangreiche Artilleriesammlung im Maßstab 1:30. Sie bietet mit etwa 30 Kriegsmaschinen, Schleudern, Ballisten und Geschützen sowie 100 vollplastischen Figuren, historisch präzise gestaltet, was Form und Bemalung der Figuren sowie die «Kampftechnik» betrifft, einen Gesamtüberblick der wichtigsten Abschnitte artilleristischer Entwicklung in unserem Jahrtausend bis zum 18. Jahrhundert.

Unsere Bilder veranschaulichen den Sachverhalt des Übergangs von mechanischen Fernkampfwaffen zur artilleristischen Feuerwaffe und die Herausbildung der Artillerie als Waffengattung im Bestand stehender Heere.

Sicher ist, daß diese Sammlung weiter wachsen wird, damit immer wieder neue Gesichtspunkte der Waffenentwicklung aufgegriffen werden können.

So wird laufend ergänzt, und mit immer wieder neuen Erkenntnissen und Wissen um die Sache wachsen auch die Pläne für neue Vorstellungen in der Öffentlichkeit. Ein anspruchsvolles Hobby, das zudem noch Kenntnisse für den Umgang mit Farben erfordert und manches Modellbau- und Basteltalent entwickeln hilft. Neben seinen umfassenden Geschichtskenntnissen muß der Sammler auch Wissen um Architektur, Produktionsweisen, Flora und Fauna aufweisen.

Zahlreiches Material in Form von Büchern, Auszügen aus Büchern, Plänen, Bildern, Karten usw., besonders uniform- und waffenkundliche Unterlagen, sind notwendige Quellen, auf die der Sammler kulturhistorischer Zinnfiguren nicht verzichten kann. Der Nutzen liegt aber zweifellos nicht nur darin, daß spezielle Interessen befriedigt werden. Im Verlaufe der Zeit bilden sich bei den Freunden der Zinnfigur nicht selten sehr gut informierte Spezialisten heraus, die in Teilbereichen dem Militärhistoriker, dem Regionalgeschichtswissenschaftler, dem Ortschronisten und anderen historisch interessierten Bürgern so manchen Hinweis und Ratschlag geben können, z. B. der DEFA oder dem Fernse-

Artillerie: Torsionsschleuder um 1400 (Sammlung Albrecht)

Bogenschleuder 14. Jahrhundert (Sammlung Albrecht)

hen der DDR bei der uniformkundlichen Ausstattung eines Films. Es war Ehrensache für die Arbeitsgemeinschaft, anläßlich der 750-Jahr-Feier der Kreis- und Garnisonstadt Strausberg mit Schaubildern zur Stadtgeschichte einen stark beachteten Beitrag für das Jubiläum zu leisten.

Die Beschäftigung mit der Zinnfigur erzieht zur Gründlichkeit und Ausdauer. Sie hilft, die Liebe zum Militärberuf zu wecken, seine gesellschaftliche Notwendigkeit bewußter zu begreifen und vor allem Lehren aus der Geschichte für das Heute zu ziehen.

Blide (Gegengewichtsschleuder) 15. Jahrhundert (Sammlung Albrecht)

Federschleuder Anfang 16. Jahrhundert (Sammlung Albrecht)

Bombarde (Legstück) Anfang 16. Jahrhundert (Sammlung Albrecht)

Geschütz der kurbrandenburgischen Artillerie um 1680 (Sammlung Albrecht)

Operation Omega

Dr. Fred Mercks

Der tropische Morgen beginnt an diesem 16. Januar 1977 mit gewohnter feierlicher Stille. Über dem Land liegt eine leichte neblige Dunstschicht. Die langgefächerten Blätter der Kokospalmen wiegen sich im leichten Wind, der vom Atlantik her weht. Ein leises Brummen wird zunächst von keinem bemerkt. Erst als das Geräusch in Dröhnen übergeht und sich am Horizont die Silhouette eines Flugzeugs abzuzeichnen beginnt, blickt vielleicht der eine oder andere auf.

Die Angestellten des internationalen Flughafens von Cotonou, die gerade ihren Nachtdienst beenden, wundern sich. Jetzt, um 7 Uhr, wird doch keine Maschine erwartet. Der Kontrollturm ist nicht besetzt. Zoll- und Gepäckabfertigung öffnen gewöhnlich erst gegen 10 Uhr, aber heute, am Sonntag, ist überhaupt kein Flugbetrieb auf dem Airport der Hauptstadt von Benin vorgesehen.

Doch noch ehe sich jemand besinnen kann, setzt das unbekannte Flugzeug zur Landung an. Der Pilot muß offensichtlich gute Ortskenntnis besitzen, daß er es wagt, ohne Einweisung auf der Piste niederzugehen.

Die DC 7 rollt mit überhöhter Geschwindigkeit, so, als hätten es die Insassen besonders eilig. Auf dem Platz vor den Abfertigungsgebäuden dreht sie kurz bei, und schon öffnet sich die Tür. Ein Flugzeuginsasse ruft gestikulierend nach einer Gangway.

Einer der Flughafenangestellten vermutet einen Notfall und rollt mit der auf einen Elektrokarren montierten Treppe an die Maschine heran.

Dann vollzieht sich alles in Sekundenschnelle. Leute mit grün-gelb-braun gefleckten Uniformen kommen aus der Luke: Zwei, drei, zehn, ein paar Dutzend – niemand vermag die Männer in diesem Moment zu zählen.

Sie halten ihre MPis im Anschlag, und treppabwärts laufend, schießen sie in alle Richtungen.

Am Kontrollturm zersplittern die Glasscheiben. Am Flughafengebäude markieren die Garben gestrichelte Linien auf dem gelben Rauhputz.

Tote und Verletzte liegen in Blutlachen auf dem Rollfeld.

Aus dem Bauch der DC 7 stürzen weitere Bewaffnete. Sie richten ihre Wafffen auf die wichtigsten Gebäude. Ein abgestelltes Militärfahrzeug geht, von einem Geschoß getroffen, in Flammen auf. Diesen Zielfehler bereuen die Eindringlinge wenig später; denn sie brauchen dringend Fahrzeuge. Sie wollen möglichst schnell ins Zentrum der Stadt gelangen.

Ein paar Männer bleiben bei der startbereiten Maschine zurück. In drei Gruppen setzen sich die anderen etwa 100 Söldner, ungefähr 20 Afrikaner und 80 Europäer, in Marsch.

Sie hasten rechts und links der Uferstraße entlang in Richtung Cotonou. In dem hohen Sumpfgras am Meeresufer und hinter den übermannshohen Kakteenbü-

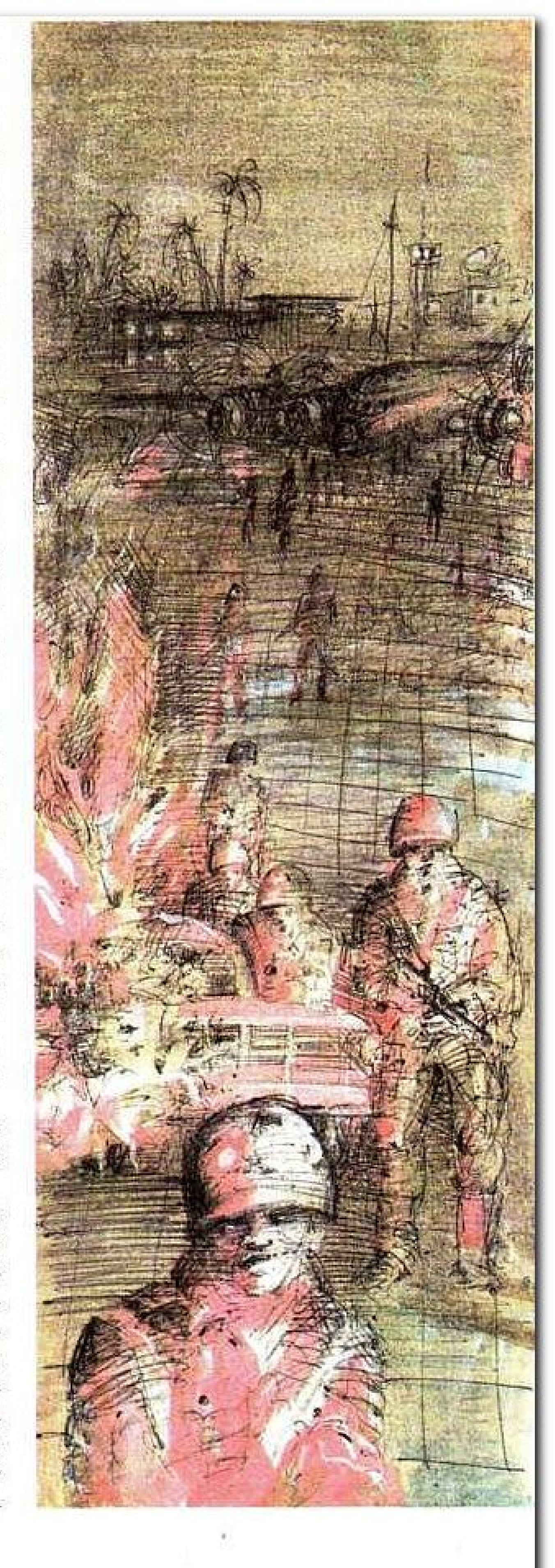
schen finden sie ausgezeichnete Deckung.

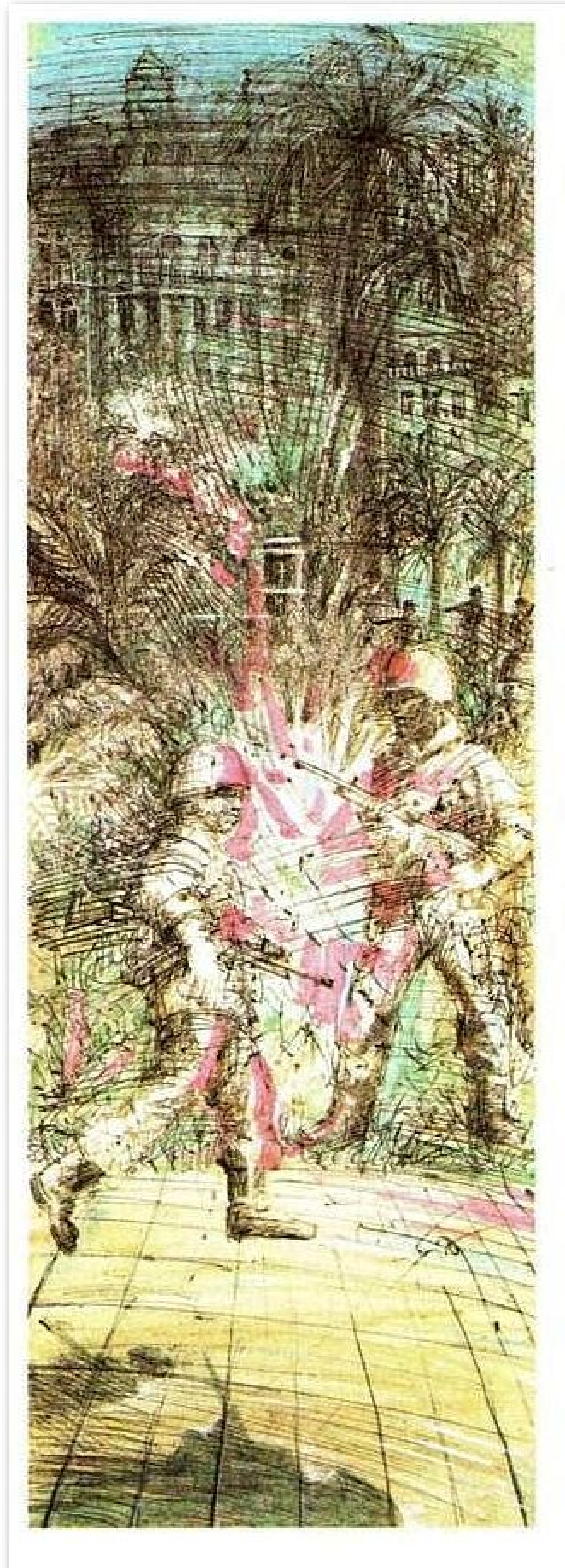
Nach einer knappen Stunde sind sie bereits am Ziel. Sie verschanzen sich um den Präsidentenpalast. Die einen postieren sich in der Kongreßhalle, die zweite Gruppe stationiert ihre Raketenwerfer auf dem Dach des Appartementhauses, die dritte Gruppe nimmt ihr Ziel von dem weiträumigen Gelände des Touristenhotels «Croix du Sud» ins Visier. Einer der zahlreichen Bungalows im Kokospalmenwald dient den Gangstern als Kommandozentrum. Mit Funkgeräten verständigen sich die Söldnergruppen, und als der Anführer, der ehemalige Offizier der französischen Armee Gilbert Bourgeaud, den Feuerbefehl erteilt, wird die Bevölkerung jäh aus ihrem sonntäglichen Morgenschlaf gerissen. Am Präsidentenpalast zerbersten die Scheiben, splittern die mit gelblichen Kieselsteinen besetzten Außenfassaden. Raketengeschosse zertrümmern die massive Betondecke genau an der Stelle, wo sich das Schlafzimmer des Präsidenten befindet.

Die Söldner brechen in Jubel aus. Sie haben gut gezielt. Der Präsident kann dieses konzentrierte Feuer nicht lebend überstanden haben. In wenigen Minuten werden sie den Palast stürmen, alle Wachen niedermetzeln. Dann kommt die vorbereitete Erklärung über den Rundfunksender, daß der Kampf «zur Befreiung und Wiedererrichtung Dahomeys» erfolgreich vollzogen worden sei. Die Aktion, die den Beteiligten unter dem Codewort «Operation Omega» bekannt ist, läuft wie geplant. Jetzt wird sogleich der Befehl Hauptmann Bourgeauds zum Sturmangriff kommen.

Doch während die Söldner in Bereitschaft verharren, trifft sie völlig unerwartet Gegenfeuer aus dem Präsidentenpalast.

Der bereits totgeglaubte Präsident sitzt zu diesem Zeitpunkt mit dem Generalstab zusammen, um die Abwehr des heimtückischen Überfalls zu leiten. Ruhig, aber konsequent und bedacht erteilt Mathieu Kerekou, der Präsident der Volksrepublik Benin und Chef der Militärregierung, seine Befehle. Alle wissen, wie gefährlich der Gegner ist. Es ist bereits der fünfte Anschlag von Söldnerbanden innerhalb weniger Jahre auf diesen jungen antiimperialisti-





schen Staat, dessen politischer Grundkurs der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft ist.

So trifft diese erneute Attacke die Genossen in Cotonou nicht völlig unvorbereitet, wenngleich die Angriffszeit – ein Sonntagmorgen – den Söldnern einige taktische Vorteile verschafft hat.

Der Sender Cotonou «Stimme der Revolution» ruft die Bevölkerung auf, sich zum Kampf gegen die Eindringlinge zur Verfügung zu stellen.

Straßensperren und Barrikaden werden in Windeseile errichtet, die wichtigen Verkehrsverbindungen von Soldaten und Beauftragten der Jugend- und Frauenorganisationen kontrolliert. Soldaten übernehmen den Schutz der öffentlichen Gebäude. Arbeiter besetzen die verstaatlichten Betriebe. Da zu diesem Zeitpunkt noch niemand genau weiß, wie stark der Gegner ist, wo er sich überall befindet und welche Pläne er hat, heißt es, möglichst viele Stellen in der Hauptstadt zu sichern.

Die Söldner werden in ihren provisorischen Stützpunkten vom konzentrierten Feuer der Präsidentengarde getroffen. Mühsam gelingt es ihnen, ihre Verwundeten zu bergen und zum Flugzeug zu schleppen. Auf dem Wege zum Airport schießen sie wild um sich, zielen da und dort auf öffentliche Gebäude und Botschaften, um die Fluchtroute frei zu halten.

Knapp drei Stunden nach dem Einfall sind die Söldner wieder am Ausgangspunkt ihrer heimtückischen Attacke, nur noch von dem Gedanken besessen, so schnell wie möglich den Ort ihrer Verbrechen zu verlassen.

Kaum sind sie an Bord, rollt auch schon die Maschine zum Start. Einer der afrikanischen Söldner kommt noch über das Flugfeld gerannt, schreit, gestikuliert, will die rettende Luftinsel noch erreichen. Doch seine Kumpane denken nur an die eigene Haut.

Als der Pilot gegen 10 Uhr startet, wird der Söldner von dem Ausstoß der Düsentriebwerke erfaßt und zu Boden gerissen. Herbeieilende Soldaten der Volksarmee nehmen ihn gefangen.

Seine späteren Aussagen wie auch alle

am Tatort zurückgelassenen Waffen und Ausrüstungen legen eindeutig Zeugnis davon ab, wie der französische Imperialismus und einige ihm hörige reaktionäre Regimes in Afrika mittels gekaufter Landsknechte erneut versucht haben, die Revolutionsregierung zu stürzen.

Eine von den Vereinten Nationen eingesetzte internationale Untersuchungskommission stellt eindeutig fest, «daß die Volksrepublik Benin Ziel eines bewaffneten Angriffs durch ein Kommando war, das am 16. 1. 1977 auf dem Flughafen von Cotonou niederging. Vorrangiges Ziel der Invasionskräfte war der Sturz der gegenwärtigen Regierung Benins.»

Genau ein Jahr nach diesem Anschlag auf die Volksrepublik Benin findet in Cotonou eine bedeutsame internationale Konferenz statt, bei der Delegationen aus über 40 Staaten der Erde sowie Vertreter der UNO und anderer wichtiger internationaler Organisationen das imperialistische Söldnertum untersuchen und anklagen.

Im großen Saal des Präsidentenpalastes sehen die Delegierten, unter denen sich eine Abordnung des Solidaritätskomitees der DDR befindet, die unwiderlegbaren Beweisstücke der Söldnerinvasion. Wir hören aus dem Munde des Gefangenen Ba Alpha Oumar, wie dieser Anschlag bis ins Detail vorbereitet wurde. Man beweist, daß multinationale Banken die Aktion finanzierten und der Chef der Bande enge Kontakte zum französischen und zu anderen imperialistischen Geheimdiensten unterhielt. Den vorgesehenen Präsidenten und eine Regierung hatte man ebenfalls bereits an Bord der DC 7. Sie rekrutierte sich aus Anhängern des früheren prokapitalistischen Regimes von Dahomey, das durch die Revolution vom 30. November 1975 gestürzt worden war.

Die internationale Konferenz gegen das Söldnertum solidarisierte sich völlig mit der Volksrepublik Benin und allen Völkern, die gegen das imperialistische Söldnertum als eine reaktivierte Waffe neokolonialistischer Politik des Imperialismus kämpfen.

In ihrer Abschlußdeklaration unterstrichen die Konferenzteilnehmer die Bedeu-



tung der OAU-Konvention und anderer internationaler Dokumente für den erfolgreichen Kampf gegen die imperialistischen Söldneraktionen und appellierten an alle fortschrittlichen Kräfte, ihn mit allen Mitteln zu unterstützen.

Präsident Mathieu Kerekou hatte zur Eröffnung der Konferenz erklärt, «daß das Söldnertum eine allgemeine und direkte Bedrohung für unseren jungen Staat darstellt, und mehr noch, das Söldnertum ist eine ernste Herausforderung für die Sicherheit der Staaten, für die Demokratie und den Frieden in der Welt».

Diese Ermahnung wurde inzwischen auf vielfältige Weise bestätigt. Sie gehört zur täglichen Erfahrung der von Rassismus, Apartheid und Kolonialismus unterdrückten Völker Südafrikas und Namibias. Aber auch die Länder, die an die rassistischen Staaten angrenzen, sind ständig von blutigen Überfällen imperialistischer Söldnerbanden bedroht.

Auszug aus: «Auf der Straße des Todes»

Die schönste Zeit

Nazim Hikmet gewidmet

Reiner Bonack

Die schönste Zeit ist jene,
die wir noch nicht durchlebten,
die wir uns vorstellen
als eine Zeit,
in der die tödlichen Waffen
nur noch Erinnerung sind.
Die schönste Zeit ist jene,
die wir durchleben,
daß dies geschieht.



Ein Lied verkündet das Morgen

Heinz Hentschke

1935 wurde ich wegen antifaschistischer Arbeit zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Vierzig Monate davon verbrachte ich als Moorsoldat im Emsland.

Meine «Beförderung» ins Moor geschah im April 1937. Aus dem Zuchthaus Luckau wurde ich mit weiteren sechshundert Häftlingen in Eisenbahnwaggons verfrachtet und über Berlin und Hannover nach Dörpen gebracht.

Bewaffnete Posten prügelten uns aus den Wagen, jagten uns über Gleise zu den Loren einer Feldbahn, die sonst Torf transportierte. Als sämtliche Gefangenen auf die Loren getrieben waren und die Posten ihre Plätze bezogen hatten, fuhren die Feldbahnen endlich ab.

Zunächst durchquerten wir ein dürftiges Kiefernwäldchen, dann begann die Moorlandschaft. Die Fahrt durch die trostlose Einöde wurde mir zur Ewigkeit. Es ging immer nur geradeaus, zwischen einer schnurgeraden Straße und einem schnurgerade verlaufenden Kanal, dem Dörpener Küstenkanal, entlang. Rechts und links das gleiche trostlose Bild. Nichts als Öde, Öde und nochmals Öde. Kein Dorf, kein Baum, nur hier und da Strauchwerk. Nicht einmal ein Vogel war zu sehen oder zu hören. Moor, nichts als Moor.

Mein Rücken brannte von den Schlägen. Der Kopf war mir zum Zerspringen. Das Blut hämmerte in den Schläfen. Ich sah mir die Posten genauer an. Da saßen diese blutjungen SA-Männer, in warme Tuchmäntel gehüllt, die Sturmmützen tief ins Gesicht gezogen. Sie scherzten und lachten, als sei nichts geschehen.

Einer der Posten bemerkte, daß ich ihnen mein Gesicht zugekehrt hatte. Sogleich brüllte er los: «Nimm deine dreckige Schnauze gefälligst nach vorn!» Dabei fingerte er am Abzughahn seines Karabiners.

Ich drehte mich um und sah wieder auf die abgehärmten Gestalten meiner Mitgefangenen.

Die feuchte Kälte griff mit eiskalten Fingern nach uns mangelhaft Bekleideten. Sie duckte uns schließlich nieder. Wir kauerten zusammengesunken in den Loren. Einer suchte Schutz und Wärme beim anderen, ähnlich wie es Herdenvieh in solchen Fällen tut. Als solches wurden wir von den Nazis auch behandelt. Bisweilen stöhnte ein Kamerad; der Schmerzenslaut vermischte sich dann mit dem Geräusch der Lorenräder.

Immer noch rollten wir dahin. Die Düsterkeit des Moores verwob sich bereits mit der heraufziehenden Nacht. Erst nach Mitternacht erreichten wir das Lager II im Aschendorfer Moor.

Die Faschisten hatten mehr als ein Dutzend Strafgefangenenlager im Emsland, nahe der holländischen Grenze, angelegt. Die Häftlinge vegetierten dort unter unmenschlichen Bedingungen. Tagaus, tagein, sommers wie winters, bei jeder Witterung zogen die «Moorsoldaten», nur notdürftig bekleidet, mit Hacke und Spaten hinaus; sie sollten das öde Land urbar machen. Zu der schweren Erdarbeit kamen

Hunger, Kälte oder sengende Hitze und vor allem die körperlichen und seelischen Mißhandlungen durch die Aufseher. Sie quälten und demütigten die Häftlinge und folterten sie oft zu Tode. Kein Wunder, daß viele verzweifelten und in Lethargie verfielen. Manche nahmen sogar Selbstverstümmelungen vor; sie schluckten beispielsweise Nägel, Schrauben oder andere Metallteile, nur, um der Hölle im Moor zu entkommen.

Wir Kommunisten ließen uns selbst hier nicht unterkriegen. Den scharfen Augen unserer Peiniger zum Trotz bauten wir eine illegale Parteileitung auf, die Hilfe und Unterstützung für kranke und besonders gefährdete Häftlinge organisierte. Manchmal konnte schon ein aufmunterndes Wort für einen verzweifelten Kameraden eine unschätzbare Hilfe sein. Oder gar ein aufrüttelndes Lied.

Singen war uns nicht verboten; nur verlangten die Aufseher, daß wir ihre Nazilieder sangen. Am liebsten hörten sie das schmissige «Wir sind stets Soldaten ...»

«Man müßte einen anderen Text zu dieser Melodie erfinden», meinte eines Tages Willy zu mir. «Den könnten wir dann im Lager singen, ohne Furcht, dabei aufzufliegen; die Posten würden das sicher kaum bemerken.» Willy (August Baumgarte aus Hannover) gehörte zur illegalen Parteileitung des Lagers II.

«Dein Gedanke ist gut», pflichtete ich ihm bei. «Aber wer soll einen neuen Text verfassen?» «Na, du selbstverständlich!» Für Willy schien alles klar zu sein.

«Warum denn gerade ich?» fragte ich verblüfft. «Ich bin doch kein Dichter!»

«Du bist Schriftsetzer, und außerdem warst du im Internationalen Arbeiterverlag tätig. Du mußt also Ahnung vom Dichten haben. Der Umgang mit Schriftstellern muß doch bei dir abgefärbt haben.» Ernst fügte Willy hinzu: «Bitte, versuche es.»

Ich durfte die Genossen nicht enttäuschen.

In den nächsten Tagen war ich nicht ansprechbar. Das Geraune meiner Kameraden drang wie aus weiter Ferne an mein Ohr. Selbst auf dem Heimweg zum Lager sann ich über den Liedtext nach, fügte Worte zu Sätzen und Sätze zu Strophen, verwarf vieles wieder, begann aufs neue ...

Schließlich hatte ich drei Strophen zustande gebracht. Ich paßte eine günstige Gelegenheit ab, da sich in der Waschbaracke nur Genossen aufhielten. Dort zeigte ich Willy und Albert – er war Bergarbeiter aus Bottrop – mein Werk. Ich hatte es nachts, auf meinem Elendslager sitzend, bei Scheinwerferbeleuchtung auf einen Fetzen Papier von einer Kunstdüngertüte gekritzelt:

Wir sind Moorsoldaten,
wir tragen das schwarze Kleid.
Wir sind Kameraden,
allzeit in Einigkeit.
Die Schippe und den Spaten,
führ'n wir mit harter Hand, ja harter Hand,
wir kuhlen, wir graben
im öden Emserland.
Wir kuhlen, wir graben,
wir bauen Weg und Pfad;
so manch' Entwäss'rungsgraben
zeugt stumm von unsrer Tat.
Bei Sonne und bei Regen,
bei Schnee und Sturmgebraus,
ja Sturmgebraus,
da stehen wir verwegen
und halten's mutig aus!
Wir stehen verwegen,
solang der Zwang uns hält.
Sobald sich Kräfte regen,
die kämpfen, bis Hitler fällt.
Dann lassen wir das Kuhlen sein.
Dann sind auch wir befreit, ja wir befreit.
Dann findet die Fahne
uns wieder bereit.
Dann lassen wir das Kuhlen sein,
dann sind auch wir befreit, ja wir befreit.
Dann baun wir gemeinsam
an einer neuen Zeit!

Willy und Albert lasen den Text aufmerksam durch. Dann meinte Willy: «Soweit ist das neue Lied ja in Ordnung, bis auf den letzten Vers. Den zu singen, habe ich starke Bedenken. Von wegen: ‹Kämpfen, bis Hitler fällt.› Mann, das kann den Kopf kosten.»

Albert war derselben Meinung. Aufmun-

ternd sagte er zu mir: «Nun fabriziere schnell eine andere Strophe, damit wir recht bald das Vögelchen fliegen lassen können. – Wie es dann unter die Leute kommt, das müssen wir erst noch sehen. Aber auf keinen Fall darf das neue Lied zuerst in unserer Baracke gesungen werden.»

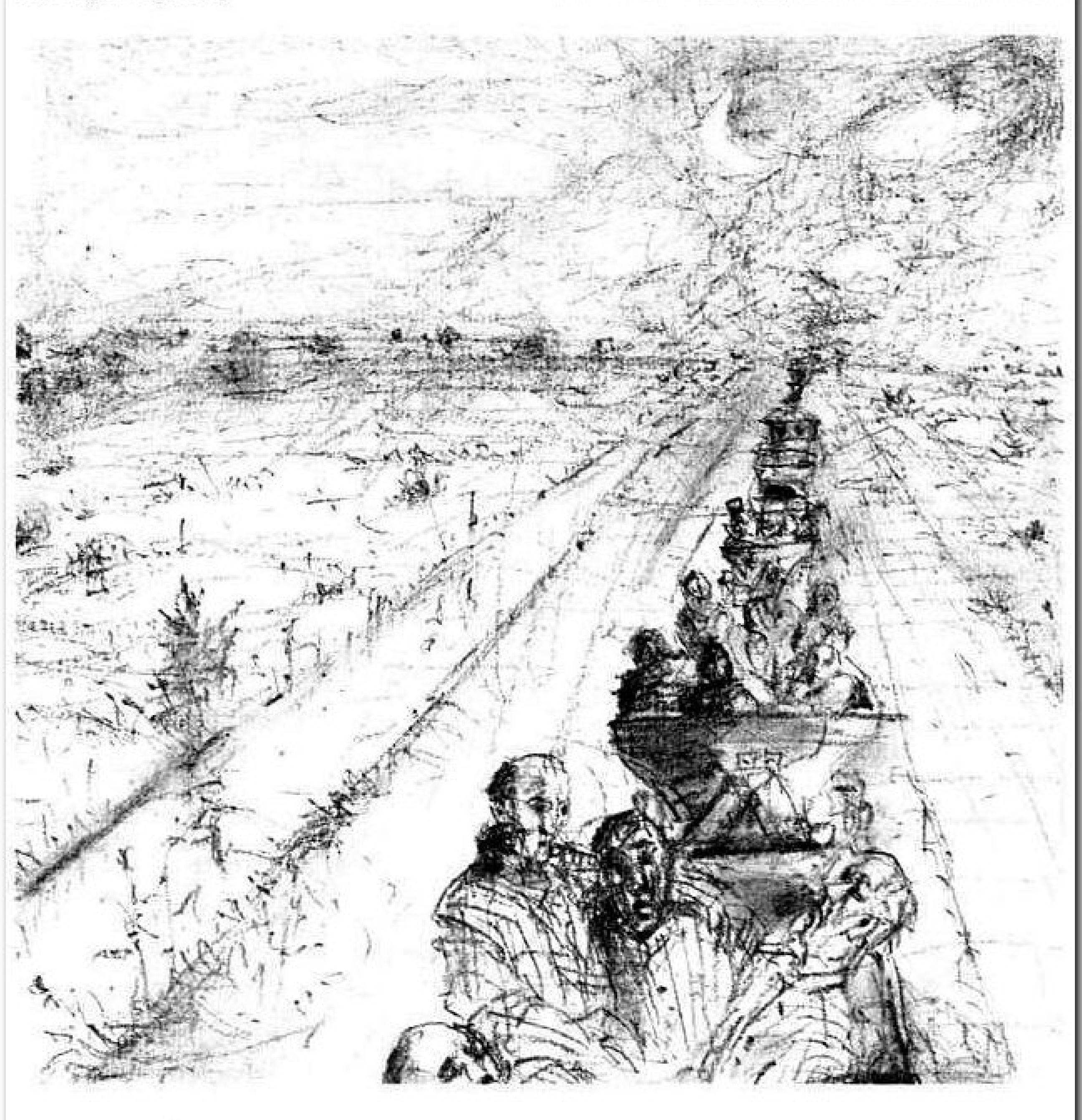
Schon am anderen Morgen übergab ich Albert die Änderung. Die Strophe hieß jetzt:

Wir stehen verwegen,
wir halten mutig aus.
Die Tage vergehen,
auch wir gehn bald nach Haus.
Dann lassen wir das Kuhlen sein,
dann sind auch wir befreit, ja wir befreit.
Dann findet die Heimat
uns wieder bereit.

Albert nahm den Text entgegen, ohne ein Wort dazu zu sagen; er wechselte hinüber nach Baracke neun.

Dort wurde das Lied dann zuerst gesungen. Bald sprang es von Baracke zu Baracke des Lagers II im Aschendorfer Moor.

Schon in den nächsten Tagen nahmen Kameraden den insgeheim geschriebenen Text mit ins Moor, wo in der Nähe Häft-



linge der Lager I und III arbeiteten. Unter Steinen, Torfstücken oder in Drainageröhren hatten Genossen tote Briefkästen angelegt. Über diese «Nachrichtenkanäle» gelangte nun auch das Lied in die anderen Moorlager ...

Kurze Zeit nach seiner Entstehung wurde es vom Moskauer Rundfunk ausgestrahlt. Wie war es dorthin gekommen?

Eines Tages erfuhr die illegale Parteileitung unseres Lagers, daß im Hafen von Ems ein sowjetischer Frachter festgemacht hatte, der Grubenholz brachte, das für den Ruhrbergbau bestimmt war. Die Hölzer mußten zum Weitertransport auf Schuten umgeladen werden. Zu diesem Zweck wurde ein Entladekommando von 16 Häftlingen zusammengestellt. Diese durften nur noch einen «Pennerknast», das heißt nur noch Reststrafen von wenigen Wochen Dauer haben und durften vor allem keine Politischen sein. Der Transport zum Hafen erfolgte mit einem LKW.

Über Albert bekam ich von der illegalen Parteileitung den Auftrag, mir Zugang zu diesem Entladekommando zu verschaffen, um dadurch auf den Frachter zu gelangen. Unter irgendeinem Vorwand sollte ich versuchen, mit einem sowjetischen Deckoffizier Verbindung aufzunehmen.

Ich wandte mich zunächst an einen Mitgefangenen, der dem Entladekommando angehörte, um mich dort «einzukaufen». Zum «Preis» von sechs Spatzen und einem Päckchen Tabak nebst einer Packung Blättchen (Zigarettenpapier) vereinbarte ich mit dem Kumpel einen Arbeitsplatztausch. «Spatzen» nannten wir die 50 Gramm Fleischeinlage im Sonntagsessen. Zudem erfolgte notwendigerweise noch der Tausch der «Hundemarke», die in Weißblech geprägte Gefangenen-Nummer, die jeder Häftling stets bei sich tragen mußte. Mit einem kräftigen Händedruck wurde das Tauschgeschäft endgültig besiegelt.

Am nächsten Morgen trat ich bei dem Entladekommando an, das von nur zwei Posten bewacht wurde. Ich fiel im Kommando nicht auf, denn dasselbe war noch zu «jung», als daß sich bereits alle Kumpel schon gut gekannt hätten.

In schneller Fahrt brachte der LKW uns zum Hafen. Dort angekommen, schloß ich mich den Häftlingen an, die sich an Deck des Frachters begaben. Mit drei von ihnen stieg ich in den Ladebunker hinunter. Die Posten blieben an Land; sie bezogen Stellungen, um die Häftlinge zu beobachten.

Das Umladen begann mit einem Pfeifsignal. Sofort setzte eine Hetzerei ein, als gelte es, eine Wette zu gewinnen. Die Grubenhölzer wurden im Schiffsraum in Halteseile eingebunden. Ratternde Winden hievten die Last durch eine Ladeluke an Deck. Dann erfolgte das Kommando: «Leinen los!», und polternd prasselten die Holzrollen auf die Schiffsplanken. Die vier Kumpel an Deck hatten zu tun, diese Hölzer über eine Rutsche auf die Schute zu befördern. Die acht Kumpel dort mußten den Segen, der von oben kam, in der gleichen Zeit verstauen, bis die nächste Ladung herabpolterte. War das Tempo auch kräftezehrend, so trieb hier doch niemand die Kumpel durch Brüllen und Schläge an. Nach Arbeitsschluß verteilte ein Schiffsoffizier an jeden Häftling zwei «Aktive». Diese Zigaretten mußten auf der Rückfahrt geraucht werden.

Nun wußte ich über den Ablauf Bescheid und konnte daran gehen, mein eigentliches Vorhaben zu verwirklichen. Am nächsten Morgen, bevor wir zum Hafen gebracht wurden, schluckte ich auf nüchternen Magen eine halbe Rolle Kauki (Kautabak). Bereits kurze Zeit nach Arbeitsbeginn wurde mir speiübel. Schweiß perlte mir auf der Stirn, meine Kräfte erlahmten zusehends. Schließlich brach ich zusammen. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im Sanitätsraum des Frachters. Zwei Männer in weißen Kitteln bemühten sich um mich.

Mir wurde der Magen ausgepumpt, und allmählich wurde mir besser. Der Arzt fragte, was wohl der Grund für meine Unpäßlichkeit gewesen sein könnte. Ich offenbarte ihm, wie ich auf das sowjetische Schiff gelangt war, schilderte ihm in gebotener Kürze die Lage der Moorsoldaten und bat ihn, dafür zu sorgen, daß auch unser Lied zum Moskauer Sender gelangte. Dabei redete ich den Arzt mit «Towarisch Doktor» an. Der Arzt, der gut deutsch verstand, entgegnete: «Ich werde alles erledi-

gen, den Text bitte ich aufzuschreiben. Doch, wie machen wir das mit den Noten? Ich kann die Melodie doch nicht behalten, bis ich in meiner Heimat bin.»

Während der Arzt noch sprach, fingerte ich an einer Hosennaht herum und holte ein hauchdünnes Blättchen Zigarettenpapier hervor. Darauf hatte ich Text und Noten schon im Lager geschrieben.

Der Arzt nahm das Papierchen vorsichtig entgegen, überflog es, dann sagte er: «Danke. Sie sind ein tapferer deutscher Kommunist.» Dabei umarmte er mich.

Bevor ich wieder an Deck gehen mußte, erhielt ich vom Smutje ein kräftiges Essen, das ich hastig verzehrte. Danach wurde ich von einem sowjetischen Matrosen dem Naziposten mit den Worten übergeben: «Er muß noch ein wenig ausruhen.»

Ich durfte mich für kurze Zeit auf einem zusammengerollten Tampen (Tauwerkbündel) niedersetzen. Jedoch bald ging ich unaufgefordert wieder an die Arbeit.

Nach dem Einrücken ins Lager und dem Zählappell erstattete ich Albert Bericht.

Anderntags trat ich nicht mehr beim Entladekommando Ems an. Ich tauschte meine Hundemarke zurück. Dabei erklärte ich dem Kumpel, die Arbeit dort wäre zu schwer für mich. «Aber die Spatzen und der Tabak?»

«Laß man Kumpel, ist schon gut», antwortete ich froh gestimmt, wie schon lange nicht mehr, wußte ich unsere Informationen und das Lied doch auf der Reise zu den Genossen im Sowjetland und daß wir den Faschisten ein Schnippchen geschlagen hatten.

Yvette

Karl Heinz Weber

Die Frau lag im Doppelbett zwischen hellblauen Bezügen. Sie hatte einen sandfarbenen Pyjama an und sah aus, als ob sie schliefe. Sie lag auf der rechten Seite auf dem rechten Arm, die linke Hand ruhte auf dem linken Oberschenkel. Als der Arzt kam, war sie steif und kalt.

Patrick wußte, daß Yvette tot war, aber es war ein Wissen ohne Widerhall. Er saß auf dem Hocker vor dem Frisiertischchen und betrachtete mit stumpfen Augen die Menschen, die hier ein- und ausgingen. Er hatte sie selbst geholt; er hatte geläutet, dann die Tür aufgerissen und um Hilfe gerufen; doch davon wußte er nichts mehr. Er sah Dinge vor sich, die er nicht begriff, und dachte Gedanken, die er ebenfalls nicht begriff: Dort liegt Yvette, bis eben habe ich neben ihr gelegen, neben einer Toten.

Erst war das Zimmermädchen gekommen, gleich danach der Etagenkellner. Patrick hatte auf Yvette gewiesen, die aussah, als ob sie schliefe, die aber nicht mehr atmete, die kalt und steif war, und blau um die Lippen, so wie im letzten Winter, als es so mächtig gefroren hatte und sie auf dem Grunewaldsee Schlittschuh gelaufen waren. Dann hatte jemand den Arzt geholt, und mit ihm war auch Herr Pausegk erschienen, der für den Hotelbereich zuständige Direktor des «Adlon» in der Wilhelmstraße.

«War Ihre Gattin krank, Herr Burham?» fragte er teilnahmsvoll. Pausegk hatte Yvette immer als Frau Burham angesprochen, obwohl er wußte, daß sie nicht verheiratet waren. Vielleicht wollte er das Renommee des Hotels nicht diskreditieren, in dem es normalerweise kein gemeinsames Zimmer für Unverheiratete gab. Daß man bei ihnen eine Ausnahme gemacht hatte, lag nicht am Wohlwollen der Direktion, sondern geschah auf höhere Weisung, vermutlich sogar auf einen Wink von Dr. Goebbels hin.

Noch bevor Patrick antworten konnte, sagte der Arzt laut und barsch: «Der Tod ist nicht durch Krankheit, sondern durch Gift eingetreten. Das bedeutet Mord oder Selbstmord oder Unfall. Begangen oder erfolgt vor etwa zehn bis zwölf Stunden. Eine Sache für die Polizei mithin.»

Patrick hob den Kopf, als das Wort Polizei fiel. Er nickte mechanisch, stand auf und wollte zur Tür gehen. Doch Herr Pausegk kam ihm zuvor. «Ich benachrichtige den Hoteldetektiv, ziehen Sie sich erst mal an.»

«Sie heißen Patrick Burham, sind 22 Jahre alt und Engländer. Die Tote heißt Yvette Noir, ist 21 Jahre alt und Französin. Und Sie leben in Deutschland, das mit beiden Ländern Krieg führt. Wie reimt sich das zusammen?»

Gar nicht, wollte Patrick sagen. Eigentlich reimt sich das gar nicht zusammen, Herr Detektiv. Oder soll ich Ihnen erzählen, wie das alles gekommen war vor knapp zwei Jahren?

Ich war damals Student in Frankreich. Man hatte mich bei Kriegsbeginn nicht

nach England zurückgerufen. Als dann im Mai die Kampfhandlungen begannen und deutsche Truppen in Frankreich eindrangen, machten Yvette und ich gerade südlich von Paris Ferien. Soll ich Ihnen von den deutschen Truppen erzählen, die eines Tages in die Stadt einzogen, von meiner Festnahme und unserer Trennung? Und von den vielen Gesprächen mit hohen Offizieren der Wehrmacht, mit Zivilisten dann, ebenfalls sehr hochgestellten, von ihrem Angebot, für ihren Rundfunk zu arbeiten und meiner Zusage? Selbstverständlich wußte ich, daß es den Deutschen vor allem um meinen Namen ging. Meine Familie ist in England nicht unbekannt, wir gehören zu den oberen Kreisen, und da macht es natürlich Eindruck, wenn ein Mitglied aus solchem Haus auf seiten der Deutschen steht. Soll ich Ihnen erklären, warum ich zusagte, soll ich Ihnen von der Angst erzählen, die ich vor Gefängnissen oder Lagern habe, von meiner Angst vor Hunger und Schmerzen und Dreck? Ich lebe gern gut, ich esse gern gut und kleide mich gern gut. Ich bin nicht gewohnt, Entbehrungen auf mich zu nehmen. Und ich hatte auch Angst um Yvette, ich sah sie in meinen Schreckensträumen in Soldatenbordelle der deutschen Sieger verschleppt. Ich wollte sie



retten, aber das konnte ich nur, wenn ich zuerst mich rettete. Oder soll ich von meinen friedfertigen Gefühlen sprechen, die mich bewegen und auch damals bewegten? Warum sollten sich Deutsche und Engländer Kugeln durch die Köpfe schießen, sagte ich mir. Sie sehen, ich müßte auf vieles eingehen, um Ihre Frage zu beantworten. Aber hätte es Sinn? Und wenn ich ehrlich und nicht feige wäre, würde ich sogar die große Enttäuschung erwähnen, die auf mir lastet, daß ich schon lange diesen Schritt bereue, aber nicht die Kraft aufbringe, ihn rückgängig zu machen oder zu ändern.

Patrick Burham sagte das alles nicht, er antwortete: «Mademoiselle Noir und ich stehen in einem Arbeitsverhältnis mit der deutschen Reichsregierung. Wenden Sie sich an das Büro Concordia, Ministerialrat

Sturmbannführer Jessner ist unser Vorgesetzter.»

Und während der Hoteldetektiv den Namen notierte, dachte Patrick: Mein Gott, für Yvette muß ich nun in der Vergangenheit reden. Sie stand in einem Arbeitsverhältnis, muß ich sagen. Yvette ist tot.

Patrick Burham versah seinen Dienst wie an jedem Tag. Allen, mit denen er zu tun hatte, erzählte er von Yvettes Tod, und je nach Stellung oder Bekanntschaftsgrad war man oder tat man bestürzt. Wenn man ihn fragte, woran sie denn gestorben sei, hob er die Schultern und drehte den Kopf weg. Von Vergiftung sprach er nie.

Kurt Jessner, sein Vorgesetzter in der Auslandsabteilung des faschistischen Reichsrundfunks, der noch vor 12 Stunden mit Yvette und ihm an einem Tisch gesessen hatte, sagte: «Um Himmels willen, das ist doch nicht möglich!» Er drückte ihm kräftig die Hand, verweilte ein paar Sekunden schweigend, dann führte er ihn ins Nebenzimmer, wo um diese Zeit die jüngsten Presseberichte ausgewertet wurden. «Um dreizehn Uhr ist Ihre erste Sendung, Patrick, Sie müssen sich beeilen.»

Als Patrick Burham am Abend in das Hotel zurückkam, erhielt er ein anderes Zimmer zugewiesen. Das bisherige war verschlossen und versiegelt. Sein Gepäck hatte man umgeräumt, das von Yvette fehlte. Er hielt nichts von ihr in den Händen, nicht einmal die Fotos, die sie im Nachtschränkchen aufbewahrt hatten.

Später kam ein Mann zu ihm, der sich als Kriminalkommissar Belieke auswies. Burham erzählte sofort von Yvettes Sachen und den Fotos, aber das interessierte den Kommissar nicht. Er wollte von Patrick den Verlauf der letzten 12 Stunden im Leben der Mademoiselle geschildert haben.

«Yvette hatte eine andere Arbeitszeit als ich, so von acht bis achtzehn Uhr etwa. Gestern trafen wir uns erst gegen Abend, und zwar im Ausländerklub, wo eine kleine Veranstaltung stattfand. Yvette war schon da, als ich kam. Wir saßen an einem der Sechsertische: Ministerialrat Jessner, Regierungsrat Dr. Bleimann, dessen Sekretärin Fräulein Gundlach, der Fahrer von Herrn Jessner, Anton Kisch mit Namen, und wir zwei. Was es zu essen und zu trinken gab? Unser Tisch hatte sich für Gulasch mit Gurkensalat entschieden. Zu trinken bekamen wir Bier, bis auf Anton Kisch, der noch fahren mußte und deshalb Kaffee bestellte. Die Veranstaltung sollte bis dreiundzwanzig Uhr dauern, aber ich mußte früher aufbrechen, weil meine nächste Sendung um zweiundzwanzig Uhr begann. Yvette erklärte daraufhin, ebenfalls gehen zu wollen. Später schlossen sich auch Herr Jessner und sein Fahrer an. Wir beratschlagten den kürzesten Weg, und der sah schließlich so aus: Erst sollte ich ins Funkhaus gebracht werden, dann Herr Jessner nach Hause und zuletzt Yvette ins Hotel. Als ich gegen drei Uhr in unser Zimmer kam, lag Yvette im Bett und schlief. Das heißt, ich nahm an, daß sie schlief, ich war völlig überzeugt davon. Ich bin schon Hunderte Male um diese Zeit nach Hause gekommen und traf Yvette so an. Doch als ich gegen acht Uhr aufwachte, ihre eiskalte Haut spürte und merkte, daß sie nicht atmete ...»

Herr Belieke hatte mitgeschrieben. Jetzt sagte er: «Moment, bitte», und ging aus dem Zimmer. Nach einer Viertelstunde kam er zurück und legte Patrick ein mit Maschine geschriebenes Protokoll vor. «Das ist genau das, was Sie eben erzählt haben. Lesen Sie es in Ruhe durch, und wenn Sie damit einverstanden sind, unterschreiben Sie.»

Es gab nichts auszusetzen, und Patrick unterschrieb. Herr Belieke nahm das Protokoll an sich. Er sagte: «Heil Hitler.» Patrick sah ihn nie wieder.

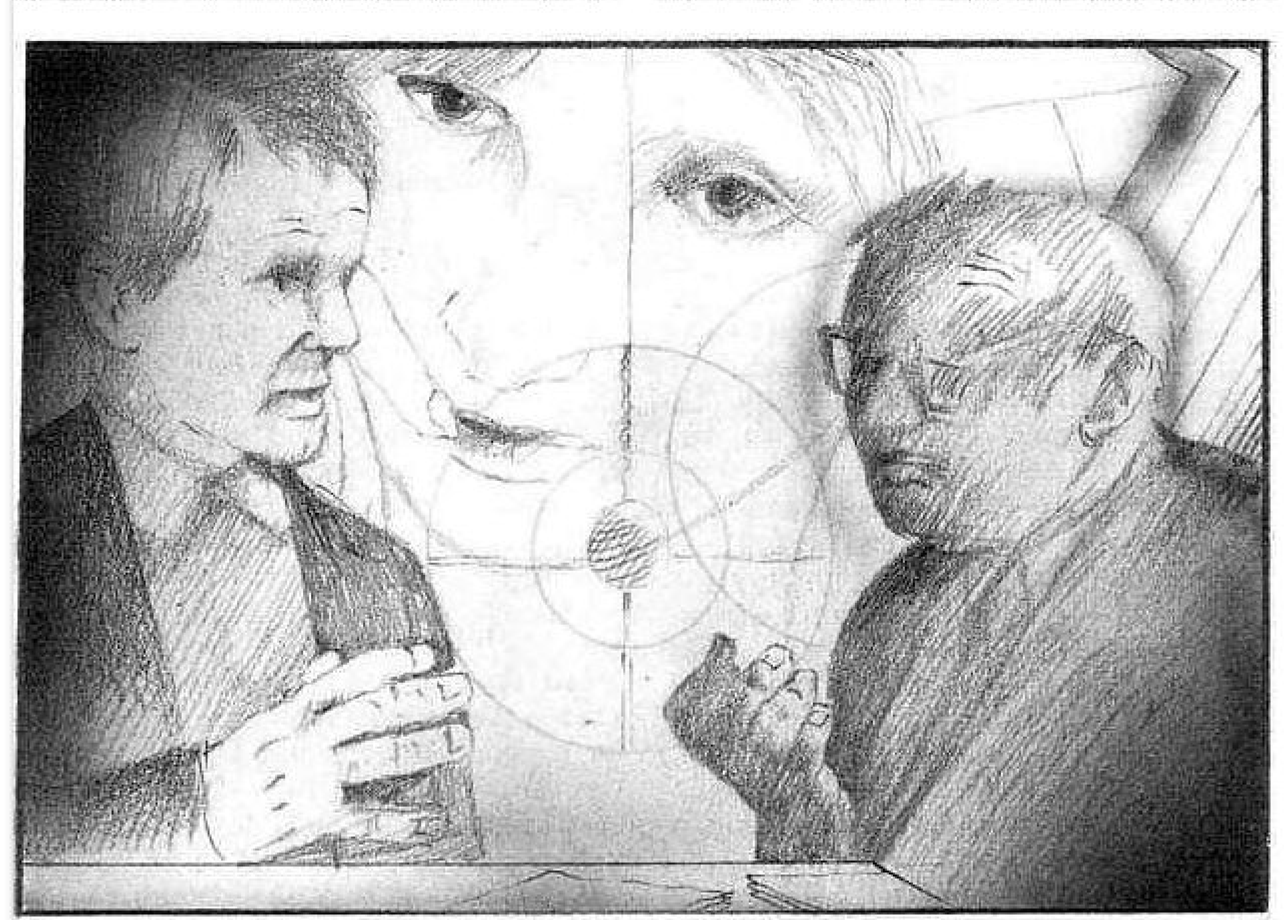
Zwei Tage später lag ein Brief von der Friedhofsverwaltung in seinem Hotelfach. Man teilte ihm mit, daß «die sterblichen Überreste der Yvette Noir am 14. dieses Monats im Bereich A, Block 3, Reihe 15, Grab 121 beigesetzt worden seien und er den Rechnungsbetrag von 178,62 Reichsmark an obengenanntes Bankkonto zu überweisen habe. Die Unterschrift war unleserlich, der Stempel verwischt, beides aber offensichtlich echt.

Am nächsten Abend suchte Patrick das Grab auf. Es war ein kleiner brauner Erdhügel mit einem Pappschild und den Zahlen

eins zwei eins darauf. Er hatte ein paar Alpenveilchen kaufen können, die er nun niederlegte. Es war ein kalter Apriltag, und scharfer Wind mit Regenspritzern fegte ihm ins Gesicht. Er stand lange vor dem Grab, weinte still vor sich hin, und einmal hatte er das Verlangen, niederzuknien und mit den Händen das Erdreich aufzubuddeln bis hinunter an den Sarg. Doch er faltete die Hände, stand unbeweglich und sprach ein Gebet für Yvette.

Danach folgte nichts mehr von seiten der Behörden. Burham erhielt keinen Totenschein und keine Sterbeurkunde. Beides, so wurde ihm gesagt, sei an die Heimatadresse in Frankreich geschickt worden. Auch ihre Sachen händigte man ihm nicht aus. Nur das restliche Gehalt gab man ihm, und die Lebensmittelkarten für den ganzen Monat durfte er behalten.

Burham wußte nicht ein noch aus. Er litt unter entsetzlicher Verzweiflung. Er konnte sich weder einen Mord noch einen Selbstmord erklären. Manchmal fürchtete er, daß der Anschlag ihm gegolten habe. Andererseits konnte er sich gerade das nicht vorstellen, denn warum sollten ihn die Nazis umbringen wollen. Er tat doch alles, was sie verlangten, sie brauchten ihn schließlich. Aber hatte nicht auch Yvette alles ge-



tan, was sie verlangten? Also kein Mord, ein Unfall?

Seine Fragen wurden mit einem Achselzucken beantwortet: vom Hotelarzt, vom Hoteldetektiv, von Herrn Pausegk. Patrick hatte nicht den Eindruck, daß sie etwas vor ihm verheimlichten; wahrscheinlicher war, daß sie selbst nichts wußten und wohl auch nichts wissen wollten. Sturmbannführer Jessner, an den er sich vertrauensvoll wandte, sagte zwar zu, sich um die Sache zu kümmern, aber außer der Erklärung, daß die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen wären und er sich in Geduld üben müsse, brachte das auch nichts ein.

Patrick hatte niemanden, dem er sich anvertrauen konnte. Er hatte keine Freunde, und bei den meisten seiner Kollegen war er wenig angesehen. Er war ein Einzelgänger, und viele mieden ihn, weil er nicht aus

Überzeugung für die Nazis arbeitete, sondern «des guten Lebens wegen», wie sie sagten. Zum Teil stimmte das ja auch, obwohl er seine wahren Gedanken immer für sich behalten hatte, auch Yvette gegenüber.

Burham brachte nicht den Mut auf, sich an höhere Instanzen zu wenden. Spätestens in den Vorzimmern kam er zu der Überzeugung, daß es das beste für ihn wäre, abzuwarten und allem seinen Lauf zu lassen.

«Mischen Sie sich da nicht ein!» hatte Jessner einmal in drohendem Ton gesagt. Patrick fügte sich, ein bißchen aus Furcht, ein bißchen aus Einsicht. Was konnte er schon erreichen, ändern ließ sich ohnehin nichts mehr.

So verstrichen die Tage mit immer neuen Anläufen und immer neuen Kapitulationen. Er erledigte seine Arbeit, er nahm die Mahlzeiten ein, er schlief. Manchmal war er drauf und dran, alles hinzuwerfen, zu widerrufen und damit den Gang in die Lager anzutreten; dann wieder fand er eine eigenartige Ruhe, eine innere Genügsamkeit, die ihn erschaudern ließ. Bin ich schon abgestorben? Das dauernde Auf und Ab von Stimmungen und Gemütsverfassungen, die immer tiefergreifende Melancholie, die seelische Unausgeglichenheit machten ihm nicht weniger zu schaffen als die Trauer und die Angst und die Einsamkeit.

Patrick Burham war im Begriff unterzugehen. Bis dann jener Tag im Mai kam, der sein Leben von Grund auf veränderte.

Patrick war zum Potsdamer Platz gefahren, zu jenem Uhrmacher, der auch ausländische Fabrikate reparierte. Er stieg die Treppe vom U-Bahnhof hoch und stand einige Sekunden, um sich zu orientieren. Er hatte es nicht besonders eilig, wollte aber auch nicht trödeln, denn das Geschäft schloß in einer Stunde. Es war ein milder Frühlingsabend, und die Menschen gingen schon ohne Mantel.

Patrick mußte den Platz dreimal überqueren, also dreimal das Grün der Ampeln abwarten. Vor der letzten merkte er plötzlich, daß schräg hinter ihm jemand war, der ihn anstarrte. Er wagte nicht, sich umzudrehen. Sein Herz schlug heftig, und die Knie wurden ihm weich.

«Guten Tag, Patrick», sagte eine Frauenstimme, als sich der Menschenpulk in Bewegung setzte.

Er wandte den Kopf zur Seite. Neben ihm ging ein bildhübsches Mädchen, das ihn freundlich anlächelte. «Ich bin die Halinka, die Tänzerin aus Prag.» Sie hatte leise gesprochen, fast sanft, und noch immer lächelte sie. «Wie geht es Yvette?»

Patrick wußte nicht, was er sagen, wie er sich verhalten sollte. Er kannte das Mädchen nicht, und Yvette hatte nie von einer Halinka zu ihm gesprochen. Auch von keiner Tänzerin, auch von Prag nicht.

«Sie wundern sich, woher ich Sie kenne, ja? Yvette hat Sie mir gezeigt. Einmal standen Sie zwei Meter vor uns. ‹Das ist Patrick›, hat sie gesagt. Ich habe Sie dann öfter mal gesehen, wenn ich in Berlin war.»

Mein Gott, dachte Burham, was geht hier vor sich? Wer ist diese Frau, was will sie von mir? Sie waren inzwischen in eine schmale Gasse eingebogen, in der das Uhrengeschäft lag. Yvette besaß eine hübsche Spieluhr, die häufig kaputtging und repariert werden mußte. Heute nun sollte sie wieder einmal fertig sein.

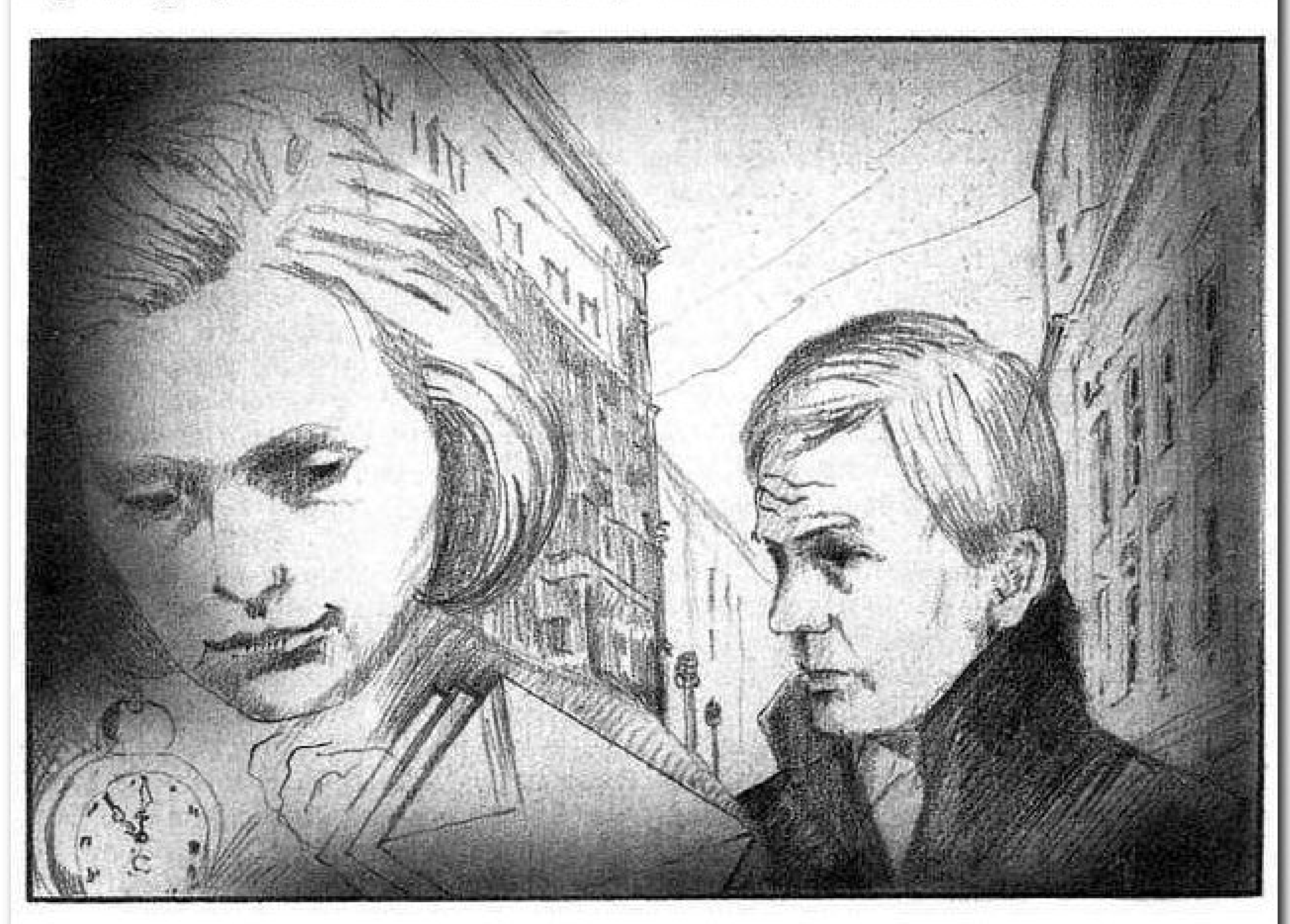
Es war ein düsterer Laden, in dem der Meister zugleich auch arbeitete. Er saß unter dem einzigen Fenster an einem Tisch voller Werkzeuge und Ersatzteile. Auf einem Wandgestell stand ein Radio, das Operettenmelodien brachte. Der Mann erkannte Patrick auf den ersten Blick, allerdings auch das Mädchen, das mit ihm eintrat. Er nickte beiden freundlich zu und wies mit dem Kopf zur Längsseite des Raumes, wo ein paar Stufen zu einer Tür führten. Halinka ging sofort darauf zu und winkte Patrick, ihr zu folgen. Sie kamen in eine Stube, in der viele Uhren standen oder lagen; auch Yvettes Spieluhr war dabei. Sie tickte und zeigte die genaue Zeit.

Halinka setzte sich auf das Sofa, das an der Wand stand. «Ich bin heute früh gekommen», erzählte sie, «und fahre gegen Abend weiter. Wie immer, nehme ich erst bei der Rückkehr etwas mit. Ich soll sagen, daß Yvette mit blau den richtigen Griff getan hat. Sie soll dabei bleiben.»

Sie machte eine Pause und sah ihm ins Gesicht. Als er schwieg, wiederholte sie: «D blau also. Blau ist besser als rosa. In drei Tagen bin ich wieder hier.» Sie stand auf und nahm seine Hand. Leise sagte sie: «Ich bin Yvette so dankbar, daß sie mich direkt mit Ihnen zusammenarbeiten läßt. Sagen Sie Yvette meinen Dank. Auch aus Paris soll ich ihr und Ihnen danken, aber das ist ja selbstverständlich.»

Er bat sie, noch zu bleiben, und sie setzte sich wieder. Patrick nahm neben ihr Platz. Er fragte Verschiedenes, und Halinka hatte keine Scheu, sie erzählte offen und ungezwungen, als müßte Burham wissen, was sie und Yvette verband. Und da Patrick bereitwillig darauf einging, erfuhr er nach und nach ihre Geschichte, die zu einem Teil auch Yvettes Geschichte war.

Halinka war von ihrem Theater zur sogenannten Truppenbetreuung abgestellt worden und kam dadurch in viele von den deutschen Faschisten besetzte Länder. Auch nach Frankreich. Als sie zwischendurch einmal in Berlin auftrat, lernte sie Yvette kennen, die sie bat, in Paris jemandem Grüße auszurichten. Sie tat das, die Grüße wurden erwidert, aus den Grüßen wurde Post, und seit einiger Zeit fungierte Halinka als Kurier. Sie kam mit einer mündlichen Nachricht nach Berlin, und wenn sie zurückfuhr, nahm sie von Yvette einen verschlossenen Umschlag mit. Treffpunkt war jedesmal dieser Uhrenladen, wo auch die Übergabe erfolgte.



Patrick war tief bewegt. Er hatte keine Ahnung vom «Doppelleben» seiner Freundin gehabt. Nie hatte sie eine Andeutung gemacht, durch nichts jemals seinen Argwohn erregt. Wie wenig hatte er sie gekannt, wie gering ihre Liebe zu Frankreich eingeschätzt und auch ihren Haß auf Frankreichs Feinde. Yvette Noir, eine verwöhnte Französin, die froh war, dem Elend in ihrer Heimat entkommen zu sein ... sagte man nicht so?

Die neue Erkenntnis traf ihn hart, und lange Zeit war er nicht fähig, an etwas anderes zu denken. Doch noch mehr berührte ihn, daß Yvette ein Bild von ihm ent-

worfen hatte, das so gar nicht der Wirklichkeit, dafür um so mehr ihrer Wunschvorstellung entsprach. In Halinkas Augen war Patrick ein Held, ein englischer Patriot, der die Stellung beim Großdeutschen Rundfunk nur zur Tarnung übernommen hatte, in Wahrheit aber gegen die Faschisten arbeitete. Er war der eigentliche Anführer, der Chef. Von ihm kamen die Weisungen, von ihm war auch das Material gekommen, D blau, das er nun wieder liefern würde, in drei Tagen, wenn Halinka von Prag zurückkam und über Berlin nach Paris fahren würde ...

D blau! Blau ist besser als rosa! Patrick wußte mit den Sätzen nichts anzufangen. D mußte etwas sein, was es in verschiedenen Farben gab. In blau und rosa zumindest. Etwas, das in einen Briefumschlag paßte. Papiere? Stoffmuster? Lebensmittelmarken?

Patrick wiederholte die Begriffe in Gedanken. Immer wieder sagte er sie auf: D blau; blau ist besser als rosa; D blau ist besser als rosa; D blau ist besser als D rosa. In seinem Hotelzimmer, auf der Fahrt zum Dienst, sogar während des Dienstes ... Dienst? D gleich Dienst und dann umdrehen: blauer Dienst, rosa Dienst, gelber Dienst?

Burham spürte Schweiß auf der Stirn und konnte minutenlang nicht weiterarbeiten. Mit einemmal wurde ihm alles klar.

Nach Dienstschluß schloß sich Patrick ein und wog seinen Verdacht nach allen Seiten ab: Im Propagandaapparat der Faschisten gab es verschiedene Kategorien von Informationsmaterial, die sich äußerlich in der Farbe des Papiers unterschieden. So war DNB grün, intern «grüner Dienst» genannt, zur wörtlichen Veröffentlichung geeignet, gelb durfte nicht wörtlich wiedergegeben werden, rosa diente zur Mitteilung an die jeweiligen Leitungen, während der «blaue Dienst» nur zur persönlichen Kenntnisnahme für einen genau festgelegten Personenkreis bestimmt war. Patrick wußte, daß es auch einen «weißen Dienst» gab, der noch vertraulicher behandelt wurde, weil er vom Ausland aufgegriffene Greueltaten der Deutschen enthielt; aber dazu hatte in seinem Ressort niemand Zugang.

Die anderen «Dienste», speziell ihre Verteilung, unterlagen der Obhut von Ministerialrat Jessner. Und da Yvette ihm unterstanden hatte ... Es gab zwar die strikte Anweisung, keine Ausländer an das Material zu lassen, aber vielleicht hatte Jessner es umgangen oder zu wenig beachtet. Yvette konnte sich Kopien aneignen, erst vom «rosa Dienst», dann vom «blauen», und als Jessner das merkte, war es zu spät. Sie hatte ihn in der Hand, er konnte nicht offiziell gegen sie vorgehen, er mußte sie heimlich ausschalten ...

War es so?

Patrick erfuhr nicht, ob es so gewesen war. Er konnte Yvette nicht rächen, aber er konnte versuchen, ihre Mission fortzusetzen. Als er drei Tage später wieder mit Halinka in dem Uhrengeschäft zusammenkam, übergab er ihr den erwarteten verschlossenen Umschlag. Er sagte: «Blau ist sehr schwer, aber wir bemühen uns.» Was er diesmal mitschickte, waren Abschriften von Unterlagen, die er zur eigenen Arbeit zugewiesen erhielt. Auch sie waren Geheimmaterial, und er wollte mit ihnen ankündigen, womit in Zukunft gerechnet werden konnte.

Daß Yvette tot war, verschwieg er, denn von nun an übernahm er ihre Rolle. Über ein Jahr lieferte «Yvette» noch Material nach Paris. Immer, wenn Halinka nach Berlin kam, erhielt Patrick die Nachricht, daß die Spieluhr nun fertig sei oder gebracht werden könne, je nachdem, wo sie sich gerade befand. Doch im Frühjahr 43 brach der Kontakt ab. Halinka meldete sich nicht mehr, und eine andere Verbindung bestand nicht.

Patrick Burham konnte das Geheimnis vom Tod seiner Freundin niemals klären. Wenige Wochen nach seinem Verdacht wurde Ministeriairat Jessner an die Front versetzt. Auch über die Wirkung des nach Paris geschmuggelten Materials erfuhr er nichts. Er kannte weder die Empfänger noch den dortigen Verwendungszweck. Im Sommer 1943, als er sich dienstlich in Hamburg aufhielt, kam er bei einem der furchtbaren Bombenangriffe ums Leben.

Liebe ist mehr

Oberstleutnant Karl-Heinz Otto

Liebe ist mehr, als sich umarmen,
Liebe ist Streiten, Wehren und Flieh'n,
und Rufen ist Liebe auch –
immer wieder.

Wir hatten uns umarmt
und gestritten – auch.
Und Du?
Du hattest Dich gewehrt:
«Morgen – morgen komm nicht –
komm nicht wieder!»

Und ich?
Ich war traurig gegangen – gefloh'n.

Das war am Abend.
Nach Stunden schon
hattest Du geflüstert – ganz leise
und dann laut, laut geschrien:
«Komm!
komm wieder!»

Liebe ist mehr, als sich umarmen,
Liebe ist Streiten, Wehren und Flieh'n –
und Rufen ist Liebe auch –
immer wieder.

Zur Geschichte der Infanterie: Königin des Schlachtfeldes

Professor Dr. sc. Helmut Schnitter

Die Siege der Schweizer über österreichische und burgundische Ritter und das Auftreten der bunten Landsknechte in den Kriegen des 16. Jahrhunderts hatten sichtbare Zeichen für die Entwicklung der Infanterie gesetzt. Vorbei war endgültig das Zeitalter, in dem der eisenstarrende Ritter hoch zu Roß über den leicht bewaffneten, unscheinbaren Fußkämpfer triumphiert hatte; der hochmütige Feudalkrieger konnte zwar an Fürstenhöfen im politisch-diplomatischen Dienst aufsteigen, strebte er aber eine weitere militärische Karriere an, so mußte er diese in den zeitweilig formierten Söldnerheeren suchen. Letzteres bedeutete Unterordnung in die Hierarchie der militärischen Ämter vom Kriegsobristen (ältere Bezeichnung für Oberst) bis zum Profoß (früher: Verwalter der militärischen Gerichtsbarkeit). In diesen Söldnertruppen des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts aber bestimmte die Infanterie. Zwei gewichtige politische Ereignisse beeinflußten damals die Entwicklung des Fußvolkes: der Unabhängigkeitskrieg der Niederlande gegen das scheinbar allmächtige Spanien (1566/67 bis 1609) und der Dreißigjährige Krieg (1618 bis 1648).

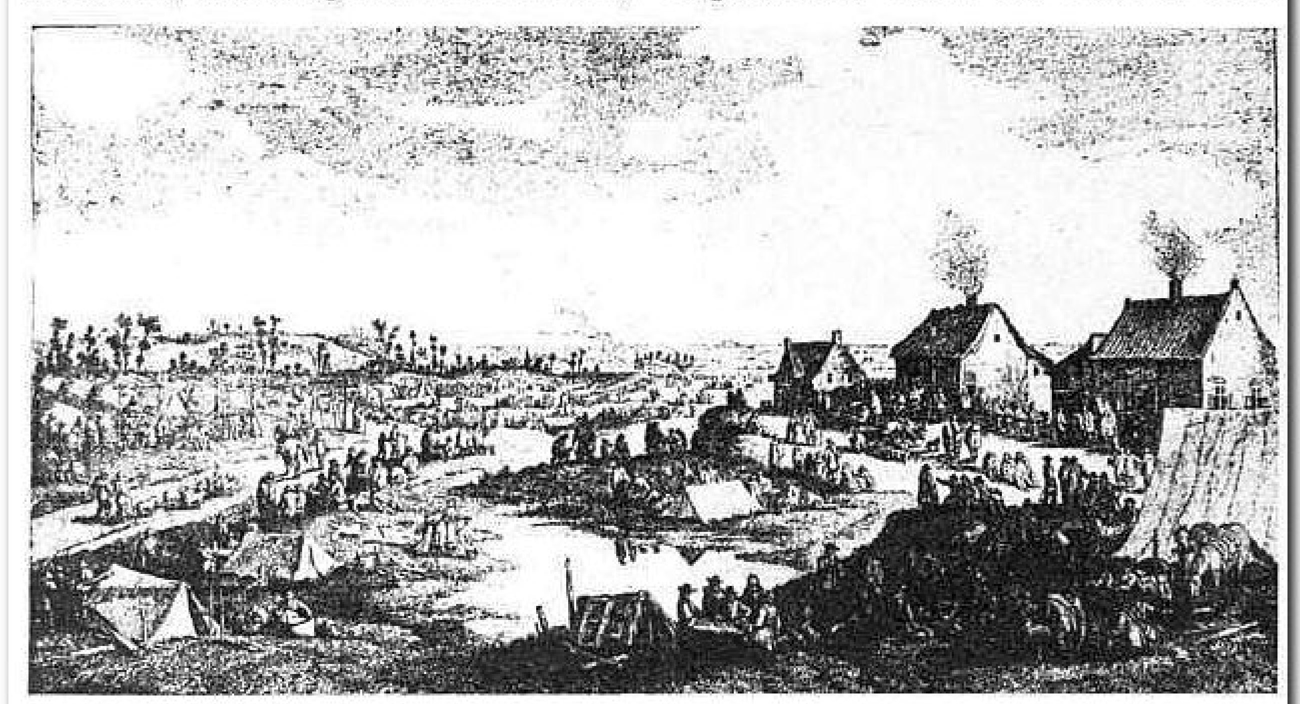
1567 marschierte eine starke spanische Söldnerarmee unter dem Befehl von Herzog Alba in die damals zu Spanien gehörenden Niederlande – die heutigen Länder Belgien und Niederlande – ein, um die aufflammende antispanische Unabhängigkeitsbewegung niederzuwerfen. Mit Feuer und Schwert wüteten die Spanier in den besetzten Städten und Dörfern. Die Lage der Unabhängigkeitskämpfer war sehr schwer: Mit geworbenen Söldnern konnten sich die Aufständischen keinesfalls in der offenen Feldschlacht mit der kriegserprobten spanischen Soldateska messen, wo sie es versuchten, erlitten sie Niederlagen, so z. B. in der Schlacht auf der Mooker Heide 1574. Aufopferungsvoll kämpften die Geusen, wie sich die Rebellen aus bäuerlichen und bürgerlichen Schichten nannten. Geuse war ursprünglich ein verächtliches Schimpfwort und hieß soviel wie Bettler. Diese «Bettler» fochten nach der Art der späteren Partisanen in kleinen Gruppen gegen den übermächtigen Feind: Sie lauerten spanischen Trupps und Transporten auf, überfielen Posten und schwache Garnisonen und hielten durch einen zermürbenden Kleinkrieg die Spanier ständig in Atem. Auch die Geusen konnten sich nicht in eine offene Schlacht einlassen, ihre Stärke war die enge Verbindung zum einfachen Volk, ihre Taktik fußte auf der Überraschung. Die führenden Kreise der Unabhängigkeitsbewegung erkannten, daß eine eigene neue Armee notwendig wurde, die den Spaniern in Schlachten Paroli bot und auch die besetzten Städte – zumeist Festungen – einzunehmen vermochte. Um eine solche Armee zu errichten, war in erster Linie Geld für die Soldaten erforderlich.

Gestützt auf die Finanzmittel der reichen holländischen Kaufleute, Händler und Manufakturunternehmer schufen Graf Moritz



Satirisches Flugblatt 1631: Aufwerfen von Laufgräben im 30jährigen Krieg. Im Hintergrund Leipzig

von Oranien und sein Vetter Wilhelm Ludwig von Nassau – beide waren wissenschaftlich gebildete Militärs – ein schlagkräftiges Heer. Ihre Heeresreform gegen Ende des 16. Jahrhunderts betraf vor allem die Ausbildung, Organisation, Disziplin und Taktik der Infanterie. Die Ausbildung der Soldaten wurde straff organisiert und vereinheitlicht, erste Reglements erschienen, die jede Bewegung und jeden Handgriff genau beschrieben. Die Zahl der Soldaten eines Fähnleins reduzierte man auf etwa 100 bis 150, aber die Besetzung mit Offizieren und Unterführern wurde beibehalten. Das hatte seinen Sinn: Die Offiziere, Sergeanten und die anderen Unterführer konnten und mußten sich mehr um den einzelnen Mann kümmern und ihn «drillen». Diesen Drill betrachteten die Oranier als Schlüssel für den Sieg. Strenge Disziplinarvorschriften ergänzten die «Abrichtung» des Soldaten. Vorbei war das freie, ungebundene Leben der Söldner. Aber



Feldlager am Ende des 17. Jahrhunderts

warum liefen dann die niederländischen Soldaten – es waren ja Söldner – nicht davon? Warum hielten sie Drill und Strafen aus?

Die Erklärung liefert der Sold. In den meisten Heeren jener Zeit wurde der Sold höchst unregelmäßig ausgezahlt, häufig steckten ihn betrügerische Generale und Offiziere in die eigene Tasche und erlaubten dafür den Söldnern das Plündern. Darunter aber litten Disziplin und Ordnung wie auch die Kampffähigkeit. Anders dagegen





Infanterie um 1660 bis 1700

Preußisches Feldlager um 1750

in der Armee der Oranier. Hier erhielt der Soldat pünktlich und regelmäßig sein Geld, dafür aber ließ er sich drillen und verrichtete Arbeiten, die der spanische Musketier oder der deutsche Landsknecht weit von sich wies, so z. B. das Schanzen und Graben bei der Belagerung von Festungen. Der staatliche Sold war auch eine Voraussetzung dafür, die neuen taktischen Kampfformen durchzusetzen. Die Tiefe der Aufstellung der Truppen auf dem Schlachtfeld wurde auf 10 Mann verringert, das Halbregiment (Bataillon) bestand etatmäßig aus 250 Pikenieren und 250 Schützen. Hinter dem ersten Treffen standen noch ein zweites und drittes, so daß trotz der verminderten Tiefe Standfestigkeit und Manövrierfähigkeit der Schlachtordnung anwuchsen. Bei Nieuwpoort schlug 1600 das reorganisierte niederländische Heer die bis dahin sieggewohnten spanischen Truppen, die neue niederländische Schlachtordnung bestand ihre Bewährungsprobe. Viele Feldherren, Offiziere und junge Edelleute, die eine militärische Laufbahn einschlagen wollten, besuchten das Feldlager der Oranier, um die neue



Kriegskunst praktisch kennenzulernen. Zu ihnen gehörte u. a. der Militärtheoretiker Johann Jakob von Wallhausen, der ein Buch «Kriegskunst zu Fuß» (1615) verfaßte, in dem er die oranische Taktik und Heeresorganisation genau beschrieb. Franz Mehring würdigte später die Militärreform der Oranier als «hohe Schule der Kriegskunst».

Das Vorbild der Niederlande beeinflußte andere Heere. Jedoch war eine Übernahme von Neuerungen durch die europäischen Feudalmächte zunächst nur teilweise möglich, denn nach wie vor bereitete die Bezahlung der Söldner große Schwierigkeiten. Schweden, dessen Heer aus dienstpflichtigen Bauern und Bürgern formiert wurde, nutzte nicht wenige Fortschritte, zumal die Krone in der Kupfererzeugung des Landes wichtige wirtschaftliche und finanzielle Grundlagen für die

Militärmacht besaß. Die schwedische Infanterie erhielt eine leichtere Muskete ohne Stützgabel sowie zahlreiche leichte Kanonen, die auf dem Schlachtfelde von den Soldaten mitgezogen werden konnten. Diese besser zu handhabende Waffentechnik sowie eine strenge Disziplin und Ausbildung der Soldaten ermöglichten es, die Tiefe der Aufstellung im Treffen auf 6 Mann zu verringern und die Zahl der Musketiere auf Kosten der Pikeniere zu erhöhen. Als Schweden 1630 in den Dreißigjährigen Krieg eintrat, trug nur noch ein Drittel der Infanterie Piken, während auf kaiserlich-spanischer Seite etwa die Hälfte der Infanterie als Pikenier focht. Die schwedische Aufstellung war elastischer und feuerstärker als die spanische; 1631 in der Schlacht bei Breitenfeld und ein Jahr später in der Schlacht bei Lützen zeigte sich die waffentechnische, ausbildungsmäßige und taktische Überlegenheit der schwedischen Infanterie und Artillerie.

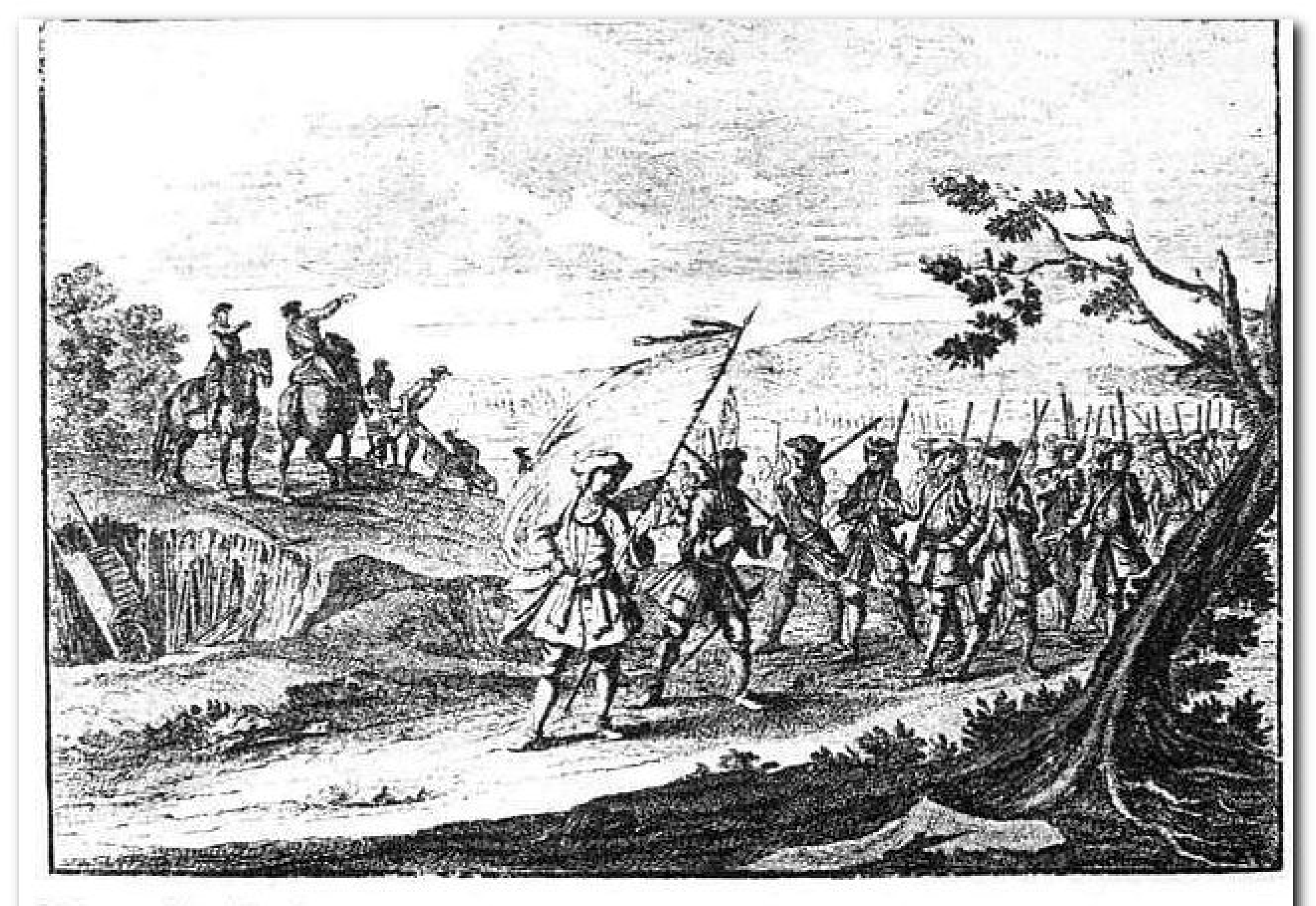
Während des Dreißigjährigen Krieges verloren die Pikeniere zunehmend an Kampfwert. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen schrieb ironisierend, daß der geplagte Musketier gegen den «elenden Pikenier» in «herrlicher Glückseligkeit» lebe, wer «einen Pikenier niedermacht, den er sonst verschonen könnte, einen Unschuldigen ermordet». Trotzdem wurden die Pikeniere noch weiter beibehalten, weil man sie zum Schutz der Musketiere und der Artillerie vor Reiterangriffen für notwendig hielt.

Ein ähnliches Bild bot auch die englische Militärgeschichte. Während der bürgerlichen Revolution (1640 bis 1649) stellte der berühmte Heerführer und spätere Lordprotektor Oliver Cromwell eine neue Armee zum Kampf gegen das königliche Heer auf. Die Infanterie dieses Bauern- und Bürgerheeres, dessen feste Disziplin auf einem strengen puritanischen Geist fußte, bestand aus Musketieren und Pikenieren. In den Schlachten gegen die «Kavaliere», wie die Reiter des Königs genannt wurden, heftete die Streitmacht Cromwells mehrere Siege an ihre Fahnen, sie verdankte diese Erfolge der disziplinierten Infanterie und Kavallerie.

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts verschwand die Pike allmählich aus der Bewaffnung der Infanterie und mit ihr der Pikenier. Österreich und Preußen legten die Pike um 1689 ab, Frankreich 1703, England 1705 und Rußland 1721. Die Infanterie hatte inzwischen das neue Steinschloßgewehr erhalten, auf dessen Lauf ein Bajonett gesteckt werden konnte. Dennoch behielten die Musketiere noch lange Zeit kurze Spieße, die im freien Feld zu sog. Spanischen Reitern zusammengestellt werden konnten. Hinter einem solchen Zaun aus Spießen erwartete die Infanterie den gegnerischen Kavallerieangriff.

Neben den Musketieren und Pikenieren gab es seit Mitte des 17. Jahrhunderts noch eine andere Art der Infanterie: die Grenadiere. Über ihre Aufgaben schrieb der sächsische Offizier Hanns Friedrich Flemming 1726: «Ein Grenadier ist gleichfalls ein gemeiner Soldat: Doch hat er vor einem Mousquetirer darinnen den Vorzug, daß man ihn bey Sturmlaufen und bey denen gefährlichsten Actionen gebraucht, um Granaten zu werfen und muß dabey Ober- und Untergewehr tragen ... Ein Grenadier muß nicht weibisch aussehen, sondern furchtbar, von schwartz-braunen Angesicht, schwartzen Haaren, mit einem starcken Knebel-Barth, nicht leicht lachen, oder freundlich thun.» Der Anteil der Grenadiere betrug etwa ein Zehntel bis ein Fünftel der Infanterie, ihre Aufgabe bestand darin, Handgranaten in die gegnerische Stellung zu werfen. Angesichts der technischen Unvollkommenheit der Granaten war dies ein keineswegs leichter und ungefährlicher Einsatz. Grenadiere galten in den meisten Heeren als Elitesoldaten.

Das Ende des Dreißigjährigen Krieges markierte einen Einschnitt in der europäischen Militärgeschichte wie auch in der Geschichte der Infanterie. Die meisten Länder gingen dazu über, stehende Heere aufzubauen. Das war ein komplizierter, sich über viele Jahre erstreckender Prozeß, der verschiedenartige Ursachen hatte. Die Landesfürsten und Könige sicherten sich eine starke militärische Souveränität, sie ernannten die Generale und Offiziere, kontrollierten die ganze Streitmacht, erpreß-



Soldaten auf dem Marsch, um 1730

ten Steuern zur Finanzierung der Armee und rekrutierten gewaltsam In- und Ausländer als Soldaten. Die gesamte militärische Organisation wurde nach niederländischem und schwedischem Vorbild schrittweise vereinheitlicht und gestrafft. Für die Ausbildung der Infanteristen, Reiter und Artilleristen kamen Reglements heraus, Vorschriften regelten das tägliche Leben der Soldaten, die in Bürgerquartieren und Kasernen wohnten. Nunmehr diente der Soldat nicht mehr – wie zuvor – nur wenige Feldzüge oder Monate, sondern viele Jahre, sein ganzes Leben lang. Wer einmal Soldat geworden war, blieb es – oder er desertierte. Um dies zu verhindern, wurde das Leben der Soldaten bis ins kleinste kontrolliert, strenge Strafen bis zum Todprügeln drohten dem Deserteur. Vor diesem Hintergrund ist die Entwicklung der Infanterie im 18. Jahrhundert zu sehen.

Die Infanterie war die Hauptwaffengattung der stehenden Heere, ihr Anteil an der zahlenmäßigen Gesamtstärke der Armeen betrug allgemein 60 bis 80 Prozent. Organisatorisch gliederte sie sich in Regimenter, die aus 8 bis 12 Kompanien bestanden. Ein preußisches Infanterieregiment hatte 1726 etatmäßig 1 080 Musketiere und 130 Grenadiere. Regiment und Kompanie waren aber nur Verwaltungseinheiten, die taktische Formation der Infanterie war das aus 4 bis 6 Kompanien bestehende Bataillon. Zur Feuerführung war das Bataillon in kleinere Abteilungen, Pelotons genannt, eingeteilt, die in einem bestimmten Rhythmus nacheinander geschlossene Salven abgaben. Für die in langen Linien aufgestellte Infanterie setzte sich im 18. Jahrhundert der Name Linieninfanterie durch.

Die gesteigerte Wirkung der Feuerwaffen wie auch der Drill ermöglichten es, die Tiefe der Treffen zu verringern, zunächst von 6 auf 4 Glieder und schließlich gegen Mitte des 18. Jahrhunderts auf 3 Glieder. Eine solche dünne Aufstellung barg große Gefahren in sich, denn gegnerische Kavallerie konnte durchbrechen, oder das gezielte Artilleriefeuer riß plötzlich breite Lük-

ken. Deshalb folgte dem ersten Treffen ein zweites, manchmal auch noch ein drittes Treffen. An den Flanken der Infanterie bewegte sich die Kavallerie vorwärts, gleichfalls in mehreren Treffen. Die Wirkung des Infanteriefeuers war immer noch gering: Die effektive Schußentfernung lag bei 300 Schritt (etwa 150 bis 200 Meter), die Feuergeschwindigkeit bei 1 bis 2 Salven in der Minute, häufig ging im Gefecht die geordnete Feuerführung verloren. Deshalb empfahlen einige Feldherren und Militärtheoretiker auch, die Entscheidung mit der blanken Waffe, im Bajonettangriff, herbeizuführen, so der französische Marschall Graf Moritz von Sachsen, der österreichische Feldmarschall Graf Khevenhüller und der preußische König Friedrich II. In der Schlacht bei Kesselsdorf (1745) stürmten die preußischen Bataillone gegen die sächsisch-österreichische Schlachtordnung, ohne vorher einen Schuß abzugeben, und warfen den Gegner zurück. Allerdings setzten sich solche Auffassungen nicht oder nur in sehr begrenztem Umfang in der militärischen Praxis durch.

Die langjährig gedrillte Infanterie war aufgrund ihrer sozialen Struktur – zwangsrekrutierte In- und Ausländer, eingestellte Kriegsgefangene u. a. – sowie der daraus entspringenden ständigen Desertionsgefahr nur begrenzt einsatzfähig; sie mußte auf den Märschen, in den Garnisonen und besonders auf dem Schlachtfeld ständig unter Kontrolle gehalten werden. Die Wahl der Quartiere, Stellungen und Schlachtfelder hing zwar von den Entschlüssen der Feldherren ab, wurde aber von ebendiesem sozialen Wesen der Söldnerinfanterie mitbestimmt. Deshalb rangierten an der Spitze der «General-Prinzipien vom Kriege», die Friedrich II. zur Unterrichtung der Generale und höheren Offiziere schrieb, 14 Punkte, wie die Desertion verhindert werden kann.

Gerade in der preußischen Infanterie, die Friedrich Engels als die «klassische Infanterie des 18. Jahrhunderts» bezeichnete, offenbarten sich drastisch die militärische Perfektion einerseits und die barbarische Zwangsdisziplin andererseits. Der Drill war eine wesentliche Grundlage der preußischen Siege in den Schlesischen Kriegen; dem hohen Ausbildungsstand seiner Infanterie verdankte Friedrich II. die Schlachtensiege von Mollwitz (1741), Leuthen (1757) und Torgau (1760).

Eine hohe Kampfkraft besaß gleichfalls die unter Zar Peter I. geschaffene neue russische Infanterie. An die Stelle der alten Strelitzen – zu deutsch: Schützen – traten gedrillte und einheitlich bewaffnete Infanterieregimenter aus Musketier- und Grenadierkompanien. Mit ihnen schlug Peter I. seine erfolgreichen Schlachten im Nordischen Krieg (1700 bis 1721), so die berühmte Schlacht bei Poltawa 1709.

Ein Phänomen der Kriegführung im 18. Jahrhundert war der sog. kleine Krieg. Damit charakterisierten Feldherren und Theoretiker die Kampfhandlungen besonderer Infanterie- und Kavallerieformationen am Rande der großen Feldzüge. Der kleine Krieg drehte sich um Streifzüge ins feindliche Hinterland, die Wegnahme von Depots, Überfälle und ähnliche Aktionen, mit denen der Gegner beunruhigt werden sollte. Dafür war allerdings die in einer festen Ordnung – man sagte damals rangierte Schlacht – stehende Infanterie nicht geeignet, denn die gezwungenen Soldaten hätten viele Desertionsmöglichkeiten gefunden. Der kleine Krieg war Aufgabe einer leichten Infanterie, die aus Abenteurern und Freiwilligen bestand, deren Sinn und Trachten auf leichtes Beutemachen zielte. Eine solche Infanterie hatte das österreichische Heer in den Kroaten und Panduren an der Militärgrenze. Diese Grenzsoldaten – auch Granitscharen genannt – waren nicht zwangsrekrutierte Söldner, sondern dienstpflichtige Männer aus dem Gebiet der Militärgrenze, die gegen Landbesitz, Gewerbe- und Religionsprivilegien sowie Steuerfreiheiten Militärdienste leisteten. Desertionen waren bei ihnen weitgehend unbekannt. Im österreichischen Erbfolgekrieg (1741 bis 1748) störten sie empfindlich die Bewegungen und den Nachschub der preußischen Heere. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges formierte auch Preußen sog. Freibataillone aus Abenteurern, Freibeutern und Deserteuren, die aber nicht die Kampfkraft der österreichischen

leichten Infanterie erreichten. Gleichzeitig ließ Friedrich II. Kompanien aus Jägern und Förstern aufstellen, diesen Soldaten wurde eine Anstellung im königlichen Dienst versprochen. Jedoch spielten all diese Einheiten in der preußischen Armee nur eine untergeordnete Rolle, waren Notbehelfe während der Kriege.

Ein spürbarer Impuls für die Infanterie ging von dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1775 bis 1783) aus. Amerikanische Farmer und Bürger stritten in aufgelöster Formation gegen die englische Infanterie, die – wie in den Kriegen zuvor – in dicht geschlossenen Linien vorging. Die amerikanischen Schützen fochten als Einzelkämpfer in Gruppen und Schwärmen, nutzten das Gelände aus und fügten den gegnerischen Truppen empfindliche Verluste zu. Diese Kampfesweise beeindruckte die Militärs in den europäischen Ländern, auch wenn viele Generäle und Offiziere sie als eine amerikanische Eigentümlichkeit hielten, die in Europa nicht anwendbar wäre. Trotzdem ordnete der preußische König Friedrich Wilhelm II. 1787 die Aufstellung von 20 Füsilierbataillonen an (jeweils 4 Kompanien), die als leichte Infanterie außerhalb der geordneten Linien kämpfen sollten. Es zeigte sich aber bald, daß auf dem Boden der feudalabsolutistischen Ordnung solche Maßnahmen wenig Erfolg hatten. In die neuen Bataillone wurden dienstpflichtige Landeseinwohner, die sog. Kantonisten, und Zwangsrekrutierte eingereiht. Das Erbübel Desertion blieb aber, an eine echte aufgelöste Ordnung war daher nicht zu denken. Der entscheidende Schritt nach vorn zu einer neuen Infanterie erfolgte erst durch die französischen Revolutionskriege, die das überlieferte Kriegs- und Heeresbild umstießen.

Wir bestellen unsere Felder mit dem Gewehr auf dem Rücken

Christiane Barckhausen-Canale

Bericht eines nikaraguanischen Teilnehmers am 1. Festival der Freundschaft zwischen der Jugend der DDR und Nikaraguas im September 1984 in Erfurt

Wenn dies bei euch der Spätsommer ist, compañera, nein, euren Winter könnte ich nicht ertragen! Angenommen, die Amerikaner und die Contras geben ihren Plan auf, unsere Revolution abzuwürgen, und wir hätten Ruhe im Land und ich könnte mich weiterbilden bis zum Abitur, und angenommen, man delegierte mich zum Studium in dein Land – also es würde mich schon Überwindung kosten, einige Winter hier zu verbringen. Schon jetzt, im September, klappern mir die Zähne, zum Beispiel gestern in Buchenwald, auf dem weiten, kahlen Hügel, dort, wo früher die Baracken standen.

Aber vielleicht lag es nicht nur an dem kalten Wind, daß ich gefroren habe; vielleicht war es auch der Hauch der eisigen, menschenfeindlichen Vergangenheit, die ihr nun ein für allemal überwunden habt. Diese Art von Kälte hat es in Nikaragua auch gegeben, jahrzehntelang. Mein Vater hat mir oft davon erzählt, von der frostigen Feindseligkeit der Somoza-Gardisten, von der Wand aus eiskaltem Haß, die sie zwischen sich und dem Volk errichtet haben. Aber erst heute, nach dem Besuch in Buchenwald, verstehe ich eigentlich richtig, was er damit gemeint hat.

Als unsere Revolution im Juli 1979 gesiegt hatte, war ich erst 11 Jahre alt. Da wir in einer einsamen Hütte, zwei Tagesmärsche von der nächsten Ortschaft entfernt, wohnten, war ich nie direkt mit der Nationalgarde in Berührung gekommen. Dennoch lebten wir Kinder und Mutter in ständiger Furcht vor den Uniformierten. Es war nicht auszuschließen, daß sie eines Tages auch zu uns hinaufkommen und fragen würden, warum uns Vater tagelang allein ließ und in den Bergen herumwanderte. Was hätten wir antworten sollen? Wir wußten es ja selbst nicht. Erst nach dem Sieg erfuhren wir, daß Vater sandinistische Kämpfer durch die unwegsamen Berge zu den Garnisonen der Nationalgarde geführt und ihnen die besten Plätze für einen Hinterhalt oder den sichersten Weg für einen Überraschungsangriff gezeigt hatte. Daß er früher darüber nicht gesprochen hatte, war eine notwendige Vorsichtsmaßnahme. So konnten wir nichts verraten.

Auch nach dem Sieg war Vater meist lange Zeit unterwegs, um die Bauern und Landarbeiter unserer Umgebung zu organisieren und beschlossene Maßnahmen umzusetzen. Die Leute von der Befreiungsfront kannten und schätzten ihn als zuverlässigen Helfer, denn er war im Umkreis von vielen Kilometern der einzige Bauer, der lesen und schreiben konnte.

Vaters Fähigkeiten blieben aber auch den anderen, den Contras, nicht verborgen. Das waren Leute, die früher der Nationalgarde Somozas angehört hatten, oder Vorarbeiter der umliegenden Güter, die Bauern und Landarbeiter schikanierten und



von ihrem Land vertrieben. Sie alle waren 1979 nach Honduras geflohen und dort in speziellen Lagern mit modernen Waffen ausgerüstet und von Amerikanern ausgebildet worden. Die ersten von ihnen drangen bereits ein Jahr nach dem Sieg in unser Land ein und suchten nach Verbündeten, vor allem in meinen heimatlichen Bergen im Norden Nikaraguas.

Es war im Sommer 1980, im August, wenn ich mich recht erinnere. Mein Vater befand sich auf dem Heimweg von der Kreisstadt Waslala und geriet kurz vor dem Ziel in einen Hinterhalt der Contras, unter denen aber zum Glück niemand war, der ihn von früher kannte. Hätten sie geahnt, daß ihnen der Mann in die Falle gegangen war, der die Landarbeitergewerkschaft organisierte, sie hätten ihn auf der Stelle umgebracht. Da sie es aber nicht wußten, schleppten sie ihn sechs Tage lang mit, kreuz und quer durch die Berge, bis ihnen die Vorräte ausgingen, und sie beschlossen, nach Honduras zurückzukehren.

In der Nacht vor dem Aufbruch gelang es Vater, ihnen zu entkommen, aber er wagte nicht, nach Hause zu gehen. Hätten sie ihn dort aufgespürt, wäre keiner von uns verschont geblieben. Vater schickte einen befreundeten Bauern mit einer Nachricht und bat mich, ihm jede Nacht etwas Eßbares in sein Versteck zu bringen. Ich war damals zwölf und, wie fast alle Kinder vom Lande, ziemlich schwach. So brauchte ich die halbe Nacht für den Hinweg und die verbleibende Zeit bis zum Tagesanbruch für den Rückweg. Nach etwa einer Woche hielt es Vater nicht mehr in seinem Versteck. Er beschloß, nach Waslala hinunterzugehen. Dort informierte er

die örtlichen Vertreter des Innenministeriums über das, was ihm zugestoßen war, und die compañeros meinten, wir seien in unserer gottverlassenen Hütte nicht mehr sicher. Vater ließ mich wissen, ich sei, als ältestes Kind, dafür verantwortlich, die Familie und all unser bewegliches Hab und Gut unbeschadet nach Waslala zu bringen.

Bei einem Bauern, der einen Tagesmarsch von uns entfernt wohnte, lieh ich zwei Maultiere, lud unseren Hausrat, die Matratzen, ein paar Kleidungsstücke und alle unsere Vorräte an Bohnen und Mais auf und führte Mutter und die sechs Geschwister hinunter nach Waslala. Vier Tage waren wir unterwegs, und in den Nächten verkrochen wir uns im tiefen Dickicht, immer in Angst vor einem Zusammentreffen mit herumstreifenden Contras.

In Waslala lebten wir einige Wochen unter dem Schutz der sandinistischen Soldaten, in deren Baracke wir Unterschlupf gefunden hatten. Aber Vater konnte und wollte so nicht leben. Er war Bauer, er brauchte Beschäftigung für seine Hände, ein Stück Land unter den Füßen. Tag für Tag lag er den Genossen in den Ohren, bis sie schließlich nachgaben und uns ein verlassenes Bauernhaus weiter oben im Norden, in der Nähe von Zinica, nannten, in dem wir von nun an wohnen sollten.

Wieder marschierten wir einen Tag durch die Wälder, bis wir am Fuße eines Berghanges das Haus erblickten, unser neues Haus! Es gefiel uns auf Anhieb, denn es bestand im Gegensatz zu unserer alten Hütte aus richtigen festen Mauern und einem Ziegeldach, dem nicht einmal einer unserer typischen Tropengüsse etwas anhaben konnte. Mein jüngster Bruder, der wie ein Wiesel rennen konnte, verschwand als erster in der Eingangstür. Gleich darauf hörten wir seine hohe, schrille Stimme um Hilfe schreien; Sekunden später war uns, als hätte uns ein Blitz getroffen: Vier schwer bewaffnete Männer traten aus dem Haus, ungewaschen, unrasiert, und einer von ihnen hielt meinen kleinen Bruder wie ein Paket unter dem Arm. «Wenn ihr den Bengel lebend wiederhaben wollt, muß der Vater uns begleiten. Wir brauchen einen Führer durch die Berge!»

Klar, daß Vater nichts anderes übrigblieb, als ihrem Befehl zu gehorchen! Er besaß ja nicht einmal ein Gewehr, und selbst wenn er eins gehabt hätte, jeder Widerstand wäre sinnlos gewesen! Scheinbar seelenruhig willigte er ein, sie zur Grenze zu begleiten, ja, man hätte sogar meinen können, er sei froh, ihnen einen Gefallen zu tun. Nur wer Vater so gut kannte wie ich, konnte etwas von der Wahnsinnswut ahnen, die ihn gepackt hatte. Mir war sofort klar, daß er etwas vorhatte und sich von den Banditen befreien würde.

Ich hatte recht, denn später erzählte Vater, wie er seine Flucht vorbereitet hatte. Zwei Tage und Nächte, solange er mit ihnen marschierte, lag er ihnen mit seinem Gejammer in den Ohren, daß es schrecklich sei unter den Sandinisten. Nicht einmal in Ruhe durch die Berge könne man als friedlicher Bauer gehen. Wenn man hinunterkäme nach Waslala, nähmen sie einen gleich ins Gebet und wollen einen in die Milizen pressen. Als ob ein Bauer Zeit und Muße hätte für diesen Unsinn. «Mit Gewehren herumfuchteln, während der Boden auf die Aussaat wartet! Soldaten wollen sie machen aus unsereinem. Aber mit mir nicht! Dafür müssen die sich einen anderen suchen. Mit mir nicht!»

Zunächst waren die Banditen sicherlich erfreut, einen «Gleichgesinnten» gefunden zu haben, aber Vaters Schimpftiraden mußten selbst diesen Kerlen auf die Nerven gegangen sein. In der zweiten Nacht legten sie sich in einigen Metern Entfernung von ihm zum Schlafen nieder und zogen sich die Zeltplane über die Ohren, denn Vater führte weiterhin laut Selbstgespräche. Als sie am nächten Morgen aufwachten, war sein Schlafplatz leer und auch ihr Sack mit Proviant verschwunden. Aber es kam noch schlimmer für sie. Kaum hatten sie sich aufgerafft, das letzte Stück Weges bis zur Grenze zu marschieren, stießen sie auf eine Abteilung der sandinistischen Volksarmee. Das Gefecht von etwa zwanzig Minuten überlebte keiner von ihnen. Mein Vater hatte unsere Soldaten zu den vier Banditen geführt.

Das schöne, feste Haus bei Zinica mußten wir schon bald wieder räumen. Kleine,

bewaffnete Banditentrupps stellten eine zu große Gefahr für alle Bauernfamilien dar, die in einsamen, abgelegenen Häusern wohnten. Es gab nur eine Lösung: Mehrere Familien mußten sich zusammen in einem Tal oder an einem Berghang ansiedeln, damit sie einander im Augenblick der Gefahr beistehen konnten.

Vereinzelte, unbewohnte Bauernhäuser oder Hütten gab es in der Gegend um Waslala genügend, aber wo sollte man zwanzig, dreißig Personen unterbringen, wo eine neue Ortschaft gründen? Man mußte es halten wie die ersten Siedler, die vor Jahrzehnten die Bergregionen urbar gemacht hatten, mußte bei Null anfangen. Und für diesen Plan, der nichts anderes versprach als harte körperliche Arbeit und unsagbare Entbehrungen, fanden sich schließlich außer uns noch weitere sechs Familien.

Wo die heutige Gameinde «El Naranjo» liegt, war im Jahre 1981 noch dichter Urwald, teilweise steiniger Boden und – als einziger Lichtblick – ein Bach, der fast das ganze Jahr über Wasser führte. Da stand kein Haus, keine Hütte, es gab nicht einmal eine geräumige Höhle, in der wir in den Nächten Zuflucht nehmen konnten. Ein paar Äxte, ein Dutzend Buschmesser, das war alles, war wir besaßen, um das Land urbar zu machen. Anfangs hätten wir fast den Mut verloren, so aussichtslos schien unser Vorhaben. Aber Vater arbeitete unermüdlich, und immer, wenn eines der Familienoberhäupter die Flinte ins Korn werfen wollte, ging er mit seinem Beispiel voran, ohne viele Worte. Er nahm einfach seine Machete und hieb auf das Unterholz ein, daß einem Hören und Sehen verging. Und so kamen wir Schritt für Schritt voran, rodeten ein großes Stück des Waldes, gruben den Boden um, nicht selten beinahe mit bloßen Händen, und errichteten die ersten primitiven Hütten. Tagsüber zogen die jüngeren Kinder mit ein paar Hunden in den Wald und jagten wilde Tiere oder sammelten eßbare Früchte. Davon ernährten sich die sieben Familien, bis wir, etwa zwölf Monate später, unsere erste Ernte einbringen konnten.

Nach und nach sprach es sich in der Gegend herum, daß es da mitten in den Bergen «Verrückte» gab, die ein Dorf gegründet hatten. Immer öfter kamen Schaulustige, um uns bei der Arbeit zuzusehen und das Entstandene zu begutachten. Manch einer packte auch mal mit an oder lieh uns ein Maultier, damit wir die gefällten Baumstämme leichter beiseite räumen konnten. Aber so richtig froh waren wir erst an jenem Tag, an dem die erste fremde Familie mit Sack und Pack bei uns erschien und darum bat, in unsere Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Vater, den die anderen stillschweigend zu ihrem Sprecher gemacht hatten, wies den Neuankömmlingen einen Platz für ihre künftige Hütte zu und hieß sie im Namen aller willkommen. Man sei sehr froh über jede Hand, die zuzupakken verstehe, nein, man habe nichts dagegen, das Dorf zu vergrößern. Nur eins müsse von vornherein klargestellt werden: In «El Naranjo» sei Schluß mit Egoismus und Eigenbrötelei, hier werde auf neue Art gesät, bestellt und geerntet: genossenschaftlich.

So entstand 1981 die Genossenschaft «24. August», eine der ersten in der Gegend von Waslala. Inzwischen sind aus den sieben Hütten dreihundert geworden. Dreihundert Familien, die gemeinschaftlich arbeiten und alles ehrlich untereinander teilen. Vater ist der Vorsitzende der Genossenschaft.

Über mich soll ich sprechen? Ich finde, da gibt es nichts Erzählenswertes. Ich weiß nicht einmal, warum man gerade mich ausgewählt hat, mit dieser Delegation in die DDR zu kommen. Tausende von Jungen, die so gelebt und gehandelt haben wie ich, hätten an meiner Stelle sein können. Ich habe wirklich nichts Besonderes vollbracht. Ja, sicher, die Sache mit der Verteidigung ..., aber das war keine besondere Leistung, das war etwas, was unbedingt getan werden mußte.

Selbstverständlich wurde unsere Cooperative den reicheren Bauern der Gegend ein Dorn im Auge. Da wir bereit waren, jeden aufzunehmen, auch wenn er nichts anderes mitbrachte als das Hemd, das er am Leibe trug, verließen viele Landarbeiter die Güter der Umgebung und schlossen sich

unserer Genossenschaft an. Das konnte natürlich den Gutsbesitzern nicht gleichgültig sein. Bisher hatten sie es schließlich immer geschafft, die Landarbeiter in Schach zu halten. Wenn diese aufmuckten und den Zorn des Herrn auf sich lenkten, was blieb ihnen, welchen Ausweg gab es für sie, wo konnten sie hingehen, wovon wollten sie leben?

Unsere Genossenschaft hatte mit einem Schlag alles verändert. Natürlich klagten die Gutsbesitzer den Contras, die immer zahlreicher von Honduras her auf unser Gebiet vordrangen, ihr Leid, denn schließlich standen sie auf derselben Seite in diesem nicht erklärten Krieg. Die reichen Bauern lieferten den Contras Verpflegung und Lasttiere, und dafür versprachen die Banditen, unsere Genossenschaft zu liquidieren. Sie hatten sich längst darauf spezialisiert, alles das anzugreifen, was die Revolution verkörperte: Kindergärten und Schulen, Maschinenparks, Getreidedepots und Genossenschaften, aber auch Menschen, die auf unserer Seite standen: Lehrer und Krankenschwestern, Agrarspezialisten aus Managua.

Wir berieten, wie wir uns gegen die Banditen schützen könnten.

Es stimmt schon, daß ich die Idee hatte, hinunterzugehen nach Waslala und die Genossen vom Innenministerium um ein paar Gewehre zu bitten. Sie und die in Waslala stationierte Einheit der Volksarmee waren vollauf damit beschäftigt, konterrevolutionäre Gruppen aufzuspüren und zu verfolgen. Wir konnten nicht verlangen, daß sie ihre Zelte in der Nähe der Genossenschaft aufschlugen, um uns zu beschützen. Das mußten wir schon selbst tun. Und wer nicht wußte, wie man mit einem Gewehr umging, der mußte es eben lernen.



Aber die Sache war nicht so leicht, wie ich es mir gedacht hatte. Es gab nicht genug Gewehre für uns alle. Wenn ich mich recht entsinne, gab man uns damals, 1982, Waffen und Munition für nicht mehr als zwölf Mann, und wir waren an die einhundertzehn Kampffähige in der Genossenschaft. Außerdem gab es da noch etwas zu bedenken. Selbst von diesen Gewehren durften nicht alle Bauern der Gegend erfahren, denn niemand wußte, ob die Contras und die reichen Bauern nicht einen der Ihren bei uns eingeschleust hatten. Also erhielten die elf zuverlässigsten Männer oder Jungen von «El Naranjo» ein Gewehr, und wir zogen in den Nächten in die Berge, um zunächst unbeobachtet Schießübungen zu machen. Tagsüber vergruben wir die Gewehre unter unseren Betten, im Sandfußboden der Hütten, und nachts verteilten

wir uns auf dem Gelände der Genossenschaft, um Wache zu halten. Erst nach und nach konnten wir es wagen, offen zuzugeben, daß wir eine Miliz aufgestellt hatten. Aber da besaßen wir bereits eine stattliche Anzahl Waffen und hatten genügend Selbstbewußtsein, um sie vor aller Augen zu zeigen.

So ist es noch heute. Wir bestellen die Felder und tragen dabei unsere Gewehre auf dem Rücken, sichtbar für jeden. Es scheint eine gute Abschreckung zu sein, denn bisher hat es keinen Angriff auf unsere Genossenschaft gegeben. Auch sonst sind wir gut vorangekommen. Heute besitzen wir dreißig Zugtiere. Wir ernten genügen Mais, Bohnen und Gemüse, um das Jahr über für alle ausreichend zu essen zu haben. Verkaufen können wir noch nichts, denn nicht alle arbeitsfähigen Männer können sich der Landwirtschaft so widmen, wie sie es wünschen. Ständig sind dreißig bis fünfzig von uns Jüngeren mobilisiert, das heißt, wir stehen irgendwo an der Grenze zu Honduras, damit die Contras gar nicht erst eindringen können in unser Land. Immer wieder provozieren sie Zwischenfälle. Mein Bruder hat schon 28 Kämpfe mitgemacht und wurde dabei nur einmal verwundet: am Arm, nichts Ernstes. Ich selbst bin schon sechsmal in einen Hinterhalt der Contras geraten, das letzte Mal in diesem Sommer, am 19. Juli. Wir begleiteten einen Lastwagen mit etwa hundert Frauen und Kindern zu einem Meeting in der Stadt Jinotega, zum fünften Jahrestag der Revolution. Unterwegs griff uns eine dieser Banden an, ganz überraschend, etwa zwanzig Mann. Nur vier von uns hatten ein Gewehr. Acht Frauen und Kinder waren auf der Stelle tot. Als wir uns von dem ersten Schock erholt hatten, sprangen wir ab und erwiderten das Feuer, bis uns die Munition ausging. Der Lastwagen mit den Zivilisten konnte entkommen. Zu unserem Glück griff auch sofort eine offensichtlich in der Nähe stationierte Abteilung unserer regulären Armee ein. Die Contras bezahlten ihr Verbrechen mit dem Leben, alle. Auf unserer Seite gab es, unter den Kämpfern meine ich, einen Toten und vier Verletzte. Aber so etwas gehört bei uns zum Alltag.

Manchmal denke ich, man müßte das alles aufschreiben, für später. Alles, was wir erreichen, und die Mühe, die es uns kostet, und auch, was unsere Gegner unternehmen, um uns daran zu hindern. Vielleicht genügt es aber auch, den kommenden Generationen, wenn sie im Geschichtsbuch lesen, die Gewißheit zu hinterlassen, daß uns nichts und niemand in die Knie zu zwingen vermochte. Meinst du nicht auch, compañera?

Erde, schöne Erde …

Uwe Berger

Erde, schöne Erde, deine
Dämmerwälder, Himmelsmeere
lieb ich, Tiere, Gräser, Steine,
laute Fülle, stille Leere.

Wenn die wüsten Fieberschauer
über deine Züge wehen:
Erde, schöne Erde, blauer
Stern, dein Licht darf nicht vergehen.

Leben find ich in dem Auge
der Bedrohten und der Wachen,
in dem Kuß der, der ich tauge,
in dem Weinen, in dem Lachen.

Und ich hab getan, genossen,
mitbekämpft das Ungeheure;
Ströme sind dahingeflossen,
Leben – daß es sich erneure.

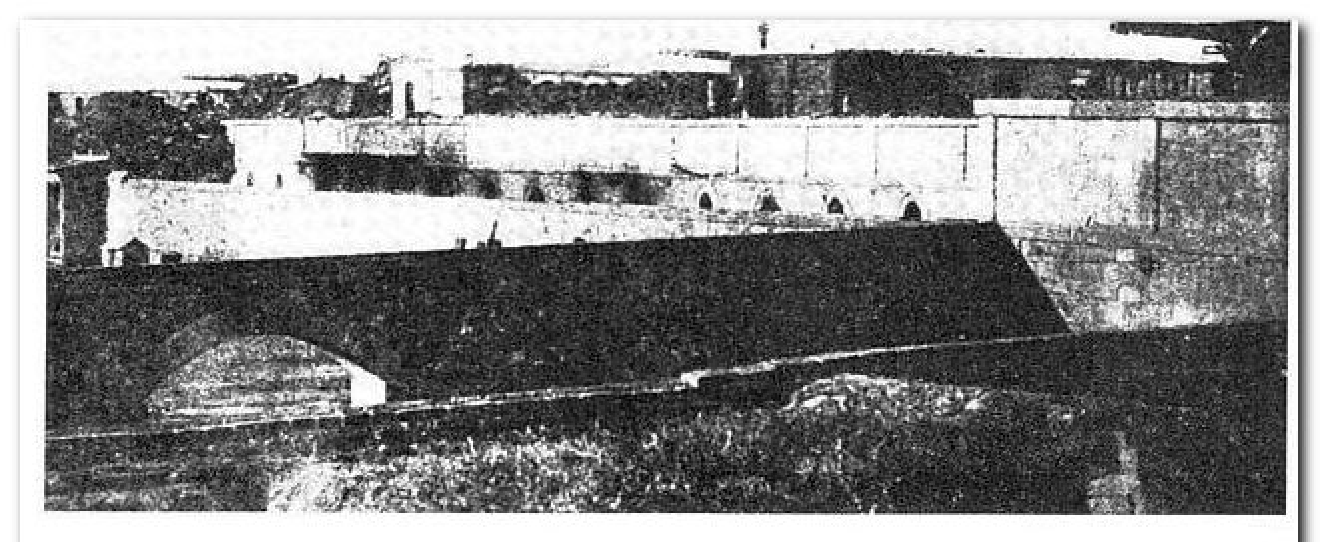
Wenn die wüsten Fieberschauer
über deine Züge wehen:
Erde, schöne Erde, blauer
Stern, dein Licht darf nicht vergehen.

Belagerung und Fall der Festung Port Arthur

Oberst d. R. Dieter Peißker

Die Vorgeschichte

In neueren Atlanten sucht man unter diesem Namen die anno 1904 heißumkämpfte Festung vergeblich. Der Ort heißt heute wieder Lüshun[1] und ist ein wichtiger Hafen und Flottenstützpunkt der Volksrepublik China. Seit eh und je China zugehörig, erlangte das einstige Fischerdorf aufgrund seiner hervorragenden strategischen Lage auf der Halbinsel Liaodong im Gelben Meer Ende des 19. Jahrhunderts das Interesse zweier rivalisierender Großmächte. Das geschah im Zusammenhang mit der kolonialistischen Unterwerfung Chinas, mit der die Aufteilung der Welt in Kolonien und Einflußsphären der Großmächte praktisch beendet wurde. Japan plante die Okkupation Koreas und der Mandschurei und bedurfte dazu der Seeherrschaft im Gelben Meer. Beunruhigt durch die begonnene Umwandlung Lüshuns in eine befestigte Basis der chinesischen Nordflotte, nahm es Meinungsverschiedenheiten mit China wegen Korea zum Anlaß, um China 1894 zu überfallen, militärisch zu schlagen und ihm im Vertrag von Shimonoseki schwere Friedensbedingungen aufzuerlegen. Dazu gehörte auch die Abtretung der Halbinsel Liaodong an Japan. Die Stärkung der japanischen Positionen in China und Korea rief das zaristische Rußland auf den Plan, das um seine fernöstlichen Territorien fürchtete und selber weitreichende Interessen in Korea und der Mandschurei verfolgte. Mit der diplomatischen Unterstützung Frankreichs und Deutschlands gelang es Rußland, Japan zur Rückgabe der Halbinsel Liaodong an China zu zwingen. Die herrschenden Kreise Japans nahmen diese schwere politische Niederlage zum Anlaß, sich langfristig auf einen Krieg gegen Rußland vorzubereiten, um es als pazifische Seemacht und als Konkurrenten im Kampf um Korea und die Mandschurei auszuschalten. Die zaristische Regierung war indessen bestrebt, ihre Positionen im Fernen Osten auszubauen. Zunächst handelte sie sich von der chinesischen Regierung für ein Defensivbündnis gegen Japan die Erlaubnis ein, ihre im Bau befindliche transsibirische Eisenbahn durch einen exterritorialen Korridor in der nördlichen Mandschurei auf kürzestem Wege nach Wladiwostok zu führen. Damit sollte zugleich der mandschurische Markt für den russischen Export erschlossen werden. Danach ging sie, von Deutschland ermuntert, das sich eben die Bucht von Kiautschou (Jiaozhouwan) als Basis für das Ostasiengeschwader seiner Kriegsflotte angeeignet hatte, zum «Erwerb» eines ähnlich günstig gelegenen, eisfreien Hafens in China über. Im Dezember 1897 lief das russische Pazifikgeschwader in Lüshun ein und überwinterte dort. Russische Unterhändler nötigten der chinesischen Regierung einen Vertrag ab, durch den Lüshun und die Halbinsel Kwantung (Guangdong) – also der äußerste, weit ins Gelbe Meer hineinragende Zipfel Liaodongs – für 25 Jahre an Rußland verpachtet wurde. Port Arthur,



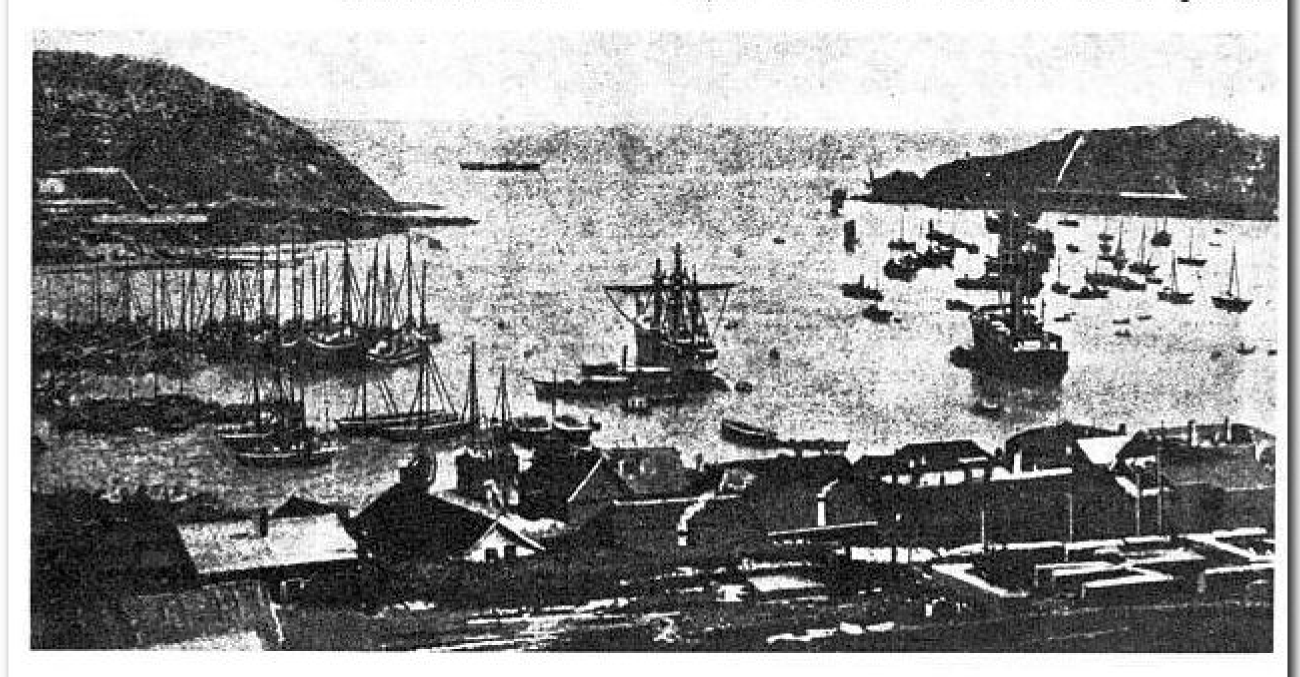
wie Lüshun jetzt offiziell genannt wurde, sollte zu einer land- wie auch seeseitig stark befestigten Flottenbasis ausgebaut werden, die es erlaubte, die russische Seemacht das ganze Jahr über in den fernöstlichen Gewässern zu demonstrieren und die russischen Interessen in der Mandschurei von See her zuverlässig abzusichern.

Jetzt war es Rußlands wachsender Einfluß in der Mandschurei, der den Argwohn der anderen an China interessierten Großmächte erregte und in der Folge zu einer für Rußland gefährlichen japanisch-britischen-amerikanischen Annäherung führte.

Im Jahre 1900, während 7 europäische Staaten und die USA eine breite Aufstandsbewegung des chinesischen Volkes gegen die zunehmende kolonialistische Versklavung des Landes militärisch niederwarfen, nutzte das mit beteiligte Rußland die Gelegenheit, um die gesamte Mandschurei zu okkupieren. Das brachte die in Japan zu dieser Zeit ans Ruder gekom-

Blick auf ein Küstenfort von Port Arthur

Blick auf die Einfahrt zum Hafen Port Arthur. In der Nacht zum 9. Februar 1904 griffen japanische Torpedoboote das vor Port Arthur ankernde russische Pazifikgeschwader noch vor der offiziellen Kriegserklärung überraschend an und beschädigten 2 Linienschiffe und 1 Kreuzer



mene extrem aggressive Militärclique auf den Plan. Sie beschloß, den Krieg gegen Rußland zu beginnen, noch ehe der Bau der transsibirischen Eisenbahn beendet und Rußland in der Lage war, schnell und in großer Zahl Truppen aus den westlichen Gebieten des Reiches in den Fernen Osten zu verlegen. Es gelang ihr, Rußland außenpolitisch im Fernen Osten völlig zu isolieren. Dessenungeachtet trugen Rußlands herrschende Kreise das Ihre dazu bei, weiteren Zündstoff in der Region anzuhäufen.

In Petersburg glaubte man nicht, daß Japan schon bald zum Krieg bereit sein würde, und setzte völlig unrealistische Erwartungen in die eigenen Potenzen. Aus diesem Grunde blieben die militärischen Vorbereitungen Rußlands auf die selbstgewollte Auseinandersetzung mit Japan weit hinter den Erfordernissen der Lage zurück. Sie entsprachen in keiner Weise der Absicht, durch einen «siegreichen» Krieg der inneren Schwierigkeiten des Landes Herr zu werden und den offenen Ausbruch der revolutionären Krise zu verhindern.

So war Rußland praktisch nicht kriegsbereit, als in der Nacht zum 9. Februar 1904 japanische Torpedoboote überraschend



DIE VERTEIDIGUNG PORT ARTHURS
JULI 1904 BIS JANUAR 1905



Generalleutnant Stössel war Festungskommandant von Port Arthur und wurde später zum Befehlshaber des Befestigten Kwantunger Raumes ernannt



General M. Nogi sollte mit seiner 3. Armee die Festung Port Arthur erobern



Generalmajor Kondratenko, Kommandeur der 7. Ostsibirischen Schützendivision, wurde seit der engen Einschließung Port Arthurs durch Nogis Truppen zum Befehlshaber der russischen Landfront zur Verteidigung der Festung ernannt

noch vor der Kriegserklärung das russische Pazifikgeschwader angriffen, dessen Gros unzureichend gesichert auf der Außenreede von Port Arthur lag. Dabei wurden 3 Schiffe durch Torpedos beschädigt. Wenige Stunden später schoß ein japanisches Geschwader, das die Anlandung japanischer Truppen in Korea deckte, vor dem Hafen Tschemulpo (Inchon) weitere 2 russische Schiffe zusammen.

Mit dem Überfall auf das russische Pazifikgeschwader hatte der unvermeidbar gewordene Russisch-Japanische Krieg begonnen. Er war seinem politischen Charakter nach ein typischer Krieg der neuen imperialistischen Verhältnisse, die sich durch den Eintritt des Kapitalismus in das monopolistische Stadium seiner Entwicklung in den letzten Jahren herausgebildet hatten. Er war ein Krieg zwischen zwei imperialistischen Räubern, die sich gegenseitig ihre Beute mißgönnten und nun auch im Fernen Osten zum Kampf um eine Neuaufteilung der Welt unter die Großmächte bliesen.

Der japanische Kriegsplan sah vor, nach der Vernichtung der russischen Pazifikflotte und Erringung der Seeherrschaft auf dem Festland anzulanden, rasch Port Arthur einzunehmen, die russischen Hauptkräfte im Raum Liaoyang zu zerschlagen und im weiteren die Mandschurei und das Ussuri-Küstengebiet zu erobern.

Die Japaner verfügten nach der Mobilmachung über eine Armee von 375 000 Mann mit 1 140 Geschützen und 147 Maschinengewehren. Sie war in mehrere Feldarmeen gegliedert. Oberbefehlshaber war Marschall I. Oyama. Zur Kriegsflotte unter dem Befehl von Vizeadmiral H. Togo gehörten 6 Linienschiffe, 8 Panzerkreuzer, 12 Kreuzer sowie 46 Torpedoboote unterschiedlicher Größe. Für die Landungstruppen wurde in den westlichen Häfen Japans eine Flotte von Transportschiffen zusammengezogen.

Nach dem russischen Kriegsplan sollte die Pazifikflotte eine Anlandung japanischer Truppen auf dem Festland verhindern. Falls dieses nicht gelang, sollten die russischen Landstreitkräfte zunächst defensiv handeln, nämlich Port Arthur standhaft verteidigen und mit einem Teil der Kräfte die japanischen Truppen durch hin-

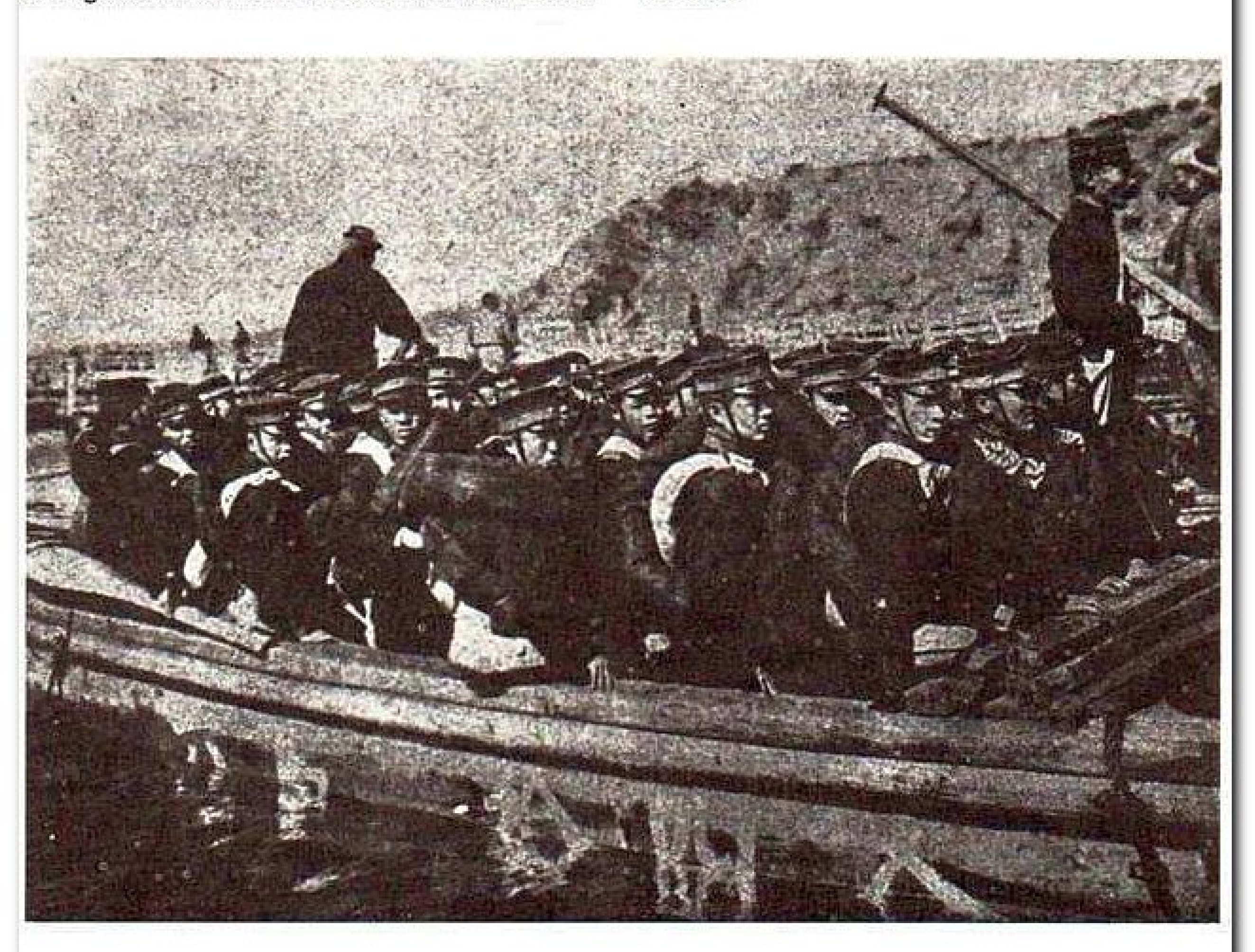
haltende Kampfführung, gepaart mit schrittweisem Zurückweichen in Richtung auf die inzwischen im Raum Liaoyang-Haichen versammelten Hauptkräfte, schwächen und von ihren Nachschubbasen entfernen. Schließlich sollten sie dann durch eine allgemeine Offensive endgültig zerschlagen und vom Festland vertrieben werden. Abschließend war eine Landung auf den Japanischen Inseln vorgesehen.

Allerdings hatte Rußland zu Beginn des Jahres 1904 im Fernen Osten lediglich 2 Armeekorps mit 98000 Mann, 148 Geschützen und 8 Maschinengewehren sowie 24000 Mann Wachtruppen disloziert. Davon standen auf der Kwantung-Halbinsel 2 Schützenbrigaden mit insgesamt 24550 Mann. Sie wurden bald darauf in Divisionen umgewandelt. Festungskommandant von Port Arthur war Generalleutnant A. M. Stössel. Am 27. März 1904 wurde er zum Befehlshaber des Befestigten Kwantunger Raumes ernannt. Als neuer Festungskommandant unterstand ihm Generalleutnant K. N. Smirnow. Mit Kriegsbeginn wurde die Mandschurische Armee formiert, geführt von Generalleutnant A. N. Kuropatkin.

Die russische Flotte verfügte im Fernen Osten über 63 Kampfschiffe. Das Pazifikgeschwader war in Port Arthur basiert. Zu seinem Bestand gehörten 7 Linienschiffe, 1 Panzerkreuzer, 6 Kreuzer, 5 Kanonenboote, 27 Torpedoboote unterschiedlicher Größe sowie einige andere, zum Teil veraltete Kampfschiffe. Befehlshaber war Vizeadmiral O. W. Stark. Eine Kreuzerabteilung war in Wladiwostok stationiert. Zu ihr gehörten 3 Panzerkreuzer, 1 Kreuzer und 10 Torpedoboote.

Im Ergebnis des überraschenden Überfalls wurde das Pazifikgeschwader zwar

Am 5. Mai 1904 begannen japanische Truppen mit der Anlandung auf der Liaodong-Halbinsel im Gelben Meer





vorübergehend geschwächt, aber nicht ausgeschaltet.

Die Russen selbst erleichterten den japanischen Truppen die Erringung der Seeherrschaft, indem ihre Führung die schweren Schiffe untätig im Hafen zurückhielt und keine Anstalten machte, die japanische Blockade zu durchbrechen. Aktivierungsversuche des neuen Flottenchefs S. O. Makarow waren nur von kurzer Dauer. Sie schliefen wieder ein, nachdem dieser mit seinem Flaggschiff «Petropawlowsk» nach einem Minentreffer untergegangen war.

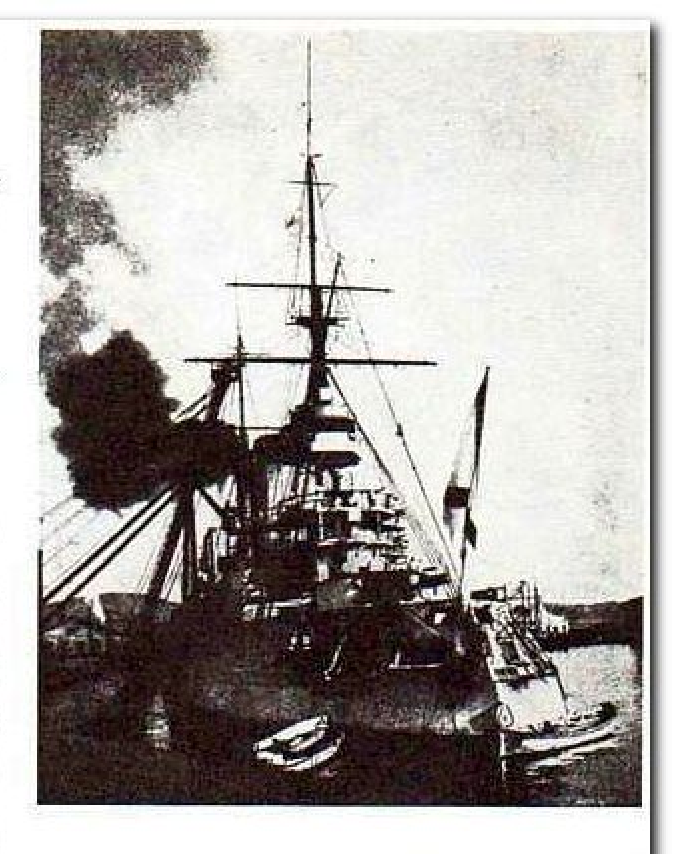
Die Einschließung

So konnten am 5. Mai die Japaner ungehindert auf Liaodong landen. Ihre vom koreanischen Hafen Tschinampo (Nampho) kommenden Transportschiffe setzten südlich Piziwo die ersten Truppenteile der 2. Armee des Generals Y. Oku an Land. Der Landungsabschnitt war in der Luftlinie nur etwa 100 km von Port Arthur entfernt. Die nächste stärkere Gruppierung war 45 bis 50 km vom Landungsabschnitt entfaltet und deckte die Landenge von Jinzhou (Jinxian), die den Zugang nach Port Arthur bildete. Die Japaner konnten infolgedessen mühelos bis zum Südzweig der Ostchinabahn vorstoßen und diese Lebensader Port Arthurs zusammen mit der Telegrafenverbindung unterbrechen. Bis zum 16. Mai drangen die Japaner nahezu ungehindert an den Rand der Ebene von Jinzhou vor und besetzten und befestigten die sie umgebenden Höhen.

Am 26. Mai brachen sie, durch gravierende Fehler der russischen Führung begünstigt, mit zehnfacher Übermacht den hartnäckigen Widerstand eines russischen Schützenregiments und drangen über die Landenge von Jinzhou in das Vorfeld der Festung vor. Die unmittelbar danach durch Umgruppierung und Anlandung frischer Kräfte gebildete japanische 3. Armee unter General M. Nogi zwang die Russen in mehreren Gefechten zum Rückzug auch aus den Zwischenstellungen und schloß Ende Juli um Port Arthur einen festen Belagerungsring.

Eine schwere 280-mm-Haubitzenbatterie bei der Beschießung von Forts der Festung Port Arthur

Das Linienschiff «Zesarewitsch», Flaggschiff des Pazifikgeschwaders, im Hafen von Port Arthur. Nach dem gescheiterten Ausbruchsversuch des Geschwaders am 10. August 1904 schlug sich das Schiff nach Tsingtau durch und wurde dort interniert



Die Belagerung

Bei Kriegsausbruch war Port Arthur als Festung noch völlig unfertig gewesen. Abgesehen davon, daß schon bei der Planung aus ökonomischen Zwängen Abstriche gemacht worden waren, war der Bau infolge des chronischen Geldmangels der zaristischen Regierung viel zu schleppend vor sich gegangen. Während die Befestigungen der Seeseite im wesentlichen fertiggestellt waren, hatte es auf der Landseite ganz erhebliche Rückstände gegeben. Hier war aber seit Kriegsbeginn unter Anspannung aller Kräfte und Mittel manches aufgeholt worden. In vorteilhafter Berglage zog sich jetzt ein dichtes Netz von Befestigungen halbkreisförmig um Stadt und Hafen Port Arthur, das aus Forts, Zwischenwerken, ständigen und feldmäßigen Batteriestellungen, Redouten, Lünetten und Kaponnieren[2] bestand, die untereinander durch Schützengräben verbunden und durch Drahtsperren, Minenfelder und tiefe Gräben gesichert waren. Bei Nacht konnte das Vorfeld der Festung durch Scheinwerfer beleuchtet werden. Vor der Befestigungslinie waren auf Höhen bzw. in geeigneten Geländeabschnitten vorgeschobene Positionen angelegt, die mehr oder weniger stark pioniertechnisch ausgebaut waren. Insgesamt hatte die Garnison der Festung am 30. Juli eine Stärke von 42 445 Mann. Sie verfügte über 646 Geschütze und 62 Maschinengewehre. Mit Beginn der engen Einschließung wurde der Kommandeur der 7. OSSD (Ostsibirische Schützendivision), Generalmajor R. I. Kondratenko, zum Befehlshaber der Landfront berufen; Generalmajor A. W. Fock wurde als Führer der Allgemeinen Reserve der Festung eingesetzt.

Von Marschall Oyama gedrängt, sich mit der Einnahme Port Arthurs zu beeilen, bereitete Nogi die 3. Armee auf eine kurzfristige Belagerung und schnelle Eroberung der Festung vor.

Am 7. August nahmen die Japaner erstmals Stadt und Hafen von Land aus unter Feuer. Am selben Tage noch griff ihre 11. ID (Infanteriedivision) die der Ostfront der Festung vorgelagerten Positionen auf den Bergen Takuschan und Hsiaukuschan an. Es dauerte bis zum frühen Morgen des 9. August, ehe die Japaner den Widerstand der wenigen Verteidiger gebrochen und nacheinander beide Höhen besetzt hatten. Russische Gegenangriffe blieben erfolglos.

Um den Kampfkern des Pazifikgeschwaders zu schonen, hatte der amtierende Geschwaderchef W. K. Witthöft bis dahin fast nur Kreuzer, Kanonen- und Torpedoboote zur gelegentlichen Unterstützung des Kampfes an der Landfront eingesetzt. Mit der Beschießung Port Arthurs von Land aus waren nun aber die kostbaren Linienschiffe sogar im Hafen gefährdet. Deshalb unternahm das Geschwader am 10. August



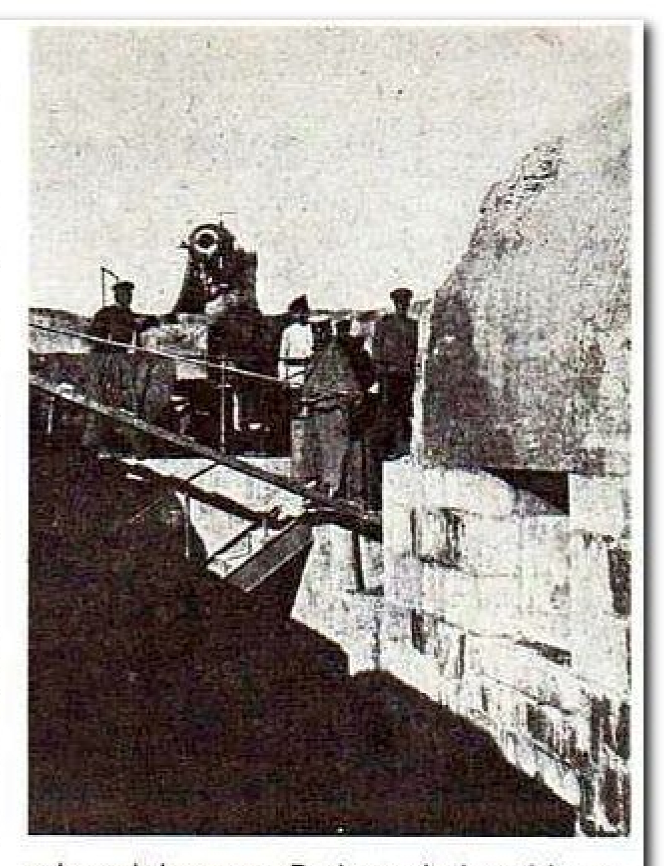
einen Durchbruchsversuch nach Wladiwostok. Wenige Seemeilen von Port Arthur entfernt, wurde es von Togos Flotte zum Kampf gestellt und vollständig zersprengt. Das Flaggschiff des Pazifikgeschwaders «Zesarewitsch» sowie 2 Kreuzer schlugen sich beschädigt in neutrale Häfen durch, wo sie abgerüstet wurden. Der Kleine Kreuzer «Nowik» erreichte zwar Sachalin, wurde dort aber in einem Gefecht mit japanischen Kreuzern beschädigt und von der eigenen Besatzung versenkt. Das Gros des Geschwaders kehrte nach Port Arthur zurück. Durch Abgabe von Geschützen und Mannschaften an die Landfront nahm es von nun an in steigendem Maße an der Verteidigung der Festung teil. Als Faktor der Seekriegführung spielte es keine Rolle mehr.

In der Nacht zum 14. August unternahmen die Japaner einen Angriff gegen die vorgeschobenen Positionen der Westfront der Festung. Nach vielen abgeschlagenen Angriffen gelang es ihnen schließlich, 3 schwach befestigte Höhen einzunehmen. Ihre Angriffe auf den Eckberg, dem eine zentrale Rolle innerhalb der vorgeschobenen Position zukam, scheiterten zunächst.

Am 19. August, 04.30 Uhr morgens, gab ein einzelner Kanonenschuß das Signal zu einem viele Stunden währenden Bombardement der Festung, an dem 360 Geschütze beteiligt waren. Es war der Auftakt zum japanischen Generalangriff auf die Festung. Nogis Plan zufolge begann er mit einem Ablenkungsmanöver auf dem rechten Flügel gegen die vorgeschobenen Positionen der Westfront. Am Nachmittag wurde dieser Nebenangriff auf die vorgeschobenen Positionen der Nordfront erweitert. Erst wenn durch deren Einnahme die Ausgangslage der Japaner verbessert worden wäre, sollte am Morgen des zweiten Angriffstages der eigentliche Hauptschlag gegen den nordöstlichen Abschnitt der Ostfront zwischen Batterie B und Fort III geführt werden. Der Kampf um die vorgeschobenen Positionen nahm einen äußerst erbitterten Charakter an. Nogi sah sich genötigt, den Angriffsbeginn der Hauptkräfte um einen Tag zu verschieben. Die Japaner konnten in diesen Kämpfen die stark dezimierte Besatzung des Eckberges zur Preisgabe der Höhe zwingen und die Redoute auf dem Panlunschan einnehmen. Ihre Versuche, die Tempel- und die Wasserlei-

Russische Infanterie in den Verschanzungen von Port Arthur

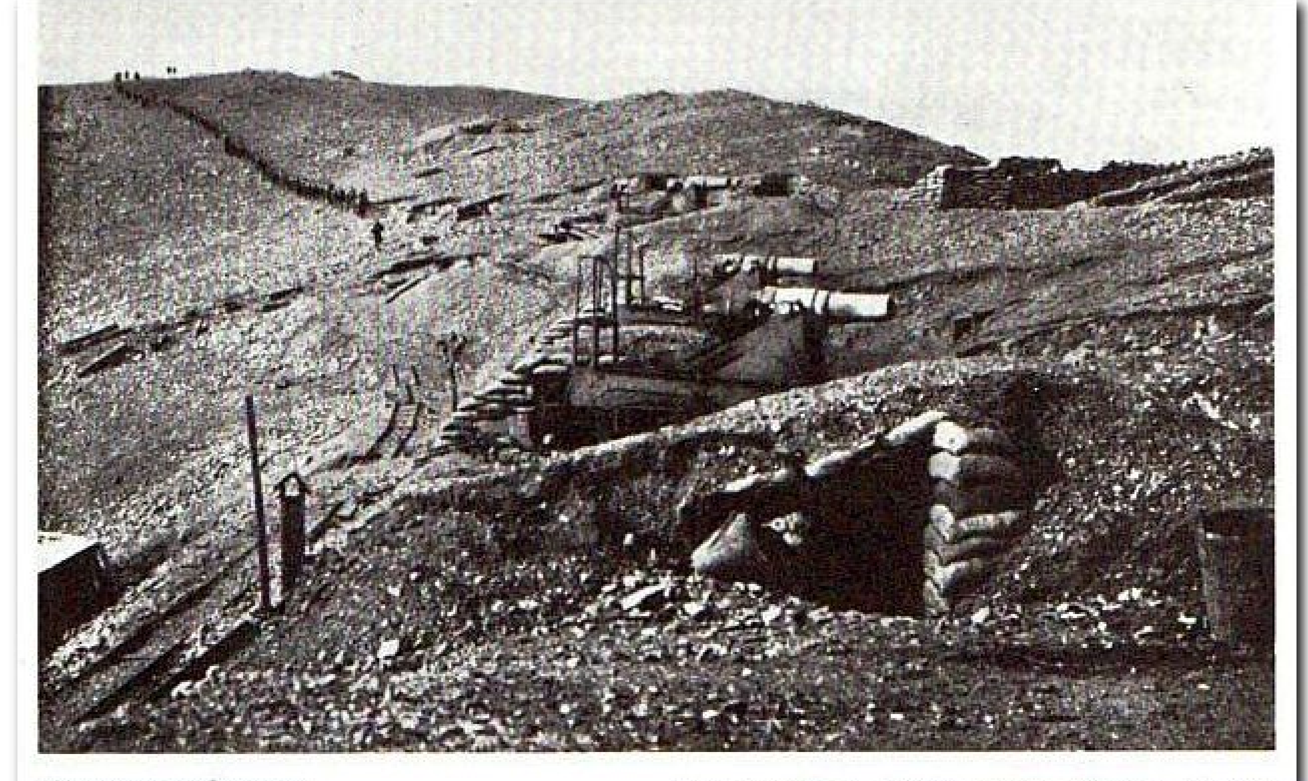
Japanisches Biwak in einer Donga, einer vom Regen ausgewaschenen Erdspalte, die zu einem Schützen- bzw. Verbindungsgraben ausgebaut wurde



tungsredoute zu erstürmen, scheiterten. In der Nacht zum 21. August gingen Nogis Truppen an der Ostfront zum Angriff über. Die 11. ID griff den Abschnitt von Batterie B bis Fort II, die 6. Brigade der 9. ID den von Fort II bis Fort III an, wo man mit den Redouten 1 und 2 die schwächste Stelle der russischen Verteidigung erkannt zu haben glaubte. Während der nächtliche Angriff auf Fort II von den Russen abgeschlagen wurde, gelang es den Japanern, in die rechts danebenliegende Kuropatkin-Lünette einzubrechen. Im Verlauf erbitterter Nahkämpfe wechselte sie noch dreimal den Besitzer. Sie blieb schließlich, total zerstört, in der Hand der Russen. Besonders schwere Kämpfe entbrannten um Redoute 1 und Kaponniere 2, die vom 7. IR (Infanterieregiment) der 6. Brigade angegriffen wurden. Obwohl die Japaner mehrfach und mit höchster Aufopferung stürmten, wurden alle ihre Angriffe abgeschlagen. Allerdings waren auch die Verluste der Russen sehr hoch. Auch, als nach einer kurzen Gefechtspause die japanischen Divisionsreserven in den Kampf geworfen wurden, gelang den Angreifern kein durchschlagender Erfolg. Total erschöpft, gaben sie ihre Angriffe bis zum nächsten Morgen auf.

Zur selben Zeit wurde an der Nordfront wieder erbittert um die Tempel- und die Wasserleitungsredoute gerungen. In der Nacht zum 22. August flammten auch die Kämpfe an der Westfront aufs neue auf. Hier wechselte ein «Totenkopf» genannter Berg viermal den Besitzer und fiel schließlich endgültig an die Japaner.

Am Morgen des 22. August führte Nogi an der Ostfront seine Armeereserven in den Kampf. Während der Angriff auf Fort II erneut scheiterte, gelang es den Japanern gegen Mittag, in die von der Artillerie total zusammengeschossene und nur noch schwach besetzte Redoute 1 einzudringen. Nogi hatte sich gerade zu der Erkenntnis durchgerungen, daß sein Versuch, Port Arthur mit einem einzigen gewaltigen Sturmangriff zu erobern, gescheitert war. Er befahl sofort, den Angriff zwischen Fort II und III mit aller Kraft fortzusetzen. Um Redoute 1 tobten in den nächsten Stunden abermals erbitterte Kämpfe. Beide Seiten führten mit immer neuen Kräften Angriff auf Angriff gegeneinander, wobei sich auf russischer Seite erstmals die Landungskompanien des Pazifikgeschwaders auszeichnen konnten. Nachdem die Redoute 1 sechsmal ganz oder teilweise den Besitzer gewechselt hatte und alle Reserven der Ostfront verausgabt waren, reichten die Kräfte der Russen nicht mehr aus, weiteren Angriffen standzuhalten. Die Redoute ging in den Besitz der Japaner über. Es drohte die Gefahr eines japanischen Durchbruchs durch die Befestigungslinie. Auch Redoute 2 ging in dieser Situation verloren. Der Fall der beiden Redouten beunruhigte die russische Führung außerordentlich. Stössel wies an, beide unverzüglich zurückzuerobern. Unter großen Opfern gelang es den Russen zwar, Redoute 1



Eine russische Haubitzenbatterie bei Port Arthur

zu stürmen und in Redoute 2 einzubrechen; im schweren Artilleriefeuer der Japaner konnten sie sich jedoch nicht behaupten. Die Redouten blieben eine Weile unbesetzt. Die japanischen Sturmtruppen waren inzwischen zu erschöpft, um den Angriff fortsetzen zu können. Nogi legte deshalb einen Ruhetag ein.

Erst in der Nacht zum 24. August versuchten die japanischen Truppen, den entscheidenden Durchbruch zu erzwingen. Ihr Angriff gegen die beherrschende Stellung «Großes Adlernest» scheiterte jedoch. Damit mißlang auch der Plan, Fort III und Zwischenwerk 3 vom Rücken her zu Fall zu bringen. Nogi, der nach Meinung ausländischer Militärbeobachter durch den eingelegten Ruhetag den bereits greifbar nahen Sieg noch aus der Hand gegeben hatte, war gezwungen, zur allmählichen Eroberung der Festung überzugehen.

Nach dem fehlgeschlagenen Generalangriff trat eine Periode relativer Ruhe ein. Die Japaner nutzten sie, um von den Redouten 1 und 2 aus Annäherungsgräben zu den nächsten russischen Befestigungen vorzutreiben sowie nach hinten Verbindungsgräben zu den eigenen Linien auszuheben. Im September legten sie im Abschnitt von Batterie B bis Kaponniere 3 neue Infanteriestellungen an, teilweise bis zu 5 hintereinander, die immer näher an die russischen Linien herangeschoben wurden. Sie dienten jeweils wieder als Ausgangspunkt neuer Annäherungsgräben an die russischen Befestigungen.

Da die vorgeschobenen Positionen der Russen die Japaner beim Bau der Annäherungsgräben behinderten, beschloß Nogi, diese durch einen nach Ziel und Kräfteeinsatz begrenzten Angriff einzunehmen. Im Verlauf erbitterter Kämpfe gelang es der 18. Brigade der 9. und der 2. Brigade der 1. ID, am 19. und 20. September Wasserleitungs- und Tempelredoute zu stürmen und damit die Flankenbedrohung für die Angriffsgruppierung vor der Ostfront zu beseitigen. Parallel zu diesen Angriffen nahm die 1. Brigade der 1. ID auch den Angriff an der Westfront wieder auf. Am Nachmittag des 20. September konnte sie die Russen zur Aufgabe des Langen Berges zwingen. Das Ringen um den Hohen Berg hielt noch 2 Tage an und endete nach dem geschickten Manöver eines Zuges rus-

sischer Feldartillerie in die Flanke der japanischen Aufstellung mit dem fluchtartigen Rückzug der Angreifer von den Hängen dieser heißumkämpften Höhe.

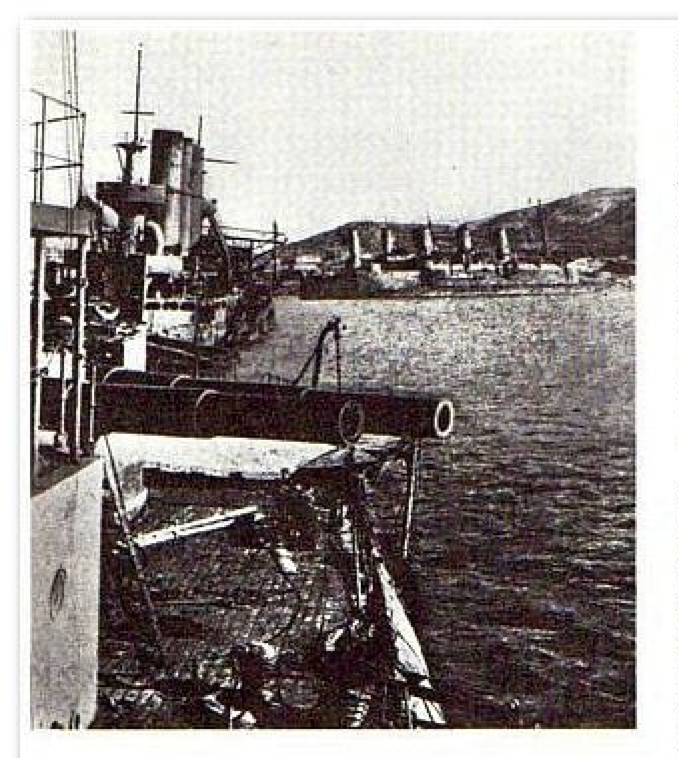
Die Festung wankt

Am 1. Oktober beschossen die Japaner erstmals die Forts II und III aus 280-mm-Haubitzen, deren 250-kg-Granaten die Betongewölbe der Forts durchschlugen. Eine dramatische Zuspitzung des Kampfes kündigte sich bei Fort II an, wo die Japaner von der vordersten Infanteriestellung aus eine unterirdische Minengalerie[3] gegen die Vorderfront vortrieben. Die Russen begegneten dieser Absicht mit der Anlage einer Konterminengalerie und zündeten am 27. Oktober hier ihre erste Mine. Von ihnen unbemerkt, legte die Sprengung aber auch einen Teil der Wand ihrer eigenen Grabenstreiche[4] frei, was die Japaner nutzten, um ein großes Loch in diese zu sprengen. Schießend und Handgranaten werfend, drangen sie anschließend in die Grabenstreiche ein, in deren engen, dunklen Betonkasematten[5] sich ein erbittertes Ringen entspann. Nach weiteren Sprengungen und hin und her wogendem Kampf nahmen die Japaner einen Teil der Grabenstreiche in Besitz und verschafften sich Zugang zum Vordergraben des Forts. In derselben Nacht sprengten die Japaner auch die rechte Grabenstreiche von Fort III und setzten sich ebenfalls dort fest.

Nach viertägiger Artillerievorbereitung, in deren Schutz sie nach schweren Kämpfen ihre Ausgangslage vor Fort III und Zwischenwerk 3 verbessert hatten, traten die 9. und die 11. ID am 30. Oktober an der Ostfront von Batterie B bis Zwischenwerk 3 erneut zum Angriff an. Um fast alle hier noch in russischer Hand befindlichen Befestigungen entbrannten blutige Kämpfe. Während Batterie B, die Kuropatkin-Lünette und Fort II bei beiderseits hohen Verlusten von den Russen behauptet werden konnten, warfen die Japaner die Russen nach wechselvollem Kampf aus Kaponniere 2 hinaus und nahmen diese in Besitz. Bei Fort III verzichteten die Japaner infolge der Gegenwehr der Russen auf den unmittelbaren Sturmangriff. Um so heftiger wurde um Zwischenwerk 3 gerungen, das nach einer schweren Explosion in einem provisorischen Munitionslager von der Besatzung zwar mit Mühe, letztlich aber erfolgreich gehalten werden konnte. Kaum 2 Stunden nach seinem Beginn war damit auch dieser Angriff der Japaner auf die Festung Port Arthur gescheitert. Ein am Tag darauf unternommener Versuch, wenigstens Fort II zu erobern, scheiterte im letzten Augenblick am Eingreifen russischer Reserven, die die bereits von der Rückseite her in das Fort eingedrungenen Japaner niederkämpften.

Nach dem gescheiterten Angriff forcierten die Japaner den Minenkrieg, setzten durch täglichen Artilleriebeschuß systematisch die Zerstörung der Festungswerke, der Stadt und des Hafens weiter fort und trieben ihre Stellungen immer noch näher an die russischen Linien heran. Das Ringen um die 3 noch unbezwungenen Befestigungen im Nordostabschnitt der Front nahm im November dramatische Formen an. Auf Fort II gelang es den Japanern mit viel Glück, in den noch von den Russen besetzten Teil der Grabenstreiche einzudringen. Diese wurden nach kurzem Kampf aus den Kasematten vertrieben. Der Vordergraben war damit völlig in der Hand der Japaner. Ähnliche Erfolge bei der Inbesitznahme von Sturmausgangspositionen hatten die Japaner auch auf Fort III und Zwischenwerk 3. Als Folge ihres Eindringens in Zwischenwerk 3 kam es dort in einem unterirdischen Verbindungsgang auf 30 Schritt Entfernung zu einem Duell leichter Infanteriegeschütze beider Seiten.

Am 16. November ging in Dalni zur Verstärkung der 3. Armee die 7. ID an Land, wodurch sich das Kräfteverhältnis weiter stark zugunsten der Japaner veränderte. Die Lage der Festung wurde hingegen immer kritischer. Zu den hohen Gefechtsverlusten kamen steigende Ausfälle durch den sich verschlechternden Gesundheitszustand der Truppen. Eine Ursache war hierfür die schwierige Versorgungslage der Festung. In wichtigen Positionen hatten die Lebensmittelvorräte trotz strengster Ratio-



Am 5. Dezember 1904 eröffneten die Japaner vom Hohen Berg aus mit 280-mm-Haubitzen das Feuer auf das Pazifikgeschwader in Port Arthur. 4 Linienschiffe, 1 Kreuzer und 1 Panzerkreuzer sanken. Das Foto vermittelt einen Eindruck von den Zerstörungen, die dieses Bombardement auf das russische Geschwader anrichtete

Das Innere von Fort III nach der Eroberung durch die Japaner. Im Vordergrund rechts ist der Eingang zu den Kasematten zu sehen, in denen der größte Teil der Besatzung nach der Explosion der Minen verschüttet wurde

nierung rapide abgenommen oder waren – wie bei Fleisch – Mitte November total aufgebraucht. Ernste Sorgen bereitete der Führung der Festung auch der Mangel an schwerer Artilleriemunition. Doch auch die Japaner standen unter Druck. Viel zu lange schon hielt sich die 3. Armee bei der Einnahme Port Arthurs auf, fehlten ihre Divisionen bei den großen Schlachten gegen die Mandschurische Armee. Zudem befand sich – aus der Ostsee kommend – das 2. Pazifikgeschwader der russischen Flotte im Anmarsch auf das Gelbe Meer. Die Japaner fürchteten seine Vereinigung mit den in Port Arthur liegenden Resten des 1. Geschwaders, die sie in eine schwierige Lage gebracht hätte. Nogi, von Abgesandten Oyamas gedrängt, entschloß sich deshalb zu einem vierten Sturmangriff auf die Festung, noch ehe die Minenarbeiten im Nordostabschnitt zum vollen Erfolg geführt hatten.

Der Angriff begann am 26. November. Die Hauptkräfte stellten erneut die 9. und die 11. ID. Wieder wurden von den Russen nacheinander mehrere Angriffe auf Batterie B, die Kuropatkin-Lünette und Fort II mit letztem Einsatz abgeschlagen. Lediglich auf Fort III und Zwischenwerk 3 gelangen den Japanern zeitweise Einbrüche, die aber durch das Eingreifen russischer Reserven bereinigt werden konnten. Am Abend waren die Japaner ihren Zielen absolut nicht näher gekommen. Da Nogi mit einer solchen Möglichkeit gerechnet hatte, trat eine spezielle Variante seines Angriffsplans in Kraft, ein Angriff auf die links rückwärts von Zwischenwerk 3 gelegene Kurgan-Batterie.

Er hatte zu diesem Zweck am Morgen des 26. November bei Schuischiying eine aus Freiwilligen aller 4 Divisionen gebildete Abteilung in Stärke von 2600 Mann zusammengezogen. Als der Mißerfolg des Angriffs auf die Ostfront feststand, erhielt sie den Angriffsbefehl. Obwohl der Abteilung in der Dunkelheit ein Einbruch in die Batterie glückte, konnte sie den Erfolg nicht ausweiten. Landungskompanien des Pazifikgeschwaders schlugen sie im Gegenangriff zurück.

Nachdem Nogi begriffen hatte, daß seine Armee auch diesmal die Festung nicht zu Fall bringen würde, verlagerte er die Angriffsanstrengungen von der Ost- auf die Westfront. Er befahl einen neuen Sturmangriff auf den Hohen Berg sowie auf den ihn flankierenden Flachen Berg. Da vom Hohen Berg aus das Hafenbecken überblickt werden konnte, ließ sich von hier das Feuer der Artillerie ganz präzise auf die Schiffe des Pazifikgeschwaders lenken. Er hoffte, auf diese Weise das Geschwader endgültig liquidieren zu können. Von den Russen war der Hohe Berg seit den Septemberkämpfen pioniertechnisch stark ausgebaut worden; seine Stellungen und Unterstände hatte man zum Teil in den Fels gehauen. Um diese starke Position



sturmreif zu schießen, überschütteten die Japaner sie vor Beginn des Gefechts stundenlang mit 280-mm-Granaten. Am Nachmittag des 27. November trat die verstärkte 1. ID zum Sturm an. Es entbrannten tagelange schwerste Kämpfe. Im Ergebnis ihres erfolglosen Anrennens war die 1. ID derart geschwächt, daß sich Nogi gezwungen sah, weitere Teile der 7. ID in den Kampf einzuführen. Aber auch bei den Russen waren die Verluste sehr hoch und ihre Reserven völlig aufgebraucht. Auf Stössels Weisung wurden aus Krankenwärtern mehrere Kompanien formiert und durch den Einsatz von Genesendenkompanien in momentan nicht angegriffenen Abschnitten kampffähige Einheiten freigesetzt. Am 30. November zerschellte zunächst Angriffswoge auf Angriffswoge der 7. ID am zähen Widerstand der Russen, die ihre minimalen Reserven überaus geschickt und effektiv einsetzten. Als es den Japanern nach Einbruch der Dunkelheit dennoch glückte, den Gipfel des Hohen Berges zu erstürmen, wurden sie durch einen Gegenangriff dreier russischer Abteilungen wieder verdrängt. Danach trat eine Kampfpause ein, während der aber das japanische Artilleriefeuer auf den Hohen Berg unvermindert fortdauerte.

Am Morgen des 5. Dezember erhoben sich die Truppen der 7. ID erneut zum Sturm. Während die Angriffe auf die rechte Redoute und den Sattel des Berges abgewehrt wurden, fiel die linke Redoute in die Hand der Japaner. Nach russischen Gegenangriffen und wiederholten Attakken der Angreifer wechselte sie bis zum Abend noch zweimal den Besitzer. Die Verluste der Russen wurden indessen immer größer. Gegen 16.30 Uhr brach die Telefonverbindung zwischen dem Befehlsstand auf dem Hohen Berg und dem Stab ab. Wenig später war aus der Ferne im Feuerschein der Detonationen zu sehen, daß auch über der Redoute des rechten Gipfels die japanische Flagge wehte. Kondratenko raffte alles greifbare Personal zusammen und ließ diese etwa 800 bis 1000 Mann starke Truppe in 3 Abteilungen zum Gegenangriff vorgehen. Zwar vermochte die rechte Abteilung in die Redoute des rechten Gipfels einzubrechen, doch die gegen den Sattel und die linke Redoute angesetzten Abteilungen warfen sich nach Ausfall ihrer Offiziere im heftigsten Abwehrfeuer der Japaner auf dem Hang nieder und waren durch nichts zu bewegen, den Angriff fortzusetzen. Kondratenko sah keine andere Möglichkeit, als gegen 22.00 Uhr den

Rückzugsbefehl zu erteilen und die völlig erschöpften Reste der Verteidiger in die Festungswerke der Westfront zurückzuführen. Die Japaner mußten die Einnahme des Hohen Berges mit dem Blutzoll von 8000 Mann bezahlen.

Die Vernichtung des 1. Pazifikgeschwaders

Noch während des 5. Dezember begannen die Japaner, vom Hohen Berg aus das Feuer ihrer 280-mm-Haubitzen gegen die Schiffe des Pazifikgeschwaders zu lenken. Nacheinander sanken in den nächsten Tagen die Linienschiffe «Poltawa», «Retwissan», «Pereswet» und «Pobeda», der Kreuzer «Pallada» und der Panzerkreuzer «Bajan» sowie das Transportschiff «Amur». Am 9. Dezember verließ das Linienschiff «Sewastopol» den zur tödlichen Falle gewordenen Hafen und ging im Schutze der Tiger-Halbinsel auf der Außenreede vor Anker. 6 Nächte lang wurde es dort von mehreren japanischen Torpedobootabteilungen angegriffen, mit Dutzenden Torpedos attackiert und schließlich so schwer beschädigt, daß es auf Grund aufsetzte.

Der Fall des Hohen Berges und der Untergang des Pazifikgeschwaders erschütterten die ohnehin angeschlagene psychische Verfassung der Verteidiger stark. Diese wurden wieder hart getroffen, als am 15. Dezember General Kondratenko, der die Seele der Verteidigung Port Arthurs gewesen war, bei einem Artillerievolltreffer auf Fort II ums Leben kam. Sein Tod war für die Festungsbesatzung ein unersetzlicher Verlust. Nachfolger Kondratenkos wurde General Fock.

Die Forts fallen

Am 18. Dezember zündeten die Japaner ihre in die Brustwehrböschung von Fort II eingebrachten Minenladungen und drangen in das Fort ein. Nach stundenlangen heftigen Kämpfen im Innenhof gab der Rest der Besatzung gegen 23.00 Uhr auf Befehl das Fort auf. Am Vormittag des 28. Dezember sprengten die Japaner mit insgesamt 6100 kg Dynamit die Brustwehr von Fort III in die Luft. Durch die Wucht der Detonation wankte das ganze Fort, stürzten Unterstände und Deckungen zusammen und begruben einen Teil der Verteidiger wie auch der Angreifer unter sich. Der Rest der Besatzung vermochte nicht, dem einsetzenden starken japanischen Artilleriefeuer und der unablässig in das Fort eindringenden japanischen Infanterie zu widerstehen. Nach einigen zum Teil von den Offizieren unter Gewaltandrohung erzwungenen Widerstandsversuchen wurde die Besatzung am Ende frontal in der Unterkunftskasematte blockiert. Angesichts ihrer aussichtslosen Lage gestattete ihr Stössel in der Nacht, sich aus dem Fort zurückzuziehen. Am 31. Dezember sprengten die Japaner schließlich auch die Brustwehrböschung von Zwischenwerk 3, wobei die diensthabende Abteilung des Forts verschüttet wurde. Ehe sich die übrigen Russen von ihrer Verwirrung erholt hatten, war das Werk bereits von den Japanern besetzt. Ihre Maschinengewehre hielten die Besatzung in der Kasematte in Schach, deren rückwärtiger Ausgang durch Trümmer versperrt war. Stössel gestattete es den praktisch Eingeschlossenen, sich den Japanern zu ergeben. Am selben Tag gelang den Japanern bei Fort III ein Durchbruch durch den Chinesischen Wall, eine sich unmittelbar hinter der Befestigungslinie entlangziehende und zur Verteidigung hergerichtete alte chinesische Erdanlage. Die Russen waren gezwungen, in diesem Abschnitt in der Nacht zum 1. Januar 1905 auf die 2. Verteidigungslinie zurückzugehen. Die Japaner setzten sofort nach. Ihr Angriff konzentrierte sich auf das «Große Adlernest», das jetzt zum letzten Eckpfeiler im Nordostabschnitt der Front geworden war. Bis 13.00 Uhr rannte die japanische Infanterie fünfmal gegen das «Große Adlernest» an, wurde aber jedesmals abgeschlagen. Beim sechsten Sturmangriff am Nachmittag fiel das «Große Adlernest». Da die rechts anschließenden Befestigungen nun von der linken Flanke und zum Teil sogar von hinten beschossen werden konnten, befahl Fock in der Nacht zum 2. Ja-

nuar, auch das «Kleine Adlernest», die Kuropatkin-Lünette, Batterie B sowie den zugehörigen Abschnitt des Chinesischen Walls zu räumen. Damit war – mit Ausnahme des rechten Flügels – die Hauptverteidigungslinie der Ostfront in der Hand der Japaner.

Der Fall der Festung

Bereits am 29. Dezember hatte auf Weisung Stössels der Verteidigungsrat der Festung getagt. Obwohl sich die Mehrheit der Anwesenden für eine Fortsetzung des Kampfes ausgesprochen hatte, ließ Stössel am 1. Januar durch einen Offizier seines Stabes einen Brief an Nogi überbringen, in dem er Verhandlungen zur Übergabe der Festung vorschlug. Das geschah unter dem maßgeblichen Einfluß Focks. Am 2. Januar traf in der Frühe Nogis zustimmende Antwort ein. Bereits mittags kamen in Schuischiying die bevollmächtigten Vertreter beider Seiten, der Stabschef Stössels, Oberst Reis, und der Stabschef Nogis, Generalmajor Kassuke-Iditti, zusammen. Reis erhielt 50 Minuten Bedenkzeit, die japanischen Kapitulationsbedingungen anzunehmen oder abzulehnen. Reis sah keine andere Möglichkeit, als der vollständigen Kapitulation zuzustimmen. Um 19.00 Uhr unterzeichneten beide Vertreter die Kapitulationsurkunde. Die Garnison von Port Arthur gab sich gefangen.

Vierzehn Tage nach der Kapitulation Port Arthurs erschien in einer illegalen bolschewistischen Wochenzeitung Rußlands ein Artikel aus der Feder W. I. Lenins. Er charakterisierte darin den Fall der Festung als eine historische Katastrophe, die ein Symptom für den Zusammenbruch des politischen Systems Rußlands sei, als eine Bilanz der Verbrechen des Zarismus. Er wies nach, daß der militärische Zusammenbruch zum Beginn einer tiefgreifenden politischen Krise der reaktionären zaristischen Selbstherrschaft geworden war und schlußfolgerte: «Die Kapitulation Port Arthurs ist der Prolog zur Kapitulation des Zarismus.»

Das Ende des Krieges

Durch den hartnäckigen Widerstand, den die Verteidiger Port Arthurs während der engen Einschließung der Festung geleistet hatten, war 329 Tage lang eine ganze japanische Armee gefesselt worden, die zuletzt eine Stärke von 100 000 Mann erreicht hatte. Das war nicht ohne Einfluß auf den Verlauf der Kampfhandlungen in der Mandschurei geblieben, die hier seit dem 1. Mai 1904 tobten. Nach dem Fall Port Arthurs konnte Nogis 3. Armee in die Kampfhandlungen in der Mandschurei eingreifen. Die große Schlacht bei Mukden endete mit der entscheidenden Niederlage der russischen Armee. In der abschließenden Seeschlacht zwischen dem 2. Pazifikgeschwader und der japanischen Flotte bei Tsushima Ende Mai vollendete sich schließlich das Fiasko der russischen Kriegführung im Fernen Osten. Rußland mußte kapitulieren! Es verlor in diesem Krieg etwa 270 000 Mann, davon über 50 000 Tote. Allein bei der Verteidigung Port Arthurs mußten 7 800 Mann ihr Leben lassen. Japan büßte insgesamt ebenfalls etwa 270 000 Mann ein, davon über 86 000 Tote. Für die Erstürmung Port Arthurs zahlte es den hohen Preis von 25 000 Toten.

Die Niederlage des Zarenreichs im Russisch-Japanischen Krieg war primär im reaktionären politischen System Rußlands und in der Rückständigkeit seiner ökonomischen Verhältnisse begründet. Seine Militärmacht erwies sich, wie Lenin schrieb, als Attrappe. Der im Volk unpopuläre Krieg vertiefte die Widersprüche zwischen den herrschenden Ausbeuterklassen und der werktätigen Bevölkerung und beschleunigte den Ausbruch der bürgerlich-demokratischen Revolution in Rußland. Als am 22. Januar 1905 zaristische Polizei eine friedliche Demonstration Petersburger Arbeiter blutig niedermetzelte, wurde der «Blutsonntag» zum Fanal des Kampfes der Werktätigen Rußlands für den Sturz der zaristischen Selbstherrschaft.

Die Unfähigkeit der obersten politischen und militärischen Führung Rußlands programmierte ihre Niederlage praktisch vor. Ihre Fehleinschätzungen und Fehlentschei-

dungen vor Beginn des Krieges, ihre weder den Kriegszielen noch den militärischen Bedingungen des Krieges angepaßte passive Strategie und schließlich die ungenügende Vorbereitung ihrer Streitkräfte auf die Führung eines Krieges schlossen einen anderen Verlauf des Krieges praktisch aus. Zu diesen negativ wirkenden Faktoren gesellten sich die untauglichen Führungsmethoden der Kommandobehörden der Mandschurischen Armee, der Festung und der Pazifikflotte. Passivität, mangelnde Entschlußkraft und mangelnde Entscheidungsbereitschaft, Scheu vor dem offensiven, konzentrierten Einsatz der Kräfte und Mittel, mangelnde Aktivität in der Verteidigung, übertriebene Bildung von Reserven auf Kosten der handelnden Truppen – um nur einige Faktoren zu nennen – erleichterten den Japanern in vielen Fällen den Erfolg. Negativ wirkte sich außerdem aus, daß der Kriegsschauplatz Tausende Kilometer von den ökonomisch entwickelten Gebieten im Westen des Riesenreiches entfernt war. Da zudem das einzige Verbindungsglied, die transsibirische Eisenbahn, am Baikalsee noch unterbrochen war und, nur eingleisig ausgebaut, keine große Durchlaßfähigkeit hatte, erwiesen sich Sammlung und Versorgung starker russischer Streitkräfte im Fernen Osten als äußerst schwierig.

Der erste Krieg zweier imperialistischer Großmächte untereinander wurde am 5. September 1905 mit dem Frieden von Portsmouth (USA) beendet. Japan trat in das Pachtrecht auf Port Arthur ein, weigerte sich 1923 aber, es an China zurückzugeben. Es hielt Port Arthur bis 1945, bis zur Niederlage im zweiten Weltkrieg, widerrechtlich besetzt. Das zaristische Rußland bekam durch den Friedensvertrag die Hände frei, die Revolution im Innern des Reichs niederzuschlagen.

---

1 In manchen Karten unter dem Namen des Gebiets Lüda eingetragen.

2 Verschiedene Typen stützpunktartiger, aus Erde und Holz errichteter Verteidigungsanlagen.

3 Gegen die feindliche Stellung oder Befestigung vorgetriebener enger Tunnel, in den Sprengladungen eingebracht waren.

4 In der feindseitigen Wand des Fortgrabens gelegener Komplex geschlossener Kampfräume für Schützen- und leichte Artilleriewaffen, von denen aus der Fortgraben und die Brustwehrböschung des Forts durch Feuer gedeckt wurden; durch einen Tunnel mit dem Fortinnern verbunden.

5 Aus starkem Mauerwerk oder Beton bestehende, meist noch mit einer starken Erdschicht bedeckte geschlossene Kampfräume für Schützen und leichte Geschütze bzw. Bauwerke zur Unterbringung der Fortbesatzung.

Grenzsicherung

Hauptmann d. R. Werner Karnstedt

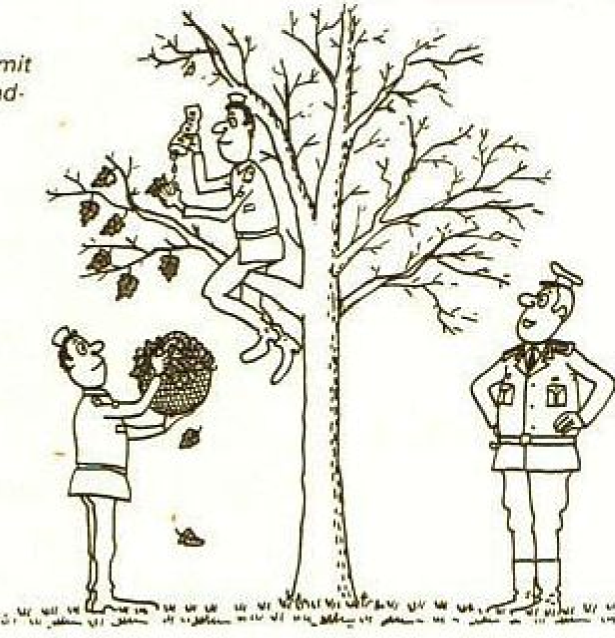
Wenn nachts die letzten Lichter glimmen,
aus weißen Rahmen Schwärze fällt
und die Konturen nicht mehr stimmen,
da Nebel sich hinzugesellt,

wenn Wälder in den Morgen schweigen,
den Laut der Tannenteppich schluckt,
die Gräser bis zur Erde neigen,
das Dorf bizarr am Berghang duckt,

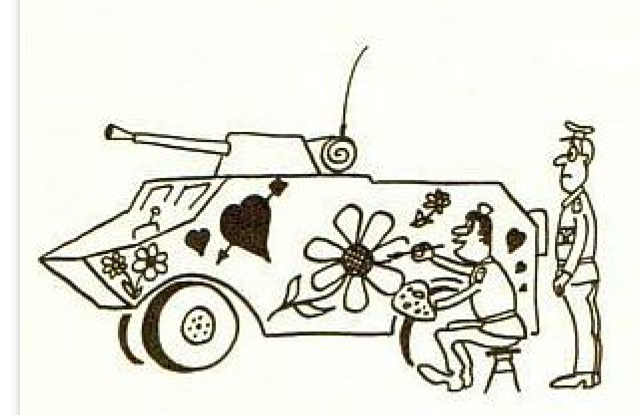
dann braucht der Grenzpfad viele Blicke,
denn dunkel ist nicht nur die Nacht,
denn zeigt sich nur die kleinste Lücke,
bedrohen Feinde unsre Macht!

Der freche Zeichenstift

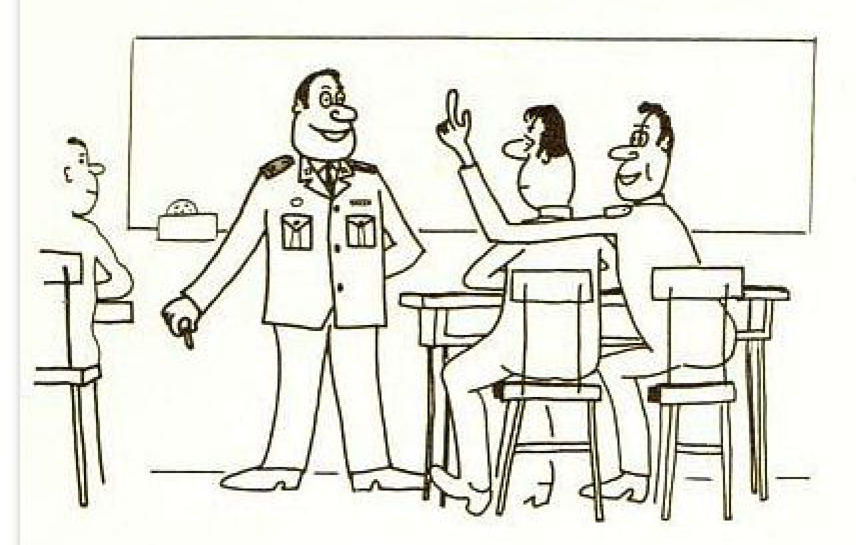
Peter Paasch

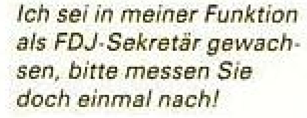


Der alljährliche Ärger mit den Blättern ist nun endgültig vorbei



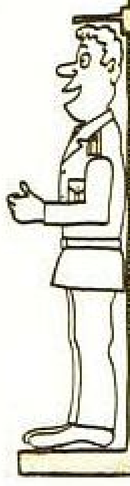
Endlich ein jugendgemäßer Anstrich!

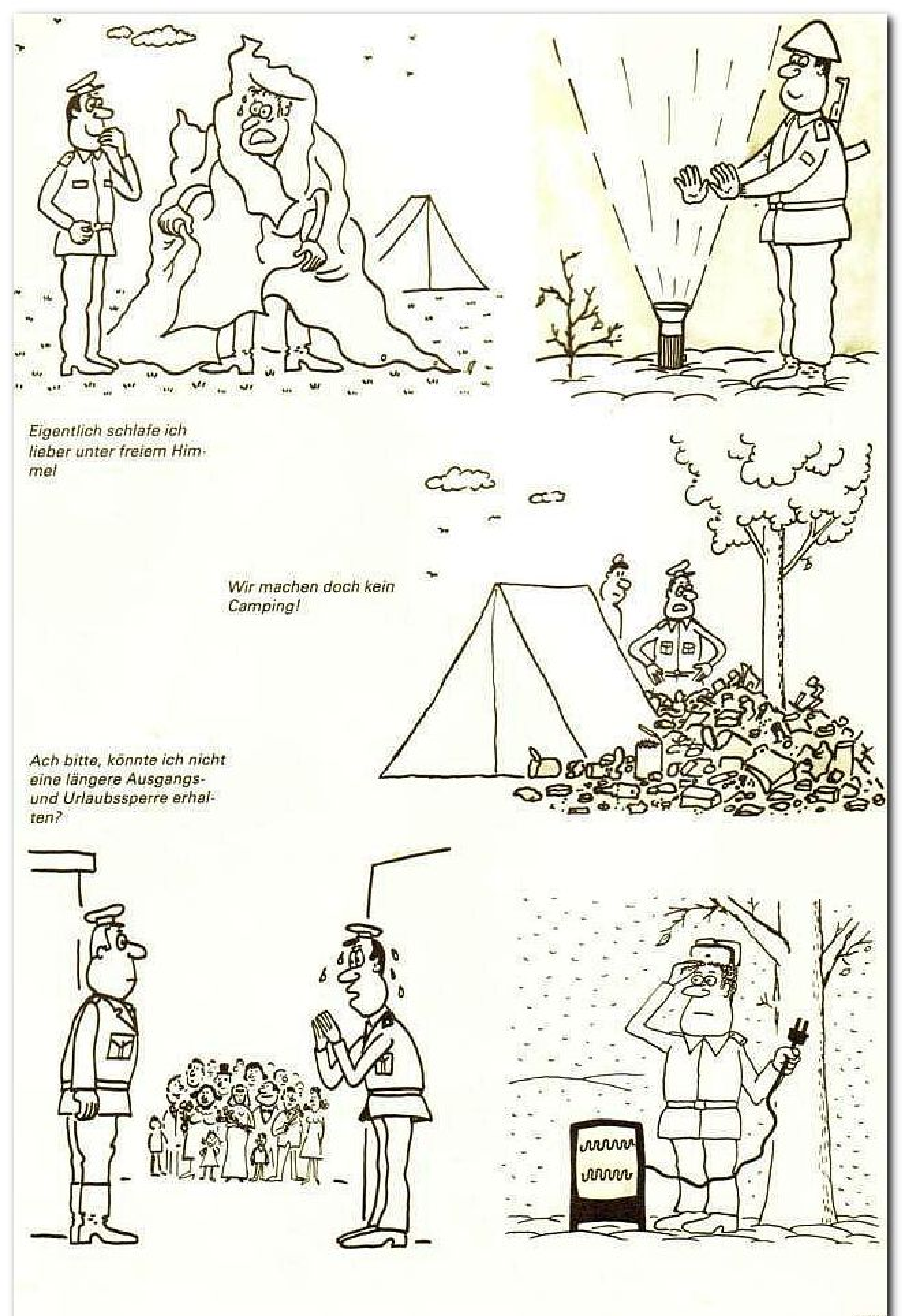




Ich sei in meiner Funktion als FDJ-Sekretär gewachsen, bitte messen Sie doch einmal nach!






Eigentlich schlafe ich lieber unter freiem Him- mel
Wir machen doch kein Camping!
Ach bitte, könnte ich nicht eine längere Ausgangs- und Urlaubssperre erhal- ten?



Ich arbeite gerade an meinem Diskussionsbeitrag

Als Sachprämie für guten Innendienst

Also gut, wir spielen um die Theaterkarte – wer verliert, muß sie nehmen!

Aber so sitzt die Mütze lässiger

Gemeinsame Spiele fördern den Kollektivgeist



Wenn nicht bald jemand den Befehl gibt, das Bild gerade zu hängen, schreibe ich eine Beschwerde!

Räumen wir gleich auf, oder machen wir das zum Jugendobjekt?

Wir danken den Autoren und Verlagen, die uns die freundliche Genehmigung zum Abdruck der Gedichte erteilten.

Illustrationen: (Die in Klammern gesetzten Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Buch.)
Erna Keubke (104–105, 108–109), Günther Lück (49, 52, 56, 176, 178, 269), Ingolf Neumann (84, 245, 247, 249), Peter Paasch (284–287), Hans Räde (149, 261, 264), Werner Ruhner (Vor- und Nachsatz), Wolfgang Schedler (37–42, 44, 76–77, 100–101), Detlev Schüler (72–74, 128–129, 132, 220–221), Georg Seyler (191), Jürgen Wagner (45, 153, 156, 217, 225, 235–238, 241), Heinz Wolf (165, 159, 172).

Fotos:
ADN/Zentralbild (33, 212), ADN-ZB/AP (210), ADN-ZB/Krüger (206), ADN-ZB/Sindermann (141), ADN-ZB/Zühlsdorf (30), Archiv Bergschicker (200-201), Archiv Czepuck (200), Archiv Hein (121–122, 124–125), Archiv Israel (184–188), Archiv Junge Welt (33), Archiv Militärverlag (35, 47, 55, 59, 61, 65, 199), Archiv Peißker (268–279), Archiv Ruthe (194–197, 209, 211–213), Armeemuseum/Fleischer (202–203), Red. «Armeerundschau»/Gebauer (13, 39, 96–97, 99–100, 112–117, 136–137), Red. «Armeerundschau»/Uhlenhut (38, 42), DEWAG-Berlin (101), Friedrich Fuchs (163), Matthias Gründer (150–151), J. Großmann (200), Peter Hein (120, 159–160), W. Ihde (141, 143), Leonid Jakutin (15–17, 20, 24), Junge-Welt-Bild/Eckebrecht (27–29), Karl-Heinz Kaufmann (87), Eberhard Klöppel (12–13), Georg Liebe, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit (253–257), Militärbilddienst/Fröbus (8, 12–13, 44, 68–69, 88–91, 93), Militärbilddienst/Striepling (40–41), Militärbilddienst/Tessmer (37, 43), Militärbilddienst/Wehlisch (100), Militärverlag (31), Militärverlag/Zühlsdorf (12), Jean Molitor (228–233), Munitionsbergungsdienst d. DVP (140), Nowosti (190), Gudrun Ott (219, 226), Detlev Steinberg (16, 21, 25), Roman Swjagelski (14), S. Thienel (144), Red. «Volksarmee»/Bredow (75), Red. «Volksarmee»/Jeromin (43, 76), Zentralbild (184).

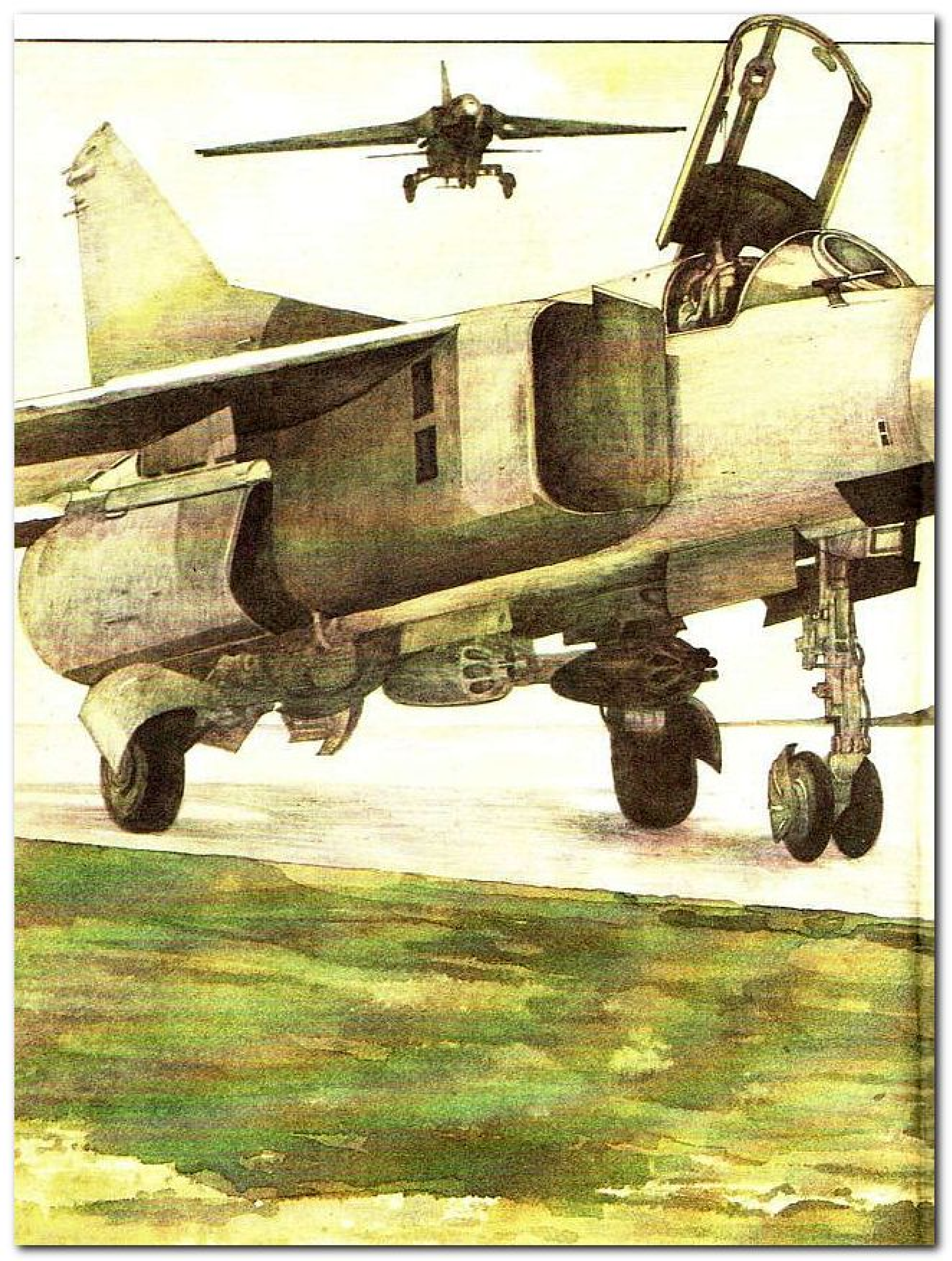
Reproduktionen: Rudolf Streidt

Arsenal 6. –
Berlin: Militärverlag d. DDR, 1986. – 288 S.: 260 Ill. – (Almanach)

ISBN 3-327-00046-8

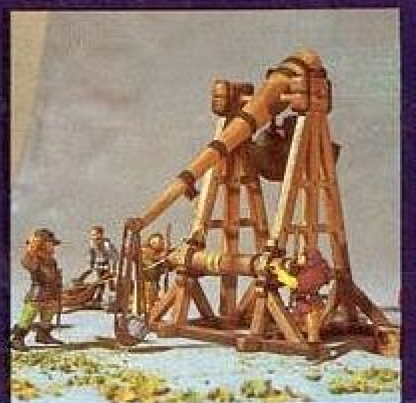
1. Auflage

Lizenz-Nr. 5
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig,
Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Lektoren: Helga Schwabe, Werner Kießhauer, Erika Walter
Gesamtgestaltung: Wolfgang Ritter
Redaktionsschluß: 30. Juni 1985
LSV: 0589
Bestellnummer: 746 740 9
Der nächste Band, «Arsenal 7», erscheint 1988.
Die Artikelreihe über die Entwicklung von Feuerwaffen wird im «Arsenal 7»
mit dem Beitrag «Vom Einzellader zum Mehrlader» fortgesetzt.
01250

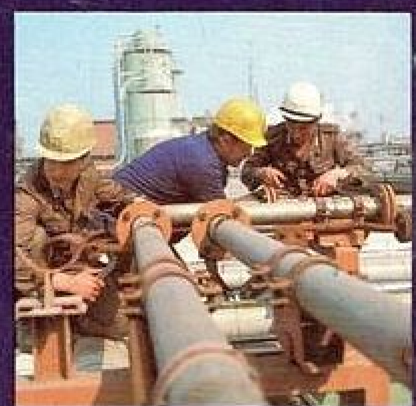


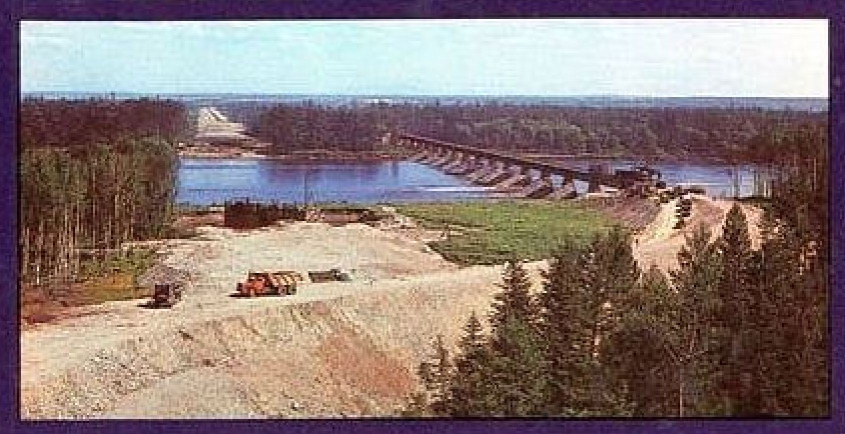


ISBN 3-327-00046-8











Oberleutnant Simon ermittelt: Unfall oder Mord?
Sichere Starts, Flüge und Landungen.
Prinzipien und Erfahrungen eines Sprengmeisters.
Achtung! Hier spricht Leningrad!
Mit Mokicks im harten Mehrkampf.
U-Boot oder U-Schiff?
Im Kessel von Halbe.
Rekrutenausbildung der „Ledernacken".
Zinnsoldaten.
Im Flüchtlingscamp der SWAPO.
Operation Omega.
Moorsoldatenlied.
Pikeniere, Musketiere und Grenadiere.
Report aus Nikaragua.
Belagerung und Fall Port Arthurs.